Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —

Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —

Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.

Für einen Monat mit . . . — 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —

Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —

Für einen Monat . . . . fl. 1. —

Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Die Gräfin von der Nadel.

Die

Gräfin von der Nadel.

Eine Geschichte aus dem Alltagsleben.

Von

Hans Wachenhusen.

Berlin, 1863.
Verlags-Comptoir.
(A. Dominé.)

1.

Ein Paradies ist bald verloren.

Kein so stilles, so schönes und lauschiges Plätzchen gab's auf der weiten Welt, als das, zu welchem wir den Leser an die Ufer des Rheines führen. Da plätscherten die Wellen des deutschen Stromes so geschwätzig an die steinerne Wehr und sie erzählten von alten, grauen Sagen, von den Rittern und Burgfräulein, guten und bösen, deren Geister des Nachts drüben das moosige Burggemäuer umflatterten, von der Loreley, die ihr Haar mit goldenem Kamme kämmt und ein Lied dabei singt, von dem Bischof Hatto, den die Mäuse in dem finstern Thurm drüben gefressen, von der schönen Anna von Mannsfeld und hundert andern Dingen. Da windet der goldene Wein seine schattigen Ranken hinauf und hinab an dem ehrwürdigen Gemäuer und über die Hügel, da summen zwischen den Blüten die Bienen hin und her, die glücklichen, die den Wein schon trinken können ehe er gepreßt wird; da singen die Nachtigallen bis um Mitternacht in den alten Linden und Ulmen ihre großartigen Melodien, daß oft eine ganze Oper daraus wird; da rauschen stromauf und

stromab die stolzen Dampfer und schaufeln mit ihren Rädern ganze Berge von blitzenden Diamanten heraus aus dem Schoße des Vater Rhein; da ist's und da war's namentlich an dem von uns bezeichneten Plätzchen so schön, so traulich und beschaulich, daß es nach alten Erfahrungssätzen nimmermehr für immer so bleiben konnte, wie denn unsere Geschichte auch lehren wird.

Hinter der steinernen, von den farbigsten Frühsommerblumen überwucherten Brustwehr, an deren Fuß der Rhein plätscherte, lag der Garten des alten Hauptmanns Schirmer, eines Veteranen, der viel von seinen Schlachten und Wunden erzählte, die seine Tochter, seine einzige Zuhörerin, schon auswendig kannte. Inmitten des Gärtchens, von zwei mächtigen Linden beschattet, stand das kleine Wohnhaus, auf dessen Dache kurrend ein Völkchen von weißen Tauben hin und her spazierte, wenn sie nicht einen großen Spazierflug über den Rhein verabredet hatten, was indeß fast täglich geschah.

Von dem Hause selbst war fast nichts als dieses Dach zu sehen; es schien, als sei es von Weinlaub erbaut, so dicht bedeckten die Ranken die Mauern, und wie es nach dem alten Sprichwort ein wahres Glück ist, daß die Vorsehung der Katze da zwei Löcher gelassen hat, wo die Augen sitzen, so war es auch hier ein Glück, daß wenigstens die Fenster so viel Raum behalten hatten, um durch dieselben in den Garten blicken zu können.

Einige schattige Lauben, einige dunkle, geheimnißvolle Bosquets, einige Blumenrondels und im Hintergrunde einige bescheidene Gemüsebeete, dazwischen hier und da eine alte vom

Wetter zernagte Sandsteinbank, das war der ganze Inhalt, der ganze Luxus dieses Gärtchens, das offenbar seine Vorzüge nicht in anmaßender Eleganz, sondern in traulicher Heimlichkeit suchte, auf das aber der Himmel mit doppelter Anmuth herablächelte, während die Vögel in den Linden und in den Gebüschen ihre Lieblingsplätzchen hatten.

Keine Statue zierte das Gärtchen, es sei denn die schlanke bewundernswerthe Gestalt Kätchens, die kein Bildhauer so makellos und verführerisch zu meißeln vermocht hätte, und die fast regelmäßig um Sonnen-Niedergang an der Brüstung des Rheins, umrahmt von den Zweigen und Blüten der Rosenlorbeeren, dastand. Kätchen, ein Meisterwerk der Schöpfung, halb Grazie, halb Juno, lebte hier, die Einsamkeit mit dem Vater theilend, bescheiden wie eine Blume; ihr Sonnenschein war der zufriedene Blick des Vaters, selten betrat ihr Fuß das kleine Städtchen, vor dessen Thor ihr friedliches Asyl lag, und dennoch wußte die ganze Nachbarschaft von ihr und ihrer Schönheit. Obwohl vom frühen Morgen bis zum Abend in der freien Luft des Gärtchens, hatte doch die Sonne der Weiße und Zartheit ihrer Gesichtsfarbe nichts anzuhaben vermocht; ihr großes schwarzes Auge, dem die langen seidenen Wimpern einen so schwärmerischen Ausdruck verliehen, aus dessen dunkler geheimnißvoller Tiefe eine der edelsten, unentweihtesten Seelen ihre Gebete zum Himmel sandte, während ihr frischer lieblicher Mund der Welt zulächelte, ihr klassisch geformtes Profil, das die auf ihrem Antlitz lagernde himmlische Sanftmuth mit einer oft imponirenden Würde paarte, ihr hoher schlanker Wuchs,

getragen von den reizendsten Füßchen, die gleich denen einer Elfin durch die Beete dahin schwebten, endlich das tiefschwarze Haar, das unter dem leichten und graziösen Strohhut hervorquoll — alle diese Vorzüge vereinten sich zu einem weiblichen Ideal, von dessen Schönheit man weit und breit im Rheingau wie von einer Fee erzählte, die Niemand zu Gesichte bekam.

Heute sehen wir Kätchen ihrer Gewohnheit nach gegen Sonnen-Untergang an der Brüstung stehen, umrahmt von den dicken Blüten der Oleander. Die letzten Strahlen der Sonne vergolden noch die Kuppel der auf den jenseitigen Uferhöhen sich erhebenden kleinen Kapelle; langsam und kaum merkbar, wie die Seele des Glücklichen der Schlummer umfängt, lagern sich die Schatten auf die drüben am Ufer liegenden Villen, dunkler färbt sich das Laub und dunkler der Wasserspiegel des Vater Rhein, auf welchem den Tag hindurch die Sonnenstrahlen gespielt. Der Schmetterling hatte längst der Blume gute Nacht gesagt, die kleinen Sänger in den Zweigen wurden bereits schweigsam, nur der Fink zirpte noch sein kurzes melancholisches Abendlied, dessen eine und einzige Melodie wir Alle kennen.

Kätchen war in jenes Alter getreten, in welchem die Jungfrau zu denken beginnt; sie zählte siebzehn Jahre und sollte zum Herbst in ihr achtzehntes treten. Gott weiß, woran es liegen mochte, sie war seit einiger Zeit oft still und träumerisch; es mußte was Besonderes in ihrem Herzen vorgehen. Sinnend und schwermuthsvoll stützte sie, an eine der beiden alten Stein-Urnen gelehnt, das Köpfchen in die Hand

und als eben jetzt einer der stolzen Dampfer mit seinem ausgespannten schneeweißen Zeltdach majestätisch wie ein großer Schwan durch den breiten Strom dahinzog mit einem fahrenden Sängerchor und einer Musikbande an Bord, die ihre deutschen Lieder daher brausen ließen, daß das Echo der Berge sie weit hineintrug in die alten ehrlichen Gauen, da leuchtete das Auge des Mädchens auf, und ein Seufzer — war's der des stillen Glücks oder heimlicher unbefriedigter Sehnsucht — stieg aus der Brust der Jungfrau herauf, während die Töne und Klänge weiter und weiter verhallten und der stolze Dampfer ihrem Gesichte entschwand.

„Ach die Welt, die große unendliche Welt!" seufzte Kätchen vor sich hin. „Wie glücklich doch diese dort sein müssen, die da frei wie der Vogel hinziehen und all ihre Wonnen an das jubelnde Herz drücken . . . Freilich," setzte sie langsam hinzu, „auch die Einsamkeit hat ihre Freuden, denn sie hat ihren Frieden; aber die Gedanken sind so unruhige Gäste! Gott gab sie wohl dem Menschen, damit er sie hinaustrage über die Grenzen des täglichen Wirkungskreises; ist's aber ein Wunder, wenn sie oft ein Stück von seinem Herzen wegtragen, das nicht wieder heimkehrt? Und das arme Herz blutet und aus den Blutstropfen sprießen immer wieder neue Gedanken . . . Ach, die Gedanken!"

„Ei schau doch an! Sollte man nicht glauben, Dich drückte das Elend wer weiß wie schwer!" rief plötzlich eine tiefe Männerstimme, während ein Arm sich um ihren Leib

schlang und ein großer grauer Schnurbart ihr über die Schulter ins Gesicht schaute.

„Väterchen, Du erschreckst mich ja!“ rief das Mädchen überrascht und ein wenig beschämt.

„Gerade zur rechten Zeit, um die Gedanken davon zu jagen, Du albernes Kind, das den Teufel zu beurtheilen weiß, wer glücklich ist oder nicht. Da schaust Du jetzt immer diesen fremden Menschen nach, die an uns vorüber dampfen; Du beneidest sie, ohne zu bedenken, daß Jeder dieser Glücklichen, ehe er sich aufmachte, sein Bündel Sorgen zurückließ, das ihn daheim getreulich erwartet, wenn er es nicht auf dem Rücken mit sich herumschleppt. Schau mich an und mein nacktes Haupt! Ich bin auch sehr glücklich gewesen, aber es ist, wie ich Dir immer gesagt: zeigt Dir der Mensch auch ein lächelndes Gesicht, es sitzt doch des Nachts über jedes Menschen Kopfkissen ein Kobold, der ihm langsam ein Haar nach dem andern ausreißt!“

„Vielleicht, Väterchen, gab uns der Himmel diesen Kobold, um uns nicht übermüthig werden zu lassen,“ unterbrach ihn das Mädchen, während sie die Hand des alten Soldaten faßte und sie an ihre Lippen drückte.

„So ist es, mein Kind! Er läßt uns suchen und irren und finden und nicht finden, und das ist gut, denn sonst würden wir in unserm Uebermuth den Herrgott längst abgesetzt haben. Du weißt ja von jenem neapolitanischen Fischer, der seinen Schutzheiligen durchprügelt, wenn er nicht für guten Fang sorgt, und die Muttergottes in der Kirche mit Schimpf-

worten überhäuft, wenn sie ihn nicht in der Lotterie gewinnen läßt; dieselben Instinkte theilen wir Alle, und wie oft würden wir den lieben Gott selbst zur Rede stellen, waltete er nicht hoch über uns als eine unerreichbare, unverantwortliche Instanz . . . Doch, um zur Sache zu kommen," setzte er hinzu, indem er das Mädchen neben sich auf die alte Steinbank zog. „Man lernt sein Glück stets erst schätzen, wenn man es verloren hat, und diese Erfahrung sollst auch Du machen . . . Höre mich an, Kätchen!" fuhr er im feierlichen Tone fort. „Mit unserem stillen Glück hier ist's aus für immer; man stößt uns hinaus in die Welt, die Erben meines seligen Bruders, der mir dieses Häuschen auf Lebenszeit zum Nießbrauch gegeben, haben ihren Prozeß gegen mich gewonnen. Seit vierzehn Tagen ist die Sache schon entschieden, ich wollte aber erst mit mir im Reinen sein, ehe ich Dir davon sagte. Du sollst nun zuerst fort und ich folge Dir bald."

Mit diesen Worten zog er einen Brief aus der Tasche und reichte ihn Kätchen. „Lies, es geht Dich an!" sagte er mit weicher Stimme.

Kätchen war durch die Worte des Vaters in eine Bestürzung gerathen, die ihr jedes Wort versagte. Bleich und fragend, als fürchte sie, seine Rede zu verstehen, blickte sie den Vater an, ihre Lippen bewegten sich vergeblich, ihre Hand zitterte, als sie den Brief nahm und ihn entfaltete, ohne zu wissen was sie that.

„Der Brief ist von einem alten Kameraden in der Residenz,

an den ich Deinetwegen schrieb," fuhr der Alte, vor sich hinblickend, fort. „Ich habe Glück gehabt, wenn's überhaupt ein Glück ist, denn er schreibt . . . Aber so lies doch!" setzte er, ärgerlich über die eigene innere Erregung, hinzu.

Kätchen las den Brief und ließ ihn dann mit zitternden Händen in den Schooß sinken. Minuten lang blickte sie vor sich hin; Alles stürmte so plötzlich auf sie ein, daß sie gleichsam betäubt war; sie vermochte noch immer nicht das Alles zu fassen. Endlich aber bahnte sich eine durchsichtige Perle den Weg durch die halbverschlossenen dunklen Augenwimpern, zitterte zwischen diesen und rann dann über die Wange.

Der Alte sah die Thräne nicht; er malte zerstreut mit seinem Stock Figuren in den Kies zu seinen Füßen.

„Vater!" hörte er endlich eine Stimme, die wie ein Angstruf aus dem Innersten eines gepreßten Herzens kam. „Und Du bist mit Allem einverstanden, was in diesem Briefe steht? . . ."

Der Alte wagte nicht zu antworten; es brannte und schmerzte in seiner Brust, seit er diese Stimme gehört, die ihm das Herz zerschnitt. Tiefer und tiefer bohrte er den Krückstock in den Sand.

Aengstlich und zitternd lauschte Kätchen auf eine Antwort, während eine Thräne der andern folgte; als der Vater diese Antwort schuldig blieb, legte sie beide Hände vor die Augen und suchte ihr Schluchzen zu ersticken.

Jetzt bemerkte der Alte die ganze Wirkung des Briefes; er überzeugte sich, daß er die Sache verkehrt angefangen.

„Aber Kätchen!" rief er, „ist denn die Sache so schlimm?

Nimm doch Vernunft an! Der Brief ist ja Dein Glück! Du hast ihn ganz falsch aufgefaßt; ich habe Dir ja gesagt . . ."

„O, ich fühle es wohl, es ist die Strafe für die sündhaften Gedanken, die mir immer in den Kopf fahren, ich weiß ja selbst nicht wie!" schluchzte Kätchen. „Ich will es ja gestehen, ich hab' es mir oft so schön gedacht, ein Stückchen von der Welt zu sehen, aber ohne Dich, Väterchen . . .? Und jetzt soll ich zur Strafe dafür von Dir, Du verstößest mich wie eine ungerathene Tochter, die Dich doch so über Alles liebt! . . . Ach, ich hab' es wohl verdient!"

Und abermals flossen die Thränen, so daß der Alte sein inzwischen mühsam zusammen gedachtes Konzept verlor.

„Kätchen!" rief er endlich, sich einer ihrer Hände bemächtigend. „Jetzt schau' mich 'mal vernünftig an und sag' mir: seh' ich aus wie ein Vater, der sein eignes Kind verstoßen kann?"

Kätchen wagte nicht aufzuschauen. Die Thränen waren einmal entfesselt und das Herz des Weibes ist ein unerschöpflicher Bronnen an Thränen. Ihr that das Herz so weh, so weh; der Gedanke, sich von dem Vater trennen zu sollen, mit seiner Einwilligung sich trennen zu müssen, das schmerzte unendlich. Dennoch schämte sie sich ihrer Thränen, war sie doch sonst dem Vater als so muthig, so stark bekannt, daß er oft über den Heroismus erstaunt, welchen sie in kritischen Augenblicken bewiesen, und jetzt saß sie da vor ihm wie ein schwaches, verzärteltes Kind!

„Was in dem Briefe da steht," fuhr der Alte fort, „hat seine Richtigkeit; wir haben unser stilles, schönes Paradies hier

verloren, wie es einst dem ersten Menschenpaar erging, das dazu nicht erst der Advokaten bedurfte wie ich. Aber ein Paradies ist leicht verloren, das hätten wir bedenken sollen, als wir so zufrieden die Hände in den Schooß legten. Thun wir jetzt unsern Gegnern wenigstens nicht den Gefallen, ihnen zu zeigen, daß wir uns deshalb grämen. Du, Kätchen, hast was gelernt, und deshalb bat ich meinen Freund, Dir eine Stellung als Gesellschafterin in der Residenz zu verschaffen. Er hat eine solche Stellung für Dich bei der Gräfin Werther gefunden, und das nimmt mir eine große Sorge von der Brust. Freilich kommt uns die Sache sehr schnell über den Hals, denn der Hofmeister der Gräfin soll schon in zehn Tagen auf der Rückreise von Paris unsere Nachbarschaft passiren und Dich mitnehmen. So schnell kann ich meine sieben Sachen hier nicht ordnen, ich brauche mindestens vier Wochen, um mich hier loszumachen; dann bin ich auch wieder ganz in Deiner Nähe, und da meine kleine Pension für mich allein schon ausreichen wird, so können wir drüben so glücklich sein wie hüben, wenn wir nur wollen."

Kätchen fuhr bei den letzten Worten des Vaters auf, ihr Blick verklärte sich, ihr Auge lächelte unter Thränen wie die Sonne des Mai. Sie schlang den Arm um den Nacken des Vaters und bedeckte seinen Mund mit Küssen.

„Wie, auch Du wolltest . . . So soll ich also nicht allein? . . ."

„Nun ja, allerdings will ich; warum läßt Du mich denn nicht ausreden?"

„Ach, er that ja so weh, der Gedanke, von Dir gehen zu

müssen! . . . Jetzt freilich bin ich beruhigt, Väterchen . . . Aber in zehn Tagen, sagtest Du," setzte sie, plötzlich wieder herabgestimmt hinzu . . . „In zehn Tagen!" wiederholte sie traurig; sie ließ das Auge über den Rhein schweifen, als ermesse sie den ganzen Verlust, der ihr bevorstehe; sie dachte an den Augenblick, wo sie dieser schönen, traulichen Stätte Lebewohl sagen solle, und wieder haftete ihr Blick am Boden, wieder legte sich ein Zug unendlichen Schmerzes über ihr bleiches Antlitz. „Fort von hier! . . . Von dieser süßen Heimat scheiden!" murmelten ihre Lippen, ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Sie starrte vor sich hin und tiefer und muthloser sank das Köpfchen auf ihre Brust.

Eine lange Pause trat ein. Dem Vater selbst war's lange nicht so gleichgültig zu Muthe, wie er sich stellte. Den Verwandten zum Trotz, die ihn hier fortjagten, wollte er sich nicht den Schein geben, als liege ihm was daran, und vierzehn Tage lang hatte er wirklich die Nachricht von dem Verlust seines Prozesses mit sich herumgetragen, ohne daß selbst Kätchen etwas errieth. Als er diese überraschte, wie sie ihre Sehnsucht in die Welt hinaus äußerte, glaubte er den richtigen Augenblick gekommen, ihr das Unvermeidliche mitzutheilen; der tiefe Schmerz aber, welchen Kätchen bei dem Gedanken an die Trennung von der heimatlichen Stätte zeigte, warf seine ganze Fassung über den Haufen. Dennoch sah er die Nothwendigkeit ein, den Kopf oben zu behalten; ihn, einen alten Soldaten, sollte Niemand weich finden.

„Die Welt ist schön überall, Kätchen," sagte er tröstend,

„und schöner draußen noch als hier; Du hast's ja selber vorhin erst gesagt. Gieb Acht, auch diese Schickung Gottes ist gewiß zum Guten!“

„Vielleicht, Väterchen,“ flüsterte Kätchen tonlos.

„Du lernst die Welt und die Menschen kennen; genau betrachtet, haben wir hier doch wie die Einsiedler gelebt!“ fuhr der Alte fort.

„Allerdings, lieber Vater,“ antwortete Kätchen, ohne wirklich gehört zu haben, was er sagte.

In Kätchen ging eben jener Moment vor, der große Seelen kennzeichnet, die wohl einem unerwarteten Sturm des Schicksals auf ihr Gemüth unterliegen können, aber selbst bei dieser Niederlage noch eines Sieges fähig sind.

Mit dem ganzen Aufwand ihrer geistigen Kraft hatte sie den Schmerz überwunden; sie richtete sich auf, sie legte die Hand auf das wehe Herz, als wollte sie dessen ängstliches Klopfen gewaltsam unterdrücken; ihre Haltung nahm wieder die frühere Sicherheit an, nur ihr Auge verrieth, was noch in ihr vorging; doch suchte sie auch dies zu verheimlichen, indem sie den Blick des Vaters vermied.

„Gewiß hast Du Recht, Väterchen!“ wiederholte sie zerstreut. „Ich war wohl kindisch; doch die Nachricht traf mich so unvorbereitet . . . Jetzt aber verzeih, daß ich mein Zimmer suche,“ setzte sie, sich erhebend hinzu. „In einer Stunde bereite ich Dir Deinen Thee hier, Väterchen!“

Und sich aufrichtend, das Antlitz des Vaters vermeidend,

schwebte die hohe, schlanke Gestalt des Mädchens dem Hause zu, während der Alte ihr kopfschüttelnd nachschaute.

„Da versteh' sich Einer auf die Weiber," brummte er. „Hier steht sie und seufzt in die Welt hinein und sehnt sich hinaus, und nennt Diejenigen glücklich, die nicht an die Scholle gefesselt sind, und da ich ihr in demselben Augenblick die Nachricht bringe, daß auch sie zu diesen Glücklichen gehören könne, ist's auch wieder nicht recht . . . Hm, ich habe wohl bemerkt, wie weh ihr diese Nachricht that; ich kenne das Mädchen genug, um zu wissen, daß es sehr schlimm kommen muß, wenn sie Thränen vergießt, wenigstens in meiner Gegenwart . . . Aber Potz Wetter, ist's mir denn so gleichgültig, ob man uns hier hinausjagt? Hat's mich nicht auch Ueberwindung gekostet, den Aerger, den Schmerz zu verbeißen? . . . Daß wir uns auf ein paar Wochen trennen müssen, was thut das? Andere Eltern müssen sich für die ganze Lebenszeit von ihren Kindern trennen, und ich, der ich nicht einmal . . ."

Der Alte verschluckte seine Worte und erhob sich ebenfalls, denn auch für ihn hatte die Kühle des hereinbrechenden Abends, die ganze Romantik der schönen Ufer, die ihn sonst stundenlang aufs angenehmste beschäftigt, allen Werth verloren.

„Mein Bruder war ein reicher Mann, weil er was Besseres zu thun wußte, als sich wie ich für's Vaterland Arm und Beine zerschießen zu lassen; seine Erben sind noch reichere Leute als er, und dies habsüchtige Volk kann nicht einmal erwarten, bis ich die Augen schließe und ihnen freiwillig hier den Platz räume! . . . So bleibt mir schon nichts übrig, als auf meine

alten Tage noch einmal in das Narrenhaus zurückzukehren, das man eine Residenz nennt. Indeß, wie Gott will; vielleicht fügt er dies so, um das Mädel in die Arme des Glücks zu führen, denn was sollte hier aus ihr werden, wenn ich einmal nicht mehr bin!“

Vierzehn Tage waren verstrichen und schon seit fünf Tagen erwartete man in dem kleinen Häuschen des alten Hauptmanns mit Bangigkeit den Hofmeister der Gräfin, welcher Kätchen in ihren neuen Wirkungskreis führen sollte.

Die letztere war gefaßt und ruhig, dennoch war die zarte Röthe von ihren Wangen gewichen und das leiseste Geräusch an der Gartenpforte ließ sie zusammenschrecken, wenn sie mit ihrer Arbeit beschäftigt in der Laube saß. Nur selten noch fiel eine Thräne auf diese Arbeit und zwar nur dann, wenn sie wußte, daß der Vater sie nicht überraschen könne. Kätchen hatte aus dieser ihrer ersten Prüfung wenigstens die Erfahrung gewonnen, daß sie entsagen könne; da es sein mußte, fühlte sie sich stark genug, das Unvermeidliche hinzunehmen; sie besaß also auch die Geistesgegenwart, mit aller Fassung in die neue Welt zu treten, welche sie aufnehmen sollte.

Mehrere Tage hindurch hatte sie jeden Abend von ihrem kleinen Paradiese Abschied genommen; eine innere Stimme sagte ihr, daß sie es nicht wieder sehen sollte, und wenn sie es je wiedersah, konnte es dann noch ein Paradies sein,

wenn fremde Menschen die ganze Idylle dieses Ortes durch alle die raffinirten Bedürfnisse des Reichthums verunstaltet hatten? . . . Ohne einen Seufzer bereitete sie nach einem solchen Abschiede dem Vater den Thee, und selbst wenn sie in ihr Kämmerchen trat, um die Ruhe zu suchen, hätten die Engel im Himmel, wenn sie durch das kleine Dachfenster hereinschauten, Kätchens Gesicht so zufrieden gefunden wie es früher gewesen. Kätchen war resignirt; es sollte einmal so sein, und da sie ja die Zuversicht hatte, auch den Vater wenige Wochen nach der Trennung in ihrer unmittelbaren Nähe zu haben, so erwartete sie gefaßt den Augenblick dieser Trennung.

Am Nachmittage dieses fünften Tages, als der Vater sein Nachmittagsschläfchen hielt und Kätchen eben in der schattigen Laube ihre Arbeit zur Hand nahm, fühlte sie plötzlich eine ungewohnte Angst um das Herz; ihr Athem ward schwer, ein Schwindel drohte sich ihrer zu bemächtigen. Die Arbeit entsank ihrer Hand, sie hatte Mühe sich aufrecht zu erhalten. Da plötzlich ward an der kleinen über der Gartenpforte hängenden Glocke gezogen, deren Ton ihr wie ein Dolchstich ins Herz fuhr.

„Großer Gott, er muß es sein!" flüsterte sie auffahrend und sich am Tische festhaltend, da der Schreck ihre Glieder lähmte.

Abermals und heftiger erschallte die Glocke. Außer einigen alten Freunden besuchte Niemand den Vater, unfehlbar war es der Bote der Gräfin, denn in dem ganzen Städtchen war keiner, der mit so viel Rücksichtslosigkeit Einlaß begehrt hätte.

Kätchen faßte ihren ganzen Muth zusammen. „Ich bin doch thöricht," flüsterte sie vor sich hin; „so lange schon bin ich auf diesen Augenblick vorbereitet und jetzt findet er mich so außer Fassung . . . schade nur, daß ich den Vater in seiner Ruhe werde stören müssen."

Mit festem Schritt bewegte sie sich zur Pforte und sah ein kleines Männchen mit grauem Haar, in leichten Sommer-Reisekleidern vor sich stehen. Dieser maß sie anfangs mit erstaunten Blicken und schien vor Bewunderung nicht zu Worte kommen zu können, als er die reizende Erscheinung im lichten Kleide vor sich sah. Dem Fremden war's, als trete ihm die Fee dieses kleinen Edens entgegen; sein graues stechendes Auge schweifte von dem dunklen Haar, das unter dem breiten Strohhut hervorquoll, bis zu dem zierlichen Füßchen hinab, das anspruchslos unter der weißen Robe hervorschaute, und Sekunden währte es, bis er zu Worte kam.

„Ich habe vielleicht die Ehre, Fräulein Schirmer vor mir zu sehen?" fragte er, die Reisemütze ziehend, während ein süßes Lächeln über seine scharfen Züge glitt.

„Kätchen Schirmer," bestätigte das Mädchen, dessen Wangen sich gänzlich entfärbt und dessen zitternde Hand das Schloß der Thür kaum zu halten vermochte

„Mein Name ist Hermann, Haushofmeister Ihrer Excellenz der Gräfin Werther," fuhr der kleine Mann fort, bestätigend was Kätchen gefürchtet hatte. „Mir ist das Glück zu Theil geworden, das Fräulein auf der Reise begleiten zu dürfen."

„Seien Sie willkommen, Herr Hermann!" unterbrach ihn

Kätchen mit tiefem Ernst, als der kleine Mann sich eben in einen Strom von Komplimenten ergießen wollte. „Ich bitte Sie, näher zu treten, mein Vater und ich wir erwarteten Sie schon seit einigen Tagen.“

Mit diesen Worten führte Kätchen den Fremden in den Garten und mit einer wahren Furcht vor neuen Komplimenten suchte sie ihn so eilig wie möglich ins Haus zu bringen, bot ihm einen Stuhl und huschte dann hinaus, um den Vater zu holen.

Kätchen fühlte sich durch das Aeußere dieses Mannes so unangenehm berührt, daß sie sich nothwendig einige Fassung erringen mußte. An der Schwelle von des Vaters Schlafgemach zauderte sie; es that ihr weh, den Vater in seiner Ruhe stören zu müssen, aber sie konnte nicht anders. Nachdem sie den Alten schonend und mit etwas zitternder Stimme auf die Ankunft des Fremden vorbereitet, begab sie sich zu diesem zurück.

Haushofmeister Hermann war ein Mann, dem man auf den ersten Blick seine Gewohnheit, Bücklinge zu machen, Schmeicheleien und Unwahrheiten zu sagen, ansah; seinem Aeußeren nach war er das Resultat langer unterthänigster Gewohnheit, sein listiges stechendes Auge aber verrieth in ihm einen welterfahrenen Hauptspitzbuben.

War die Unterhaltung Kätchens mit diesem Manne für sie eine peinliche, namentlich als der ewig lächelnde Mann gegen sie die Miene des Wohlwollens und der Protection annahm, so war das Zusammentreffen des alten Hauptmanns mit ihm

ein überaus geschraubtes. „Ein kriechendes Gewürm, das man aber nicht treten darf," murmelte der Alte vor sich hin, zeigte jedoch ein so freundliches Gesicht, wie er es dem Bevollmächtigten der Gräfin schuldig zu sein glaubte.

Herr Hermann erklärte alsbald, daß er dem Fräulein nur drei Stunden Zeit gewähren könne, um von hier aus die nächste Stadt vor Abgang des Abendzuges erreichen zu können. Der Hauptmann schaute fragend das Mädchen an, diese erklärte mit Festigkeit, sie sei bereit. „In wenigen Wochen, Väterchen, sehen wir uns ja wieder!" setzte sie hinzu, als müßte sie den Vater trösten, der indeß an dem leisen Beben ihrer Stimme wohl bemerkte, wie sie selber des Trostes bedurfte.

Die schwere Stunde kam. Noch einmal eilte Kätchen in den Garten hinaus, um einen Abschiedsblick auf all die lieben Gegenstände zu werfen, in deren Umgebung sie heran gewachsen. Der Abend sank bereits herab, die sinkende Sonne hüllte sich drüben über den Höhen in leichte Nebel und warf einen matten Schleier über die Villen, über das Grün der Weinberge, über den Vater Rhein, der so majestätisch wie immer dahin floß.

Eben zog einer der Dampfer vorüber; rastlos schaufelten die Räder, bunt und beweglich gestaltete es sich unter dem weißen Zeltdach des Verdecks. Heute zum letzten Male sollte sie hier stehen und den Blick hinausschweifen lassen über dieses wunderbare Panorama. Zum letzten Male! . . . Wie sie da stand und immer tiefer in ihre traurigen Gedanken versank, kehrte der Abend in ihr Gedächtniß zurück, an welchem sie den Seufzer der Sehnsucht über den Rhein gesandt. „Ach die schöne, die

große, unendliche Welt!" war es damals aus ihrem verlangenden Herzen herauf geklungen, und jetzt, da das Schicksal sie hinaus führte, sollte es sie schwach und verzagt finden? . . . Kätchen raffte sich auf; noch einen entschlossenen Blick warf sie auf ihr Paradies, als wolle sie sich dasselbe noch einmal unverwischbar einprägen, dann eilte sie in den Garten zurück, wo der Hausl[illegible] sie bereits erwartete.

Kätchen war stark und muthig beim Abschiede von dem Vater, wie sie es sich vorgenommen. Keine Thräne kam in ihr Auge, lächelnd schaute sie ihm in das betrübte Antlitz, mit stürmischer Innigkeit drückte sie ihn an die Brust, preßte sie ihre Lippen auf die seinigen.

„Lebwohl Väterchen!" rief sie, ihn noch ein letztes Mal umarmend. „Nur wenige Wochen, dann sind wir wieder beisammen, ach, und dann sind wir wieder so glücklich, wie wir es gewesen."

Kein Wort kam beim Abschiede über die Lippen des alten Soldaten, die Stimme versagte ihm. Erst als Kätchen den vor der Pforte haltenden Wagen besteigen wollte und ihm noch einmal Hand und Mund reichte, umfaßte er sie mit Heftigkeit und preßte sie an sich.

„Lebwohl, lebwohl, Du mein einziges Herzenskind!" rief er mit von Schmerz gepreßter Stimme.

Dahin rollte der Wagen und entschwand dem Blick des Alten. Als er in den Garten zurückkehrte, war's ihm, als habe sich sein Herz von seiner Brust getrennt. Er trat in das kleine Wohnzimmer, in welchem Kätchens Hand Alles so schön,

so traulich geordnet, und hier war's ihm, als sitze er in einem Kerker.

„Ich muß Luft . . . . Luft muß ich haben!" murmelte er, trat wieder hinaus, sank auf eine der alten Steinbänke und verfiel in tiefes Hinbrüten.

Der Abend war bereits sehr vorgeschr[illegible]e alte Magd zu ihm trat und ihn mahnte, die R[illegible] Der Alte fuhr aus seinen Träumereien auf u[illegible]wirr umher.

„Es ist nicht richtig hier innen," murmelte er für sich, während er mit beiden Händen über die Brust fuhr und tief Athem holte. „Vielleicht ist's die lange Anstrengung . . . die Aufregung . . . Es ist nicht richtig! . . . Das Fieber rüttelt an mir altem Gebäude . . . Ich will zu Bette gehen und versuchen, ob ich schlafen kann, ohne daß Kätchen mir eine gute Nacht gewünscht! . . ."

II.

Ein verhängnißvoller Tag.

Das Haus der Gräfin Werther war eines der glänzendsten der Residenz, seine Salons waren gewissermaßen der Gipfel des aristokratischen Tons und die Festlichkeiten, deren die Gräfin in der Saison mit einer außerordentlichen Gewissenhaftigkeit stets mehre veranstaltete, wurden durch die Anwesenheit der königlichen Prinzen, bei besonderen Gelegenheiten sogar durch die der Majestäten selbst illustrirt. Kein Wunder also, wenn das Hotel der Gräfin das Mecca des ganzen Adels war.

Letzteres lag in jener vornehm zurückgezogenen Gegend der Stadt, die wir in allen großen Städten, namentlich den Residenzen finden. Der hohe Adel liebt es nicht, sich mit den plebejischen Häusern der Bourgeoisie gemein zu machen, er muß überall sein S. Germain haben, und so sind denn diese Stadtviertel stets für die übrige Welt ein Ausbund von Langerweile.

In echt florentinischem Stil gebaut, mit einem hohen Erdgeschoß, das sein Fundament massiv und herausfordernd, ein quos ego, auf das Pflaster hinausschob, auf riesigen

Quadern ruhend, als sei das Gebäude jeden Augenblick einem Sturm oder einer Belagerung ausgesetzt, mit einem grauen verdrießlichen Anstrich, einem ungeheuren Portal, das mit großen Eisennägeln beschlagen war, und in welchem stets einige Diener in blau-gelber Livrée mit großen Wappenknöpfen und weißen Strümpfen umher lungerten — so sah man es diesem Hause schon von Weitem an, daß es ein unvergängliches Monument äußerlicher Familiengröße, jener Grandezza, welche die spanische Familie Velasco veranlaßte, auf ihr Wappenschild die bescheidene Devise zu setzen: „Ehe Gott Gott wurde, ehe die Sonne die Felsen beleuchtete, war schon das Haus Velasco ein edles,“ aus welcher anspruchslosen Legende hervorgeht, daß der Adel eigentlich den Herrgott, nicht aber der Herrgott den Adel erschaffen.

„Fürstlich“ ist kein Ausdruck, mit welchem wir die innere Einrichtung dieses Hotels bezeichnen könnten; Alles im ganzen Hause athmete Noblesse und unermeßlichen Reichthum. Den Ernst und das Verdienst repräsentirten die großen dunklen Ahnen-Säle, in welchen die verzerrten Gesichter der seit langen Jahrhunderten dahingeschiedenen Grafen und Gräfinnen aus den breiten Bronzerahmen und aus den schweren Helmen oder unter den mächtigen Perrücken stolz herabschauten auf ein so verkommenes Jahrhundert wie das unsrige. An diese Säle stieß die Familien-Bibliothek, die in ihrer ganzen alterthümlichen Einrichtung der eines Klosters ähnlich sah und in der eine ganze Fronte in Schweinsleder gebundener Folianten diejenigen Schriften enthielt, in wel-

chen von den Thaten der gräflichen Familie die Rede war. Moderne Schriften und moderne Einbände waren in dieser Bibliothek nicht zu finden, diese standen vielmehr in der Privatbibliothek der Gräfin selbst. An die Bibliothek stieß eine kleine, aber sehr reich ausgestattete Hauskapelle. Eine andere Flucht von Sälen bildete die Fremdenzimmer, die Empfangszimmer der Gräfin bei feierlichen Gelegenheiten, während die Wohnzimmer derselben in stiller Abgeschiedenheit nach dem Hofe zu lagen, in dessen Mitte ein alter versiegter Sandsteinbrunnen im Style der Fontainen von Versailles sich brüstete.

Wir finden die Gräfin in ihrem Boudoir, einem mit veilchenblauen Sammt=Tapeten dekorirten achteckigen Zimmer, dessen Decke mit den reizendsten Fresken, Copien nach Raphael und Murillo verziert war. Ein mächtiger, reich mit Quasten und Schnüren versehener Divan, ein halbes Dutzend Fauteuils von dem kostbarsten Schnitzwerk, ein Schreibtisch desselben Geschmacks, ein in der Mitte stehender runder Tisch und eine von der Decke des Zimmers hängende Ampel von maroccanischer Form — dies war die Einrichtung des Zimmers.

Die Gräfin saß in einem der weichen Fauteuils vergraben, eine Matrone schon, dem ersten Blick nach, wenn man sie nach den Falten beurtheilte, welche ihre weiße Stirn schon furchten, und nach dem hohen Ernst, der auf dieser Stirn lag; beim zweiten Blick aber milderte sich bereits der strenge Eindruck dieses Gesichtes, das offenbar nur in der Absicht, recht aristokratisch zu erscheinen, dieses eisige starre

Air angenommen und sehr wohl eines Lächelns fähig war, wenn es dies riskiren durfte, ohne sich in seiner Noblesse etwas zu vergeben.

Die Gräfin konnte höchstens ein Alter von fünfzig Jahren haben, und wenn man dieses so kalt scheinende Antlitz näher prüfte, fand man in dem Auge etwas, das von Schmerz, Vereinsamung und unfreiwilliger Gefühlserkaltung sprach, denn dieses schwarze Auge konnte so sanft und freundlich sprechen, wenn es sich unbeachtet sah, diese starren Züge nahmen, wenn die Gräfin allein war und nicht von ihrer erbitterten Feindin, der Migräne, gefoltert wurde, einen weichen menschenfreundlichen Ausdruck an, und wer das stets sorgfältig unter der Haube verborgene Haar beobachtete, fand es nur wenig von dem Silber des Alters gemischt. Mit einem Worte: die Gräfin konnte zehn Jahre jünger sein als sie erschien; seltsam genug, eine Ausnahme ihres Geschlechtes, gefiel sie sich in einer frühzeitigen Matronenrolle. Die Gräfin, einst eine der größten Schönheiten, deren Spuren noch immer das interessante stolze Antlitz bewahrte, war Wittwe; ihr Gatte, einer der bedeutendsten Grundbesitzer, hatte schon vor fünfzehn Jahren das Zeitliche gesegnet. Mehrere Jahre hindurch hatte sie ihn in gänzlicher Zurückgezogenheit auf ihrem Schlosse in der Provinz betrauert, dann aber hatte ein Unglücksfall, der nicht minder verwüstend auf ihre Gesundheit wirkte, und der für immer einen düstern Schleier über ihr Gemüth warf, sie auch von dort vertrieben, und seit jener Zeit lebte sie in der Residenz, wo sie zu ihrer

Zerstreuung sich zum Mittelpunkt der aristokratischen Gesellschaft gemacht.

Die Munifizenz der Gräfin bei ihren Festlichkeiten, gegen ihre Dienerschaft, gegen die Armen war eine sprichwörtliche geworden, Niemand aber, dessen Name nicht den reinsten heraldischen Klang hatte, durfte sich rühmen, von ihr mit Leutseligkeit behandelt worden zu sein; sie war stolz, zurückhaltend, eine vornehme Nichtachtung traf von ihrer Seite Jeden, der ihr nicht durch Rang und Namen zu imponiren vermochte. Deshalb war sie allein, deshalb ward sie mit jedem Jahre einsilbiger und nur, wenn sie in ihren Salons empfing, schien sich das starre Wesen der Gräfin zu galvanisiren, um durch Aufbietung eines ihr angebornen, aber absichtlich von ihr selbst unterdrückten Talentes die liebenswürdigste, bezauberndste Wirthin zu spielen. Kinderlos, wie sie war, bezeichnete man den Bruder ihres Gatten und dessen Sohn als die einzigen Erben des immensen Vermögens, welches sie einst hinterlassen sollte.

Während die Gräfin in ihrem Fauteuil saß, in eine Lecture vertieft, und die Diener in den Vorzimmern umherstanden, auf das Signal ihrer Gebieterin harrend, das ihrer Langenweile einige Unterbrechung bereiten konnte, öffnete sich die Thüre des Boudoirs auf der entgegengesetzten Seite. Eine hohe, schlanke, in ein schwarzes Gewand gehüllte Frauengestalt erschien in demselben und blieb ehrfurchtsvoll auf der Schwelle, fürchtend die Gräfin zu stören und einen Wink erwartend.

Nur das Rauschen ihres Gewandes verrieth ihr Eintreten. Die Gräfin erhob den Blick von dem Buch und schaute mit einer gewissen Abgemessenheit zur Thür.

„Sie sind es," murmelte sie. „Treten Sie näher; Sie stören mich nicht; mein Auge ermüdet schon von der Lecture; Sie sollen mir vorlesen!"

Leise schwebte die dunkle Mädchengestalt über den Teppich, ein Päckchen in der Hand, das Papiere zu enthalten schien.

Es war Kätchen — Kätchen im Trauergewande, das Auge matt von Thränen, die es vergossen, die Wange bleich, als sei alles Blut in derselben erstorben, das schöne Antlitz gebeugt, ein Schatten jenes reizenden, lebensfrischen Wesens, das wir noch vor wenigen Wochen gesehen. — Armes Kätchen, wie anders ist doch die Welt, als wir sie uns vorstellen!

„Sie haben Briefe aus Ihrer Heimat erhalten, mein Kind?" fragte die Gräfin, während ihr Auge halb forschend, halb theilnehmend auf dem schönen bleichen Antlitz des Mädchens ruhte, das den Wunsch der Gräfin, ihr vorzulesen, mit stummer Verneigung beantwortete. Man sah es der Armen an, wie heftig der Schmerz sie bewegte, wie sie sich gehorsam unter den Willen ihrer Herrin beugte.

„Die Post überbrachte mir soeben dieses Päckchen mit Papieren, welches unter dem Nachlaß meines armen Vaters an mich adressirt gefunden wurde!" antwortete Kätchen, während ihr Auge sich bei der Erinnerung an den Vater

feuchtete und ihr Blick sich in dem Grade verschleierte, daß sie das Auge zu Boden schlug, um der Gräfin gegenüber gefaßt zu erscheinen. Das Wiedersehen mit ihrem Vater war ja der einzig tröstende Gedanke gewesen, der sie nach der Trennung von ihm in dieser frostigen Umgebung eine ganze Woche hindurch bei gutem Muth erhalten hatte. Da aber hatte sie wie ein Donnerschlag die Botschaft von dem Dahinscheiden des Vaters in Folge eines hitzigen Fiebers getroffen, die sie selbst auf das Krankenlager geworfen, und jetzt, da sie wieder so viel Kraft gewonnen, um die Pflichten ihrer Stellung im gräflichen Hause auszufüllen, ward sie immer von Neuem an ihren Verlust erinnert durch die Zuschriften, welche ihr von den heimatlichen Gerichten in Angelegenheiten dieses Todesfalles zugingen.

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, mein Kind, Sie sollen sich in Allem, was fremden Rath erfordert, an Herrn Hermann wenden," sagte die Gräfin. „Hermann ist erfahren in solchen Dingen, er wird sich Ihrer annehmen."

„Ich habe auch bereits seine Güte in Anspruch genommen, gnädige Frau Gräfin," antwortete Kätchen, „und komme um die Erlaubniß zu bitten, mich an ihn zu wenden. Mein armer Kopf ist so wirr, mein Auge so schwach, daß ich nicht im Stande bin, die Papiere weiter zu durchlesen und doch findet sich vielleicht etwas darin, das von Wichtigkeit sein könnte."

„Armes Kind, so will ich Sie auch nicht mit dem Vorlesen quälen," sagte die Gräfin, das vor ihr liegende Buch schlie-

ßend. „Ich erwarte Herrn Hermann hier, er muß jeden Augenblick zurückkehren, wir werden dann sogleich seinen Rath hören.“

Die Gräfin gab Kätchen einen Wink, sich auf dem Tabouret zu ihren Füßen niederzulassen. Gleichzeitig trat der Diener herein und meldete, der Haushofmeister bitte um die Erlaubniß, der Gräfin aufwarten zu dürfen. Auf ein Zeichen der Gräfin verschwand der Lakai; Hermann im schwarzen Frack und weißer Kravate, wie er stets im Dienste erschien, trat mit tiefen Verbeugungen herein und erwartete den Befehl der Gräfin, sich zu nähern, während sein scharfes Auge über die Gruppe hinflog und auf dem bleichen Antlitz des Mädchens verweilte.

„Tragen Sie mir nur vor, was Sie zu sagen haben, lieber Herr Hermann,“ sagte die Gräfin, ohne sich zurückzuwenden. „Mamsell Schirmer stört uns nicht, auch sie wird später Ihre Hülfe in Anspruch nehmen.“

Mit der Geschmeidigkeit eines Eichhörnchens näherte sich Hermann, zog einige Papiere aus der Tasche und berichtete der Gräfin über einige Geldangelegenheiten, welche, obgleich sie große Summen betrafen, doch die Aufmerksamkeit der Gräfin nur in geringem Grade in Anspruch zu nehmen schienen.

„Herr Graf Alfred wünscht der gnädigen Gräfin seine Aufwartung zu machen,“ meldete der wieder eintretende Lakai.

Dieser Name electrisirte das starre Antlitz der Gräfin; es flog ein Zug von Zufriedenheit über die bleiche Maske.

„Mein Neffe ist mir willkommen!“ antwortete sie dem Diener. „Lieber Hermann,“ wandte sie sich zu diesem, „beschäftigen Sie

sich inzwischen doch mit den Papieren, die unser armes Kind hier erhalten hat; sie bedarf Ihres Rathes."

Während Hermann sich mit sichtbarer Bereitwilligkeit an Kätchen wandte, die sich eben von ihrem Tabouret erhob, trat ein hoch gewachsener junger Mann in elegantem Promenaden-Anzuge herein, der mit einem Lächeln auf dem zwar etwas fatigirten, aber doch einnehmenden Antlitz zu der Gräfin eilte, ihre Hand ergriff und dieselbe an seine Lippen drückte.

„Ich komme, um der gnädigen Tante meinen Morgengruß zu Füßen zu legen!" sagte er mit wohlklingender, einschmeichelnder Stimme, welcher diese mit großem Interesse zu lauschen schien, denn ihre Züge nahmen einen immer milderen Ausdruck an und fast hätte man es für ein Lächeln halten können, was diesen Marmor belebte.

Während sich der Graf wieder aufrichtete, fiel sein Blick auf Kätchen, die sich eben mit Hermann zurückziehen wollte, und dieser Blick haftete auf dem Mädchen mit solcher Ueberraschung, mit solcher Gluth, daß diese, die letztere empfindend, obwohl sie ihr Auge zu Boden geschlagen, sichtbar verlegen ward und ihre bleiche Wange sich plötzlich mit leichter Röthe überzog.

Nur mit Mühe vermochte Kätchen einige halblaute Worte für den Haushofmeister zu finden, dessen scharfem Blick der des jungen Grafen nicht entgangen war und der ein hämisches Lächeln verbarg, indem er sich an Kätchens Verlegenheit weidete.

Des Grafen Auftreten führte einen Moment herbei, dessen Peinlichkeit Alle empfanden, nur er selbst nicht, der betroffen von Kätchens Schönheit seine ganze Umgebung zu vergessen

schien und einige Sekunden lang wie eine Bildsäule dastand. Den größten Eindruck machte diese stumme Scene jedoch auf die alte Gräfin, die mit einem Blick die ganze Bedeutsamkeit und Tragweite dieses kritischen Augenblicks erfaßt zu haben schien und in deren Mundwinkel es von lebhaftem Unwillen zuckte, während sie sich ungeduldig und mit unverhehlter Entrüstung in ihrem Fauteuil bewegte.

„Herr Hermann,“ rief sie mit einer hastigen Geberde, in welcher sie die Ruhe, das Ebenmaß verläugnete, die sie sonst so ängstlich beobachtete. „Sie treten wohl mit Mamsell Schirmer in ihr Zimmer, um dort ungestört die Papiere derselben zu lesen.“

„Ich warte soeben auf die Erlaubniß der gnädigen Frau Gräfin,“ antwortete Hermann mit einer unterthänigen Verbeugung und schritt mit Kätchen zu der Thür, durch welche diese vorhin eingetreten.

Das arme Mädchen hatte kaum ihr Zimmer erreicht, als sie erschöpft auf einen Stuhl niedersank und die Hand auf die Brust legte. Das Erscheinen dieses jungen Mannes, die Aufmerksamkeit, welche er ihr gewidmet, hatten eine heftige Wirkung auf sie gemacht, jedoch keineswegs zu Gunsten desselben. Sein Auftreten war das eines vollendeten Weltmannes gewesen, denn Alfreds ganze äußere Erscheinung war eine tadellose; Eleganz und Tournüre waren in diesem kaum dreißigjährigen jungen Manne von der äußersten Vollendung; schlank und schön gewachsen wie er war, wurde seine ganze Gestalt durch ein wirklich hübsches Antlitz, durch zierliche Hände und Füße

gehoben, aber auf diesem Antlitz mußte namentlich das unschuldige Auge eines jungen Mädchens instinktmäßig den Stempel des Wüstlings erkennen; der Blick dieses Mannes war der eines Basilisken, scharf und durchbohrend, und gleichzeitig sprach eine Sinnlichkeit aus demselben, die jedes edle weibliche Gemüth verletzen mußte.

In der That war es Kätchen, da der junge Graf sein Auge auf ihr haften ließ, als wehe sie ein scharfer Nordwind an, eine eisige Kälte legte sich um ihr Herz, eine unbeschreibliche Angst machte dasselbe erbeben; dieser reinen Seele war es, als habe sie ein Verbrechen begangen, und doch traf sie ja nicht der geringste Vorwurf bei diesem Begegnen.

„Sie kannten den Grafen Alfred noch nicht, mein Fräulein?“ fragte Hermann, der trotz seiner Schlauheit die innere Erregtheit Kätchens in ganz entgegengesetztem Sinne auslegte und sie mit einem lauernden Seitenblick fixirt hatte.

„Nein!“ war die tonlose Antwort des Mädchens. „Ich sah ihn noch nie!“

„Der Herr Graf sind allerdings auch erst vorgestern von der Gesandtschaft in * * zurückgekehrt, werden jedoch auf Verwendung der gnädigen Tante fortab hier den Posten eines Legationsrathes bekleiden. Die gnädige Gräfin wünscht ihren Neffen bei sich zu haben, der bei ihr in hoher Gunst steht.“

Kätchen hätte im Grunde nichts gleichgiltiger sein können als diese Mittheilung, dennoch ward es ihr immer beklommener ums Herz; sie selbst wagte sich kaum hierüber Rechenschaft zu geben. Endlich sah sie die Nothwendigkeit ein, ihren Gedanken

eine andere Richtung zu geben, und wollte sich eben an den Hofmeister wenden.

„Der Herr Graf scheinen einen tiefen Eindruck auf Sie gemacht zu haben," hörte sie die Stimme Hermanns. „Er hat in der That ein seltenes Glück bei den Frauen und ich bin weit entfernt, diesen Geschmack zu tadeln," setzte er nicht ohne Bedeutung hinzu. „Eben dieses Glück bei allen Weibern ist auch wohl die Veranlassung der einzigen kleinen Disharmonie, welche zuweilen sich zwischen Tante und Neffen erhebt; die erstere wünscht ihn sobald als möglich verheirathet zu sehen, Graf Alfred aber scheint zur Ehe nicht die geringste Neigung zu haben."

„Ich bedaure diese Disharmonie," sagte Kätchen zerstreut. „Doch verzeihen Sie, Herr Hermann, wenn ich Sie jetzt mit meinen Angelegenheiten belästige. Diese Papiere wurden mir von den Gerichten mit meiner Adresse von des seligen Vaters Hand und mit seinem Siegel verschlossen zugesandt. Ich habe sie geöffnet und darin allerlei kleine Angelegenheiten erwähnt gefunden, welche Geld und Geldeswerth betreffen. Wie mir der Vater bei Lebzeiten oft sagte, habe ich wenig oder nichts nach seinem Tode zu erwarten, ich lege auch keinen Werth auf irdische Güter und bete nur zum Himmel, daß er mich über den unersetzbaren Verlust trösten möge, der mich betroffen, indem er mir den Einzigen nahm, der mir auf dieser Welt so nahe stand und mir über Alles theuer war. Mein Kopf ist so wüst, meine Gedanken sind so wirr, daß ich nicht vermag, den Sinn und die Bedeutung eines einzigen dieser Papiere zu er-

fassen. Geheimnisse können darin nicht enthalten sein, und sollte sich dieses oder jenes vorfinden, so bin ich von Ihrer Diskretion überzeugt. Ich bitte Sie, Herr Hermann, widmen Sie diesen Papieren, sobald es Ihre Zeit erlaubt, einige Aufmerksamkeit und sagen Sie mir dann, ob und was ich etwa zu thun haben werde! Nehmen Sie im Voraus meinen Dank!"

Mit diesen Worten reichte sie Hermann die noch in der Hülle steckenden Papiere. Dieser trat damit an's Fenster, nahm eines nach dem andern heraus und schien wenig zu finden, was besondere Aufmerksamkeit verdient hätte. Endlich fand er ein Briefcouvert, das besonders mit einer Schnur umgeben und mit dieser versiegelt war. „An Kätchen. Geschrieben im Jahre 1859; nach meinem Tode sofort von ihr zu öffnen." stand auf dem Couvert mit bereits halb verblichener Tinte geschrieben.

Hermann drehte das Couvert in der Hand herum und schien unschlüssig; da indeß Kätchen ihm selbst gesagt, daß keine Geheimnisse unter diesen Papieren seien, riß er hastig die Schnur fort, öffnete das Couvert und zog einen großen Bogen heraus.

Anfangs flog sein Blick gleichgültig über die Zeilen, dann öffnete sich sein Auge weiter und weiter, es klebte an einer Stelle fest und starrte unverwandt auf dieselbe hin; seine beiden Hände begannen so unsicher zu werden, daß das Papier in denselben zitterte. Dann starrte er über das Papier hinweg, ohne den Inhalt zu Ende gelesen zu haben, als überlege er mit sich selber, was er thun solle. Endlich faltete er das

Papier mit anscheinend gleichgültiger Miene wieder zusammen, that es in das Couvert zurück, warf einen forschenden Seitenblick auf Kätchen, und als er diese traurig, die Stirn in die Hand gestützt, da sitzen sah, ließ er leise das Couvert in seine Brusttasche gleiten.

Mit der größten Gemüthsruhe nahm er noch den Rest der Papiere, durchflog ihn, legte dann Alles zusammen und reichte es Kätchen zurück.

„Allerdings verlangen einige dieser Papiere Ihre Aufmerksamkeit, mein Fräulein,“ sagte er, so viel Theilnahme als möglich in seinen Ton legend, „indeß, da Sie augenblicklich nicht in der nöthigen Sammlung zu sein scheinen, können wir morgen oder übermorgen das Nöthige besprechen. Trösten Sie sich, liebes Fräulein, wie wir Alle uns über die Verluste trösten müssen, durch welche der Himmel uns heimsucht!“

Mit diesen Worten verbeugte er sich vor Kätchen und verließ das Zimmer.

In der That konnte Hermann ihr keinen größeren Dienst erweisen, als sie allein zu lassen. Kaum war er hinaus, als sie sich dem ganzen Schmerz um den Verlust des Vaters hingab, der durch die Zusendung der von ihm hinterlassenen Papiere von Neuem wieder angefacht wurde. Jetzt hatte sie Niemanden mehr auf der Welt, dem sie sich anschließen konnte, und in diesem Hause war ja Alles so schroff, so kalt, daß es ihr war, als befinde sie sich in einem Grabgewölbe. Die Gräfin selbst erschien ihr wie ein Automat; was hier sonst

aus und einging, das waren Menschen ohne Herz, ohne Gefühl, deren Wesen sie nicht verstand, deren Kommen und Gehen ihr wie eine langweilige Komödie erschien, deren Lächeln einem Zuckerguß glich und deren Ernst ihr so pagodenhaft vorkam. Und nun gar das Auftreten dieses jungen Mannes, der ihr eine unsägliche Furcht einflößte! Sie selbst konnte sich keine genaue Rechenschaft darüber geben, aber ihr Herz pochte so ängstlich, wenn sie sich sein Erscheinen vergegenwärtigte, wenn sie an diesen Blick dachte, mit welchem er sie fast verschlungen. Hermann war der Einzige in diesem Hause, zu welchem sie Vertrauen hätte fassen können, aber auch dieser Mann hatte für das unerfahrene Mädchen etwas an sich, das sie unwillkürlich abstieß; seine Freundlichkeit, seine stete Zuvorkommenheit konnten nicht natürlich sein; und doch war er allein es, mit welchem sie in diesem Hause ein menschliches Wort sprechen konnte.

Kätchen, weinend und trostlos in der Erinnerung an die so glückliche Vergangenheit, angefröstelt von der Gegenwart, wagte kaum in die Zukunft zu denken, und dennoch drängte sich ihr dieser Gedanke heut zum ersten Male so stürmisch auf. Sie durfte, sie konnte in diesem Hause nicht bleiben, wenn dieser junge Mann hier aus- und einging. Aber wohin? Sie kannte Niemand in diesem großen Babylon außer dem alten Freund ihres Vaters; diesen hatte sie nur einmal während ihres Hierseins bei der Gräfin gesehen, sie kannte seine Wohnuug nicht, und wenn sie wirklich sich an ihn gewendet hätte, welchen vernünftigen Grund hätte sie ihm

angeben können; würde sie sich ihm gegenüber nicht lächerlich gemacht haben?

Allmälig indeß milderte sich ihr Schmerz; Kätchen gewann nach und nach wieder die Gewalt über sich, welche wir schon früher sich äußern sahen; sie selbst begriff, daß diese jetzt nöthiger sei als jemals, daß es ihrer ganzen Geistesgegenwart bedürfe, um, wenn ihr wirklich eine Gefahr drohe, dieser mit allem Muthe entgegen zu treten.

Eine Viertelstunde etwa war verstrichen, seit Hermann sie verlassen; sie verschloß die Papiere, die sie immer wieder an ihren Verlust mahnten, und nahm eine Arbeit zur Hand, um den Augenblick zu erwarten, wo die Gräfin sie wieder zu sich rufen lassen werde. Kätchen hatte ihre Ruhe vollständig wieder gewonnen, ihre Hände fühlten sich wieder sicher genug, um die kleine Stickerei zu beenden, welche sie zu ihrer Zerstreuung begonnen hatte.

Plötzlich pochte es leise an die Thür. Kätchen glaubte, Hermann kehre zu ihr zurück oder der Diener komme, sie zu ihrer Herrin zu bescheiden; der Athem aber stockte ihr, als sie das Antlitz zur Thür wandte und Graf Alfred mit derselben Leichtigkeit und Ungezwungenheit eintrat, mit welcher er seiner Tante den Morgengruß gebracht. Ein Zittern überfiel Kätchen bei seinem Anblick, das Blut trat gänzlich aus ihren Wangen zurück, ihr Antlitz war leichenblaß. Dennoch faßte sie sich, erhob sich und heftete den Blick fest und fragend auf den jungen Mann.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, mein Fräulein,

wenn ich ohne Ihre Erlaubniß dieses kleine Heiligthum betrete, zu welchem mich eine unwiderstehliche Gewalt ganz wider meinen Willen hinriß," begann der Graf, indem er sich unter den gewandtesten Verbeugungen dem Mädchen näherte und sich ihrer Hand zu bemächtigen suchte, um sie an seine Lippen zu führen.

„Herr Graf," antwortete Kätchen, sich mit ihrer ganzen Würde aufrichtend und ihm fest in das Auge schauend, „ich bewundre, daß Sie nicht Herr Ihrer selbst genug, um sich zu einem Schritt hinreißen zu lassen, für den Sie um Verzeihung bitten müssen!"

„Die Erkenntniß der eigenen Schuld, mein Fräulein, ist ja schon ein Anrecht auf halbe Vergebung!" antwortete Alfred mit dem einschmeichelndsten Tone und so bittender Geberde, daß Kätchen bereits fürchtete, zu schroff gewesen zu sein.

„Herr Graf," fragte Kätchen, „würden Sie diesen Schritt gethan haben, würden Sie auf diese Vergebung ebenso große Anrechte zu haben glauben, wenn ich nicht in dem untergeordneten Verhältniß zu Ihrer gnädigen Frau Tante stünde? Liegt nicht in diesem Schritt eine offenbare Verletzung, indem Sie dieses Verhältniß zu Ihren Gunsten zu mißbrauchen suchen?"

Der Graf schien auf diese, den Kern der Sache so scharf treffende Frage nicht vorbereitet; nur die äußerste Dreistigkeit konnte ihn aus dieser Schlinge ziehen.

„So weit ich mich kenne, mein Fräulein, muß ich die erstere Frage bejahen, denn ich kenne kein Verhältniß, das die Anmuth, die Schönheit zu unterordnen im Stande wäre oder

mich hindern könnte, ihr meine Huldigung zu bringen, und wie könnte diese verletzen, wenn sie innerhalb der Schranken derjenigen Hochachtung geschieht, welche ich für Sie, mein Fräulein, hege . . . Oder wo liegt hier die Verletzung, wenn ich mich einer Dame zu nähern suche, was bei dem strengen Ceremoniel meiner Tante in diesem Hause nimmermehr auf andere Weise geschehen könnte?"

Der Graf hatte als Diplomat der Unterhaltung die für ihn günstigste Wendung gegeben, und mit der nothwendigen Vorsicht hätte er auch die so kühn usurpirte Position dem Mädchen gegenüber behaupten können, denn Kätchen, unbekannt mit den Gewohnheiten dieser vornehmen Welt, in welche sie hinein versetzt worden, fragte sich selbst bereits, ob sie denn wirklich berechtigt, dem jungen Grafen das Betreten ihres Zimmers zu versagen, und fürchtete einen Verstoß gegen einen so nahen Verwandten ihrer Herrin. Indeß, dieser war ja erst auf halbem Wege angekommen, und weit entfernt, sich nachhaltig durch die Zurechtweisung des Mädchens imponiren zu lassen. Es galt nur, auch ferner diplomatisch zu verfahren, denn er sah, daß Kätchen durch Dialektik irre zu machen war.

„Käme es auf meine gnädige Tante an," fuhr er fort, indem er das harmloseste Lächeln annahm, „so würde mir niemals das Glück werden, auch nur ein Wort an Sie richten zu dürfen, mir blieb also nur übrig, mich Ihnen selbst vorzustellen. Warum aber wollten Sie diese meine Annäherung zurückstoßen? Auch Sie, mein Fräulein, empfinden gewiß die Leere, die Oede, welche in diesem Hause herrscht, das im Sommer dem

Grabe gleicht und nur im Winter seine Pforte öffnet, um Gestalten in seinen Sälen auf und nieder wandeln zu sehen, die mir, aufrichtig gesprochen, wirklich wie Gespenster vorkommen. Wie oft habe ich mich nach ein wenig Wärme und Licht in diesem Hause gesehnt, und nun, da endlich einmal die Sonne bei uns eingekehrt ist, wollen Sie mir versagen, mich ihrem Lichtkreise zu nähern? Sie sind grausamer, mein Fräulein, als man es diesen sanften, schönen Augen zutrauen sollte!"

Kätchen fühlte sich zwar durch diese Schmeichelei etwas unangenehm berührt, indeß sie schob dieselbe auf Rechnung der Gewohnheit des jungen Aristokraten. Trotzdem wich noch immer nicht das Gefühl einer gewissen Unheimlichkeit in der Nähe dieses Mannes, und als sie es wagte, ihm in's Antlitz zu schauen, traf sie wieder derselbe wilde und zurückstoßende Blick, der sie schon beim ersten Begegnen so verletzt hatte.

„Herr Graf," antwortete sie zurückhaltend, „Ihre Schmeichelei findet einen unfruchtbaren Boden, der diese nicht gewohnt ist. Zudem stehen Sie einer armen Verlassenen gegenüber, die wenn sie nicht das Recht haben sollte, diesen Besuch unpassend zu finden, Sie doch um Schonung für ihr Unglück bittet, und dieses wird sicherlich der beste Fürsprecher sein."

„Ich verstehe Sie, mein Fräulein," sagte der Graf, indem er unwillkürlich einen Blick auf ihre Trauerkleidung warf, während sein Antlitz ein ernsteres Gepräge annahm. „Mein Wunsch, mich Ihnen nähern zu dürfen, ist erfüllt, wenngleich unter Zürnen. Versprechen Sie mir Eins, und ich verlasse Sie sofort."

Kätchen schaute ihn groß und fragend an.

„Gestatten Sie mir, Sie wiedersehen zu dürfen!“

„In Gegenwart Ihrer gnädigen Tante zu jeder Zeit.“

Der Graf biß sich jetzt auf die Lippen; dieser schnelle Rückzug war nicht nach seinem Geschmack und entsprach noch weniger der Absicht, welche ihn hieher geführt.

„Ich sagte Ihnen bereits, daß meine Tante dies zu verhindern wissen wird!“ fuhr er ungeduldig fort.

„Und welche andere Gründe könnte sie hiezu haben, als dieselben, mit welchen ich, Herr Graf, Ihnen diese Schwelle streitig machte?“ fragte Kätchen streng und dreister gemacht.

„Meine Tante ist eine alte grämliche Dame, die . . .“

„Die sicher in dieser Beziehung nur thut, was Recht ist!“ fiel Kätchen mit Betonung ein. Der Graf stand unschlüssig da. Kätchen begriff, daß ihr weibliches Zartgefühl ihr diesmal wie immer das Richtige eingegeben, sie benutzte sein Schweigen.

„Noch einmal, Herr Graf,“ rief sie, „beschwöre ich Sie, dieses Zimmer zu verlassen. Haben Sie Mitleid mit einer Waise, die auf dieser Welt nichts hat als die Achtung für sich selbst und den Wunsch, das Bedürfniß, das Wohlwollen ihrer Beschützerin zu verdienen! Nehmen Sie dafür die Versicherung meines Dankes, meiner Achtung und machen Sie es mir möglich, Ihnen ferner in diesem Hause ohne Erröthen begegnen zu dürfen!“

Kätchen hatte in diese Worte so viel Innigkeit gelegt, daß Alfred unwillkürlich für einen Moment seiner eignen Natur untreu wurde. Noch einmal warf er auf das schöne Mädchen

einen Blick, in welchem seine ganze Sinnlichkeit mit der Klugheit zu kämpfen schien.

„Mein Fräulein," sagte er, denselben Ton anschlagend, während er ihre Hand ergriff, die sie ihm diesmal gestattete, „der Preis, welchen Sie mir für meinen Gehorsam bieten, ist zu verführerisch, als daß ich denselben verscherzen könnte. Ich verlasse Sie, nicht nur um Ihrer Achtung willen, sondern um mir dadurch Ihr Vertrauen und wenn möglich ein Fünkchen Ihrer Zuneigung zu gewinnen. Hegen Sie Wünsche in diesem Hause, zu deren Erfüllung ich beitragen kann, bedürfen Sie der Hülfe, des Rathes eines Freundes, wenden Sie sich vertrauensvoll an mich, der sein höchstes Glück darin finden wird, Ihnen dienen zu können."

Mit diesen Worten preßte Alfred einen glühenden Kuß auf Kätchens Hand, der sie wie ein Blitzstrahl durchzuckte, und mit einem letzten, leidenschaftlichen Blick auf die reizende Mädchengestalt zog er sich aus dem Zimmer zurück.

Kätchen, ganz betäubt von dieser Aeußerung einer Leidenschaft, durch welche Alfred unvorsichtig den günstigen Eindruck seiner Nachgiebigkeit wieder zerstört hatte, Kätchen war es, als sei sie aus einer entsetzlichen Gefahr erlöst; sie selbst hatte einen so günstigen Ausgang dieses Auftritts nicht zu hoffen gewagt, immerhin aber trug derselbe dazu bei, die Furcht zu erklären und zu vergrößern, welche sie seit diesem Morgen im Hause der Gräfin beschlichen. Kätchen war sich jetzt bewußt, was sie zu fürchten hatte.

Während Graf Alfred sich in dem Zimmer des Mädchens befand, hatte die Gräfin den Diener beauftragt, den Haushofmeister zu rufen.

Hermann erschien in seiner gewohnten Demuth; die Gräfin wies ihm wider ihre Gewohnheit einen Stuhl sich gegenüber an, auf welchen sich Hermann in größter Verwunderung über diese Gnade niederließ, während er einen heimlichen Blick auf das strenge Antlitz der Gräfin schoß.

„Lieber Herr Hermann,“ begann die letztere, „ich bin heute Morgen Zeuge einer Scene gewesen, die mich im höchsten Grade indignirt hat.“

Die Gräfin führte das Riechfläschchen zum Gesicht, um die Erschütterung zu mäßigen, in welche ihre Nerven versetzt worden.

„Sollte ich so unglücklich gewesen sein, gnädige Frau Gräfin . . .“

„Nicht doch, lieber Hermann! Ich bewundere nur Ihre Blindheit, nicht bemerkt zu haben, was ich meine!“

„Wie dürfte ich es wagen, gnädigste Frau Gräfin, Dero Meinungen zuvorzukommen . . .“

„So haben Sie also auch bemerkt, was zwischen meinem Neffen und diesem jungen Mädchen vorging?“

Hermann's ganze Antwort bestand in einer schweigenden Verbeugung, während welcher ein schadenfrohes Lächeln auf seinem Antlitz spielte.

„Ich brauche Ihnen gegenüber kein Hehl aus dem Leichtsinn meines Neffen zu machen, lieber Hermann, denn Sie

waren oft genug Zeuge desselben," fuhr die Gräfin in vertraulicherem Tone fort. „Meine Pflicht ist es, ihm jede Gelegenheit zu neuen Thorheiten zu rauben. Alfred ist ein schöner Mann und es war daher erklärlich, daß er auf das Mädchen einen unverkennbaren Eindruck gemacht. Sie haben dies sicher bemerkt, lieber Hermann, denn sie erröthete trotz ihrer Bläße, als Alfred sie fixirte . . . Nicht wahr, Sie bemerkten es?"

„Allerdings, gnädigste Frau Gräfin!" bestätigte der Haushofmeister, obgleich es ihm doch später erschienen war, als sei Kätchen aus Entrüstung über die Dreistigkeit erröthet, mit welcher Alfred's Blick sie gemessen. Indeß das Antlitz Hermann's bezeugte, daß er auch mit dieser Auslegung ganz einverstanden.

„Ein schneller Entschluß ist hier nothwendig," fuhr die Gräfin fort. „Wie leid es mir thut . . . Das Mädchen muß noch heute mein Haus verlassen!"

Hermann war sichtbar überrascht, indeß auch hiemit einverstanden. Auch er schien etwas im Schilde zu führen.

„Das Mädchen ist gänzlich fremd in dieser Stadt," fuhr die Gräfin fort, „wir sind ihr also einige Schonung schuldig, denn im Grunde besteht ihr Vergehen darin, daß sie jung und schön ist und ein Herz hat. Ist Ihnen irgend ein Obdach bekannt, wo wir sie unterbringen könnten, bis sie sich eine andere Stellung verschafft hat, jedoch ohne daß mein Neffe dieses Obdach erfährt?"

Hermann überlegte und hatte schnell Rath gefunden.

„Zu Ihrem Befehl, gnädigste Frau Gräfin," antwortete er. „Die Wittwe eines Jugendfreundes von mir, die in sehr kümmerlichen Verhältnissen lebt, wird das Mädchen gern eine Zeit lang bei sich beherbergen."

„Gut also! Uebernehmen Sie die ganze, mir sehr unangenehme Sache. Zahlen Sie dem Mädchen ihren Lohn für das ganze Jahr aus und nennen Sie ihr irgend einen Grund, der ihre Entfernung aus meinem Hause nothwendig mache. Gehen Sie so schonend wie möglich zu Werke!"

Durch einen gnädigen Wink ward der Haushofmeister entlassen und ihm anheim gegeben, die Sache nach Belieben zu erledigen.

Ein verhängnißvoller Tag für das arme Kätchen! Vergebens wartete sie eine Stunde, zwei Stunden auf den Befehl der Gräfin, sich in deren Zimmer zu verfügen. Noch war kein Tag verstrichen, an welchem die Gräfin ihrer so wenig bedurft hätte; jeden Morgen mußte sie bei ihr sein, ihrer Toilette beiwohnen, ihr beim Frühstück Gesellschaft leisten, ihr vorlesen; ja die Gräfin hatte ihr, trotz ihrem starren, abstoßenden Wesen, in den vier Wochen, welche sie in dem Hause verlebt, zuweilen Beweise eines wirklichen Wohlwollens, wenigstens ihrer Zufriedenheit gegeben.

Langsam krochen die Stunden im Schneckengang. Endlich schlug es vier Uhr, die Stunde des Mittagsmahls, und fast

gleichzeitig hörte Kätchen Tritte auf dem Korridor, die sich ihrem Zimmer näherten.

Ein Lakai trat ein, jedoch nicht um sie zum Diner zu rufen, sondern um ihr dasselbe auf ihrem Zimmer zu serviren.

Kätchen wagte die Frage an den Diener, ob die Gräfin ausgefahren. Die Antwort lautete, daß die Gräfin bereits beim Diner sitze und diesmal den Haushofmeister zu demselben habe einladen lassen. Schweigend verrichtete der Lakai den Dienst des Servirens, und schweigend trug er die Speisen wieder fort, von denen Kätchen keine berührt.

Eine namenlose Angst überfiel Kätchen. Was war vorgefallen; womit hatte sie diesen offenbaren Zimmer-Arrest verdient, was hatte sie bei ihrer Herrin so in Ungnade versetzt, daß diese sie heute von ihrer Tafel verbannte? Für Kätchen war das ein unauflösbares Räthsel.

„O, ich ahnte es ja, daß mir ein neues Unglück bevorstehe!“ flüsterte sie vor sich hin. „Daher die Angst, die mich heute Morgen überfiel! . . . O Gott, wie schwer ist es doch, den Launen fremder Menschen zu genügen! . . . Oder sollten vielleicht die Papiere, welche ich Hermann zum Lesen gab, irgend etwas enthalten, was mich in den Augen der Gräfin herabsetzen könnte?“

Dieser Gedanke war der einzige, der etwas Wahrscheinlichkeit haben konnte, obgleich Kätchen auch dies für unmöglich hielt. Eben wollte sie das Packet mit den Papieren wieder heraussuchen, als man klopfte und Hermann hereintrat.

Endlich wenigstens zeigte sich ihr ein menschliches Gesicht, das ihre schon unerträglich gewordene Einsamkeit unterbrach.

„Herr Hermann," rief Kätchen, ihm mit unverkennbarer Aufregung entgegeneilend. „Was bedeutet es, daß man mich heute förmlich verbannt zu haben scheint? Habe ich etwas gethan, was mir die Unzufriedenheit der Gräfin zugezogen, oder haben Sie in meinen Papieren irgend etwas gefunden, was mich in ein falsches Licht stellen könnte, obgleich mein Gewissen mich von jedem Fehle freispricht?"

Als Kätchen der Papiere erwähnte, fuhr Hermann ein wenig zusammen, faßte sich aber schnell und zauberte das ewige Lächeln wieder auf sein Gesicht.

„Nicht so stürmisch, liebes Kind!" rief er, ihre Hand ergreifend und sie zum Sopha führend. „Hören Sie mich ruhig an," fuhr er fort, während Beide Platz nahmen und er wie in der Zerstreuung ihre Hand in der seinigen behielt. „Es gibt Zufälle, Vorfälle im Leben, an denen wir ebenso unschuldig sind wie die Auster auf der Sandbank an dem Schiffbruch, thöricht aber wäre es, sich dergleichen mehr zu Herzen zu nehmen, als es die Klugheit erlaubt. Sie, mein Kind, besitzen diese Lebensklugheit noch nicht, indeß auch Sie werden dieselbe gewinnen. Das Leben selbst ist unser bester Schulmeister, und nicht mehr als billig ist es, wenn wir ihm dafür einen kleinen Tribut entrichten."

Kätchen schaute ihn während dieser Vorrede mit großen Augen an, ihre Hand begann in der des Hofmeisters zu zittern, furchtsam entzog sie ihm dieselbe.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Hermann," sagte sie in zunehmender Bestürzung. „Sie wollen mich auf etwas Unangenehmes vorbereiten, und sehen doch, ich bin bereits hinlänglich vorbereitet; man hat mir Zeit genug dazu gewährt. Foltern Sie mich nicht durch Umschweife! . . . Was ist vorgefallen und was hat man gegen mich?"

„Nichts, mein Kind; durchaus nichts!" antwortete Hermann glatt. „Was sollte man auch gegen Sie haben können! Um indeß zur Sache zu kommen, soll ich Ihnen im Namen der Gräfin mittheilen, daß dieselbe morgen in aller Frühe auf eines ihrer Güter reisen wird. Da sie nur einen Diener mitzunehmen beabsichtigt, es auch nicht gerathen findet, Sie allein hier zurückzulassen, weil sie die Zeit ihrer Rückkehr nicht bestimmen kann, so hat sie mich beauftragt, Ihnen Ihren Gehalt für ein Jahr auszuzahlen, und den Wunsch geäußert . . . "

„Dieses Haus zu verlassen; ich verstehe Sie, Herr Hermann!" fiel Kätchen ein, indem sie sich stolz aufrichtete. „Sie werden es Schonung nennen, ich nenne es Grausamkeit, wenn man mir den *wahren* Grund dieser Entfernung verschweigt. Ich will ihn nicht errathen, Herr Hermann, denn die Gräfin hat das Recht, eine ihr lästige Dienerin zu entfernen. Was indeß das Geld betrifft, das sie mir bietet, habe *ich* das Recht, es zurückzuweisen, weil ich es nicht verdient habe. Das kleine Schärflein, welches mir mein seliger Vater (hier trat eine Thräne in Kätchens Auge) mit auf die Reise gab, wird genügen, um mich vor Noth zu schützen, bis es mir gelungen, ein Unterkommen zu finden, und wenn selbst dies nicht ausreichen sollte, will

ich lieber die wenigen Schmuckgegenstände opfern, welche meine selige Mutter mir hinterlassen, als das Almosen der Gräfin annehmen!"

Hermann horchte namentlich auf die letzten Worte; war es Habsucht oder sonst ein niedriges Motiv, das aus seinen Augen leuchtete, wir lassen es dahin gestellt sein. Eine Antwort auf Kätchens Worte hatte er nicht; er blickte kalkulirend vor sich hin.

„Vermuthlich hat die Gräfin Ihnen auch ihre Absicht ausgesprochen, mir jeden Abschied von ihr zu ersparen?" fuhr Kätchen fort, der das Bewußtsein ihrer Unschuld die Würde einer Königin verlieh, vor welcher Hermann unwillkürlich die Segel streichen mußte.

„Ich erinnere mich nicht, . . ." antwortete er gedehnt und ausweichend.

„Ich aber verstehe ihren Wink. Sagen Sie der Gräfin den Dank einer Waise für den Schutz, den dieselbe in ihrem Hause genossen. Jetzt erst, Herr Hermann, erkenne ich den Weg der Prüfungen und Entsagungen, auf welchen mich das Schicksal hingewiesen; ich werde ihn wandeln ohne zu klagen, und mit Gottes Hülfe auch ohne zu straucheln. Und jetzt, Herr Hermann," setzte sie entschlossen hinzu, „verzeihen Sie mir, wenn ich sofort dem Befehl der Gräfin genüge und meine wenigen Habseligkeiten zusammen nehme."

„Und wohin gedenken Sie sich zu wenden, mein Kind?" fragte Hermann theilnehmend. „Allein und unbekannt in dieser Stadt . . ."

„Ich weiß es nicht, aber ich werde es wissen in dem Augenblick, wo ich die Schwelle dieses Hauses überschritten."

„Glauben Sie an die Aufrichtigkeit meines Wohlwollens für Sie?" sagte Hermann, einen immer herzlicheren Ton anschlagend.

„Ich habe keine Veranlassung, an derselben zu zweifeln."

„Und würden Sie einen Vorschlag annehmen, über den ich nachgedacht, ehe ich diesen traurigen Auftrag ausführte?"

„Ich werde Ihnen für jeden Dienst von Herzen dankbar sein!"

„So erlauben Sie mir, Sie zu einer sehr achtbaren jungen Wittwe zu führen, in deren Wohnung Sie ein Obdach finden würden bis es Ihnen gelungen, eine neue Stellung zu finden."

„Wenn ich dieses Obdach gegen Zahlung einer mäßigen Pension genießen kann, sehr gerne!"

„So allerdings war auch meine Meinung!"

Kätchen wünschte jetzt allein zu sein, Hermann entfernte sich in der Absicht, mit jener Wittwe Rücksprache zu nehmen, und erklärte, in einer Stunde sie abholen zu wollen. Schweigend und sinnend stand Kätchen eine Zeit lang im Zimmer, als müsse sie sich erst die Wirklichkeit dieser jähen Veränderung klar machen.

„Was Gott uns schickt ist stets zum Guten!" flüsterte sie endlich vor sich hin und begann mit der größten Resignation ihre Habseligkeiten zusammen zu packen.

Eine Stunde nach der andern verstrich indeß, ohne daß Hermann zurückkehrte. Kätchen wartete geduldig. Hermann hatte

sich ja selbst zu diesem Dienst erboten, er konnte also durch unvorhergesehene drängende Geschäfte verhindert worden sein, sie abzuholen; vielleicht auch hatte er jene Frau nicht angetroffen und erwartete erst ihre Rückkehr, oder was sonst für Hindernisse ihm in den Weg getreten sein mochten.

Es ward Abend. Das Dunkel legte sich bereits über den öden Hof, nach welchem hinaus die Fenster ihres Zimmers lagen. Kätchen begann der Boden unter den Füßen zu glühen; ihr Ehrgefühl trieb sie, für die Nacht nicht mehr unter dem Dache der Gräfin zu sein, die sie so rücksichtslos von sich zu schicken vermochte, und dennoch mußte sie ja Hermanns Rückkehr erwarten. Niemand kümmerte sich um sie; es war, als sei sie bereits aus dem Hause geschieden; selbst von der Dienerschaft, die ihr sonst eine unverkennbare Achtung an den Tag gelegt, erschien Keiner, sich nach ihr umzusehen.

Enger und unheimlicher ward es Kätchen ums Herz. Sie wagte es nicht, eine Kerze anzuzünden, um nicht etwa der Gräfin dadurch zu verrathen, daß sie noch im Hause sei; endlich aber schlug es neun Uhr im Korridor und draußen war die Nacht ganz herabgesunken.

Kätchen faßte endlich Muth. Sie beschloß, sich bei der Dienerschaft zu erkundigen, ob Hermann noch nicht zurück sei; um aber nicht bei den beiden Lakaien zusammen zu treffen, welche den Dienst bei der Gräfin hatten, schlug sie den Weg zu der kleinen Treppe ein, die in die Küche hinabführte. Von dort führte eine Thür in die Loge des Portiers, und

dieser mußte ja am besten über Hermann Auskunft geben können.

Niemand begegnete ihr im Korridor und auf der Treppe; unbemerkt langte sie in der Küche an. Hier traf sie das Kammermädchen der Gräfin, mit welcher sie stets im besten Einverständniß gewesen; diese eilte ihr mit den Zeichen der aufrichtigsten Theilnahme entgegen, drückte ihr Leidwesen darüber aus, daß Kätchen das Haus verlasse, und während der Koch und das übrige Personal Kätchen gleichgültig angafften, suchte diese ihre Unruhe, wenn auch vergeblich, durch ein erzwungenes Lächeln und eine erkünstelte Gesprächigkeit zu verbergen.

„Haben Sie den Haushofmeister nicht gesehen?“ fragte Kätchen. „Er wollte schon vor mehreren Stunden zurück sein!“

„Auch der Portier erwartet ihn,“ antwortete jene. „Der junge Graf hat nach ihm gefragt.“

„Der junge Graf,“ wiederholte Kätchen, sichtbar erbleichend. „Er ist noch im Hause?“

„So vermuthe ich, da er nach Hermann gefragt haben soll!“ antwortete das Kammermädchen, Kätchens Schreck wohl gewahrend, während diese Beobachtung ein etwas satyrisches Lächeln auf ihr Antlitz rief. „Nicht wahr, er ist ein schöner Mann?“ setzte sie etwas schnippisch hinzu.

„Ich weiß es in der That nicht . . . ich kenne ihn kaum . . .“ antwortete Kätchen zerstreut . . . „Gott, wenn nur Herr Hermann zurückkehrte!“

„Herr Hermann ist soeben zurückgekehrt!“ berichtete einer

der Lakaien, der eben sehr geschäftig an Kätchen vorbei eilte und ihre Aeußerung hörte.

Kätchen faßte neuen Muth; sie sagte dem jungen Mädchen Adieu und eilte die Treppe hinan. Oben im Korridor begegnete ihr der Hofmeister, der mit hundert artigen Redensarten seine Verspätung entschuldigte, dann mit Kätchen in deren Zimmer trat und ihr erklärte, daß ein Wagen, dessen Kutscher bereits instruirt sei, vor der Thür halte; er selbst sei durch Geschäfte verhindert, sie zu begleiten, doch sei Alles zu ihrer Aufnahme vorbereitet.

Im Grunde war Kätchen mit dieser Nachricht nur gedient, denn sie zog es vor, allein zu sein. Hermann entwickelte bei Kätchens Abschied die liebenswürdigste Zuvorkommenheit, er führte sie zum Wagen, instruirte nochmals den Kutscher und versprach, sich morgen persönlich nach ihrem Wohlsein zu erkundigen. Kätchen war es, als sei ein Stein von ihrem Herzen gefallen, als der Wagen mit ihr davon rollte, und doch hatte si so wenig Ursache, mit ihrer Lage zufrieden zu sein, denn jetzt stand sie ganz allein, losgetrennt selbst von Denjenigen, welchen sie noch unter dem väterlichen Schutze übergeben worden war.

Nur mi t sich selbst beschäftigt, gleichgültig gegen Alle s, was um sie her vorging, bemerkte Kätchen nicht, wie, während sie vom Wagen aus mit Hermann noch einige Worte sprach und dieser sich zu ihr beugte, eine männliche Gestalt das Hotel verließ und zu einem andern Wagen eilte, der in kurzer Ent-

fernung hielt, und der, als Kätchens Wagen sich in Bewegung setzte, demselben in vorsichtiger Ferne nacheilte.

Hermanns Schilderungen von der Liebenswürdigkeit der Wittwe, einer Frau von Sommer, welcher er sie anempfohlen, schienen nicht übertrieben. Diese, eine junge Frau von etwa einigen dreißig Jahren, mit sanften Gesichtszügen, auf denen übrigens auch mancherlei Schicksale ihre Spuren zurückgelassen, empfing Kätchen wie eine Freundin und führte sie in ein trauliches Stübchen, das von ihrer eigenen Wohnung unabhängig und dessen ganze, obgleich sehr einfache Möblirung Sauberkeit und Geschmack verrieth.

Frau von Sommer versäumte nicht, als Kätchen ihre Habseligkeiten untergebracht, sie zum Thee einzuladen; Kätchen aber schob große Ermüdung vor und wünschte zeitig die Ruhe zu suchen; die Wirthin also überließ ihren Gast sich selbst und Kätchen hörte am Abend nichts mehr von ihr.

Am andern Morgen, als kaum die ersten Strahlen der Sonne in Kätchens Zimmer blickten, erhob sich diese. Aengstliche Träume hatten ihren Schlummer beunruhigt und unter ihrem Einfluß noch öffnete sie das Auge. Aber Alles im Zimmer lächelte ihr so freundlich entgegen, der Himmel war so rein, so blau, vor ihrem Fenster blühten einige Rosen, die sie am Abend nicht bemerkt hatte. Ein Blick zu diesem Fenster hinaus überzeugte sie, daß dasselbe über einem reizenden Gärtchen lag, das von den Höfen und Gärten der Nachbarn umgeben war. Ein Seufzer entwand sich ihrer Brust; jene Laube dort unten, jene Rosenbüsche, jene Steinbank erinnerten sie an

die verlorene Heimat. Hatte sie doch seit ihrem Scheiden von derselben kaum ein grünes Blatt gesehen, denn die Gräfin liebte die Promenaden nicht, und wenn sie der Begleitung ihrer Gesellschafterin bedurft hatte, war es nur geschehen, um die Magazine einiger Hoflieferanten oder die Kirche zu besuchen.

Auch die Wirthin fand sich frühzeitig ein, um Kätchen mit eigener Hand das Frühstück zu serviren. Dem armen Mädchen that diese Liebenswürdigkeit so wohl, daß sie nicht Dank genug dafür wußte, und die junge Frau verstand so gemühlich zu plaudern, daß Kätchen in ihr eine Freundin zu finden glaubte und Hermann im Stillen dankte für dieses Obdach. Frau von Sommer schied von ihr mit dem Versprechen, sie gegen Mittag abzuholen, um mit ihr gemeinsam Schritte für ein neues Unterkommen zu thun. Uebrigens hatte auch Hermann versprochen, am Vormittage sich einzufinden.

Der Mittag kam. Kätchen hatte eine einfache Toilette gemacht, die sie reizend kleidete. Jener Anflug von Schmerz oder Schwermuth, der im Hause der Gräfin stets auf ihrem Antlitz gelagert, schien heute ganz verbannt; Kätchens Züge waren heute klar wie der Himmel, der durch das Fenster hereinschaute, aus ihrem großen Auge sprach eine unverkennbare Zufriedenheit, ja ein Lächeln verklärte zum ersten Male ihr Antlitz, als sie in den Spiegel schaute. Damals, als sie noch beim Vater lebte, hatten ihre Züge noch etwas Kindliches, Unbefangenes, jetzt hingegen trugen sie mehr Bewußtsein zur Schau, ihr hoher Wuchs hatte etwas Imponirendes, Kätchen selbst fühlte, daß sie

eine gewisse Selbständigkeit gewonnen, die ihr früher ganz unbekannt.

Hermann hatte bis jetzt nicht Wort gehalten; die Wirthin aber trat früher herein, als sie dieselbe erwartet.

„Herr Hermann läßt sich soeben entschuldigen," begann sie. „Die Gräfin ist während der Nacht so schwer erkrankt, daß man jeden Augenblick ihre Auflösung erwartet. Die Arme soll fürchterliche Schmerzen leiden."

Kätchen erschrack, daß der kokette Strohhut ihrer Hand entfiel, den sie eben auf ihr schwarzes Haar zu setzen im Begriffe war.

„Schwer erkrankt!" rief sie in aufrichtigem Mitleid.

„So schwer, daß die Aerzte sie bereits aufgeben," fuhr die Wirthin ohne große Zeichen des Mitleids fort. „In ihrem Hause soll Alles in höchster Bestürzung sein. Man hat ihren Schwager, den Grafen Werther, der gestern Abend verreist, telegraphisch zurückrufen lassen; er ist heute Morgen wieder eingetroffen."

Kätchen stand sinnend da, sie schien mit einem Entschlusse zu kämpfen.

„Die Aermste!" flüsterte sie vor sich hin. „Ich hätte ihr Haus nicht so schnell verlassen sollen! . . . Frau von Sommer," setzte sie plötzlich sehr bewegt hinzu, „ich will sofort zu ihr, ich will sie pflegen; die Arme hat ja jetzt Niemanden, der sich ihrer annehmen könnte!"

„Reichen Leuten fehlt es an Pflege nicht, liebes Fräulein!"

antwortete die Wirthin gefühllos; indeß wurde Kätchen hiedurch nur um so mehr in ihrem Entschlusse bestärkt.

Eilig kleidete sie sich in Hut und Shawl und ohne die Wirthin eines weiteren Blickes zu würdigen, eilte sie hinaus.

Als Kätchen das Hotel der Gräfin Werther erreichte, fand sie in diesem Alles in höchster Verwirrung; die Diener flogen in den Korridoren umher, Niemand beobachtete sie und so gelangte sie ohne Hinderniß in das Schlafgemach der Gräfin.

Hier fand sie zwei ehrwürdige Herren, offenbar die Aerzte, deren Einer sich eben vom Bette der Kranken ab und zu einem hochgewachsenen Herrn mit spärlichem dunklen Haar und scharfen aristokratischen Zügen wandte, welcher mit einem jüngeren Herrn in der Fensternische stand und schweigend das Kinn in die Hand lehnte.

„Es ist vorbei, Herr Graf!" sagte der Arzt, während er theilnahmlos nach seinem Hut umschaute. „Was ärztliche Kunst vermochte, ist geschehen; hier war nicht zu helfen," setzte er hinzu.

Ein Blick schoß bei den ersten Worten des Arztes aus den Augen des Aristokraten; er schlug dieselben zu Boden, um sich den Anschein der Trauer zu geben.

Eine allgemeine Unruhe erhob sich bei dieser Nachricht im Zimmer; die Herren bewegten sich durcheinander, die Diener, welche sich in die Thür gedrängt, wagten sich neugierig ins Zimmer; jeder that, was ihm gut schien, seit man gehört, daß die Herrin nicht mehr war.

Inzwischen näherte sich der andere Arzt dem Aristokraten, der die Fensternische noch nicht verlassen. „Herr Graf,“ sagte er zu diesem mit tiefem Ernst, nachdem er einen hastigen Blick mit seinem Kollegen, dem andern Arzt, gewechselt, „die Pflicht zwingt mich zu einer unumwundenen Erklärung. Alle Symptome sprechen dafür, daß eine Vergiftung vorliegt, von der ich der Behörde sofortige Anzeige zu machen habe. Halten Sie inzwischen ein Auge auf die Dienerschaft; ich werde indeß mit meinem Kollegen auch die nöthigen Vorkehrungen zur Sektion der Leiche treffen.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Arzt; auch der andere folgte ihm nach einigen an den Grafen gerichteten trockenen Aeußerungen. Tiefe Stille trat im Zimmer ein; vielleicht war die Aeußerung des ersten Arztes von den anwesenden Dienern gehört worden, denn auf ihren Gesichtern stand die heftigste Bestürzung; fragend starrten sie einander an und standen wie am Boden festgenagelt da.

„Ich kam zu spät!“ flüsterte Kätchen vor sich hin, als sie den Arzt vom Bette zurücktreten sah. Sie senkte das Haupt, sie faltete die Hände; sie wagte nicht sich zu entfernen, noch weniger aber wagte sie, sich dem Bette der Unglücklichen zu nähern. „Vielleicht hätte ich Alles abwenden können, wenn ich nicht so schnell das Haus verlassen,“ war der Gedanke, welcher sie beschäftigte; sie hatte nichts gehört von dem entsetzlichen Verdacht, welchen der Arzt soeben geäußert, wohl aber übte die allgemeine Bestürzung der Dienerschaft auch auf sie ihren Entschluß.

Endlich begann es sich im Zimmer wieder zu regen. Sie

hörte Schritte um sich her und wagte es, das auf die Brust gesunkene Antlitz zu erheben.

Ihr Auge fiel zuerst auf den Grafen, der eben aus der Fensternische hervortrat; zu ihrem Entsetzen bemerkte sie neben ihm den jungen Mann, der seine Blicke unverwandt auf sie gerichtet. Es war der Graf Alfred, der eben von seinem Vater einige halb laut gesprochene Instruktionen erhielt, diesem aber mit abgewandtem Antlitz und gewiß auch nur mit halbem Ohr zuhörte . . .

Mit stolz getragenem Haupt, einer gezwungenen, imponirenden Haltung, der man ansah, daß sie berechnet war, den nöthigen Eindruck auf die Anwesenden zu machen, entfernte sich der Graf Athur von Werther, der Schwager der soeben Dahingeschiedenen, ohne die Diener, die sich tief vor ihm verbeugten, eines Blickes zu würdigen. Aengstlich schaute Kätchen ihm nach, als hätte sie ihn anflehen mögen, sie nicht allein mit Alfred zurück zu lassen. Peinlicher noch ward die Stille des Zimmers; Kätchen wurde abermals von einer unerklärlichen Angst ergriffen; hatte sie sich soeben noch Vorwürfe gemacht, daß sie dieses Haus verlassen, so bereute sie jetzt, es betreten zu haben; es war ihr, als strecke ein böser Geist seine Arme nach ihr aus.

Ihr erster Gedanke war, dem älteren Grafen schnell zu folgen und so gewissermaßen unter seinem Schutz davon zu eilen; aber ihre Füße versagten ihr den Dienst, sie hafteten am Boden wie drch Zauberbann, sie war keiner Bewegung fähig.

Jetzt, ohne daß sie das Auge aufzuschlagen wagte, erschien

es ihr, als gebe der zurückbliebene Graf den Dienern einen Wink sich zu entfernen. Eiskalt lief es ihr durch alle Glieder, ein Zittern bemächtigte sich derselben. Wirklich bemerkte sie, daß die Diener sich entfernten. Kätchen war es um's Herz, als hätte sie laut um Hülfe schreien mögen, aber sie wagte dieß nicht aus Furcht vor der Todten.

Endlich suchte sie ein Herz zu fassen. Was fürchtete sie! Was war die Veranlassung dieses unerklärlichen Seelenzustandes, dieser Aufregung, dieses Zitterns! Kätchen wußte sich keine Antwort darauf zu geben, aber eben dieß war es auch, was ihr endlich wieder Muth einflößte.

Sie erhob das Auge. Ihr Blick aber wandte sich schaudernd ab, denn sie hatte gerade in das bleiche, verzerrte Antlitz der Todten geschaut, deren Augen, von keiner theilnehmenden Hand geschlossen, sie anstarrten.

Ein Schauder überlief sie. Hastig wandte sie sich fort, sie suchte die Thür, denn es war ihr, als drehe sich das ganze Zimmer mit ihr herum; kalter Schweiß trat auf ihre Stirn.

Um alle ihre Sinne zusammen zu raffen und sich endlich aus dieser Situation zu reißen, preßte sie die Hand an die Stirn, während die Rechte nach einer Stütze suchte.

Da bemächtigte sich eine andere fremde Hand der ihrigen; eine warme, glühende Hand preßte die ihrige, ein fremder Arm legte sich um ihren Leib. Zuckend fuhr sie zurück und entwand sich dem Arm. Vor ihr stand Graf Alfred, der trotz den Bemühungen des Mädchens ihre Hand nicht aus der seinigen ließ.

Der Moment der höchsten Gefahr gab Kätchen auch ihr

Bewußtsein wieder zurück. Sie richtete sich auf, strafend und verweisend blickte sie Alfred mit solcher Festigkeit an, daß dieser für einen Augenblick stutzig ward.

„Herr Graf," sagte sie mit sicherer Stimme, „aus Achtung für die Todte bitte ich Sie um Schonung . . . Meines Bleibens ist nicht mehr hier; ich kam, um der Seligen meine geringe Hülfe zu bieten; ich kam zu spät; lassen Sie mich meines Weges gehen."

Alfred hatte sich bald von der Ueberraschung erholt, in welche ihn dies schnelle Zusichkommen des Mädchens versetzte.

„Mein Fräulein," sagte er in warmem, einschmeichelndem Tone, „kann es Ihnen unziemlich erscheinen, wenn ich, Sie einer Ohnmacht nahe sehend, Ihnen zu Hülfe eilte? Sollte ich theilnahmslos dastehen, als ich sah, mit welcher Engelsgüte Ihr Herz an dem traurigen Schicksal meiner Tante hing? Ich bewundere Sie, ich hätte Statue sein müssen, um bei diesem Anblick gleichgültig zu bleiben!"

„Herr Graf," fuhr Kätchen fort, während sie einen Blick in dem Unglückszimmer umher warf, als hoffe sie, daß Jemand eintreten werde, um sie aus dieser Lage zu erlösen, „wenn Sie wirklich einige Theilnahme für mich empfinden, so beschwöre ich Sie, lassen Sie mich fort von hier, ich fühle mich unwohl, mein Kopf brennt, meine Sinne sind so verwirrt . . . Ich flehe Sie an, lassen Sie mich hinaus; ich bedarf der frischen Luft."

„Ihr Wunsch ist mir Befehl, mein Fräulein," antwortete der Graf, „aber ich würde es nicht verantworten können, gäbe ich es zu, daß Sie so, in diesem Zustande das Haus verlassen.

Sie kennen diese Lokalitäten hier, gestatten Sie mir, daß ich Sie in den kleinen Salon führe, Sie werden sich dort erholen und sobald Sie sich kräftig genug fühlen, steht mein Wagen auf Ihren Wink bereit, Sie in Ihre Wohnung zurück zu führen."

„Ich nehme das erstere an und danke Ihnen für das letztere," versetzte Kätchen. „Ich finde allein den Weg zum Salon, ich mache Gebrauch von Ihrer gütigen Erlaubniß . . . Leben Sie wohl, Herr Graf!"

Kätchen verließ mit diesen Worten das Zimmer. Sie hatte die Absicht, sofort das Unglückshaus zu meiden und schlug daher den Weg zu dem Hauptkorridor ein. Jedoch nach wenigen Schritten schon, als die Angst sie aus ihren Banden entließ, fühlte sie die ganze Schwäche, welche die Aufregung zurückgelassen; sie kehrte um und erreichte den Salon, ein kleines, reizend eingerichtetes Gesellschaftszimmer, das nach dem Hofe lag und in welchem die Gräfin zur Winterzeit oft des Abends einen kleinen, ausgewählten Kreis näherer Bekannten mit Thee zu bewirthen pflegte.

Eine heiße, stickige Luft herrschte in dem Zimmer, sie eilte zum Fenster, um dies zu öffnen, sog mit einer wahrhaften Wonne die hereinströmende frische Luft ein und warf sich dann todesmatt auf eine Causeuse. Die ganze Scene, deren Zeuge sie soeben gewesen, erschien ihr jetzt wie ein wüster Traum, sie mußte sich erst sammeln, um sich Alles dies klar zu machen.

Eine halbe Stunde verstrich; jede Minute brachte Kätchen mehr Ruhe und Besinnung zurück; sie fühlte sich zwar

noch etwas ermattet, aber ihr Denkvermögen war wieder das alte; sie begann sich Rechenschaft zu geben, wie es möglich, in einen solchen Seelenzustand zu gerathen, für welchen sie keinen genügenden Grund zu finden vermochte.

„Ich will fort von hier, fort aus diesem Hause," rief sie endlich sich erhebend. „Alles athmet hier Unglück, Alles hat sich hier gegen mich verschworen . . . Schnell fort von hier!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des kleinen Salon und zu Kätchens Schreck trat — Graf Alfred herein.

„Er! Schon wieder er! Mein böser Genius, ich ahne es!" flüsterte Kätchen vor sich hin, während sie beim Anblick des Grafen abermals erbleichte und einige Schritte zur Thür that, um ihm zu zeigen, daß sie bereits im Begriff gewesen, sich zu entfernen.

Alfred vertrat ihr den Weg. Seine Miene verrieth Aufregung; ein Zittern durchlief Kätchens Glieder, eine Ahnung sagte ihr, daß sie so leichten Kaufes dieses Haus nicht werde verlassen können.

„Ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein, wenn ich Sie abermals belästigen muß!" begann der Graf mit einer gewissen Feierlichkeit. „Was ich Ihnen zu sagen habe, duldet keinen Aufschub, ich selbst handle unter dem Sporn verhängnißvoller Vorfälle, einer Verknüpfung von Zufällen und Umständen, in welche Sie verwickelt sind, und die mich kaum Herr meiner selbst werden lassen."

Kätchen schaute ihn betroffen an. Unschuldig, sich keines Fehls bewußt, mit Niemand auf dieser weiten Welt in näherer

Beziehung, war es ihr unerklärlich, wie gerade sie in eine Verknüpfung von Zufällen und Umständen hineingezogen werden könne, von welcher der Graf soeben sprach.

„Unser Haus, mein Fräulein," fuhr Alfred fort, „ist, so behauptet man, der Schauplatz eines fürchterlichen Verbrechens geworden . . ."

„Eines Verbrechens!" wiederholte Kätchen leichenblaß und that entsetzt einen Schritt zurück. Die reine Seele wußte wohl, daß es Verbrechen auf dieser Welt gebe, aber noch nie war man mit der Nachricht von einem solchen so direkt an sie herangetreten.

„Ja, eines Verbrechens," wiederholte Alfred mit Betonung, „eines fürchterlichen Verbrechens, das mich mit Schaudern erfüllt! . . . Wenn ich nicht irre, so betraten Sie das Zimmer meiner unglücklichen Tante in dem Moment, wo diese eben vom Leben schied, Sie waren also nicht wie ich Zeuge der fürchterlichen Qualen, welche ihrem Tode vorangingen."

Kätchen wußte nicht, was sie antworten solle; ihre Blicke hafteten entsetzt auf dem Antlitz des Grafen, ihre Lippen bebten. Soeben hatte sie erst ihre Aufregung überwunden und jetzt spannte man sie von Neuem auf eine Folter.

Alfred seinerseits war trotz seiner sichtbaren Erregtheit nicht im Stande, die Leidenschaft zu bewältigen, welche aus seinem Auge sprach; sein Benehmen schlug also das Mädchen mit doppeltem Entsetzen.

„Lassen Sie mich kurz sein, mein Fräulein," fuhr er in einem Tone fort, welcher eine festere Entschlossenheit verrieth.

„Meine arme Tante ist das Opfer einer verruchten Hand geworden, eines Verbrechens, dessen Triebfeder ich nicht zu errathen wage. Der Arzt, welchen Sie an ihrem Sterbebette sahen, hat der Behörde die Anzeige gemacht, es sei der dringendste Verdacht vorhanden, daß die Unglückliche an Gift gestorben!"

Ein Schreckenslaut entfloh Kätchens Lippen. „Großer Gott, wie fürchterlich!" flüsterte sie vor sich hin, während sie entsetzt die Hände faltete.

„Allerdings fürchterlich, mein Fräulein! Mein armer Vater und ich wir müssen es erleben, daß soeben dieses Haus der Schauplatz der Thätigkeit der Sicherheitsbehörde geworden, deren Beamten bereits Alles durchforschen, um dem Verbrecher auf die Spur zu kommen."

„Und hat man denn keine Ahnung, wer dieser Ruchlose gewesen?" wagte Kätchen mit Anstrengung zu fragen.

Abermals haftete der Blick des jungen Grafen so scharf und durchbohrend auf dem Antlitz Kätchens, daß diese den ihrigen erschreckt zu Boden senkte.

„Man hat nicht nur eine Ahnung, sondern sogar einen Verdacht," antwortete der Graf streng und mit Nachdruck. „Dieser Verdacht aber, wie sehr er auch durch mehrfache Aussagen unterstützt wird, scheint mir so unglaublich, daß ich ihn nicht zu fassen wage."

Kätchen wußte nicht, was sie antworten solle, des Grafen Benehmen war so sonderbar, so finster und unerklärlich, daß sie ein heftiges Zittern überfiel und sie sich auf den Rand einer Etagère stützen mußte, um sich aufrecht zu erhalten.

„Sie antworten mir nicht,“ fuhr der Graf in demselben Tone fort; „fast müßte ich in diesem Schweigen, in diesem Zittern eine Bestätigung sehen, aber mein Herz, meine Vernunft sträubt sich dagegen . . . Sprechen Sie, mein Fräulein!“

„Um des Himmels willen . . .“ stammelte Kätchen, ein Raub der höchsten Verwirrung . . . . „Was verlangen Sie, daß ich sprechen soll . . . was kann ich hierauf antworten, ich, die ich . . .“

„Sie, die man allgemein im Hause als die Thäterin bezeichnet!“ rief der Graf mit fürchterlicher Stimme. „Sie wissen nicht zu antworten!“

Diese Worte, die wie ein Donner auf das Haupt des Mädchens fielen, würden sie vernichtet haben, wenn nicht Kätchens ganze Seelenkraft sich dagegen geworfen hätte. Anstatt unter dieser entsetzlichen Anklage zusammen zu sinken, starrte das Mädchen den Grafen Sekunden lang sprachlos und wie versteinert an; ihre Lippen bewegten sich anfangs tonlos, ihr Auge, so matt und verschleiert von der Anstrengung, leuchtete plötzlich von dem Feuer bewußter Unschuld, tief verletzten Stolzes. Mit einer Kraft, die man dem zarten Wesen kaum zugetraut hätte, richtete sie sich auf und schleuderte einen Blick der tiefsten Verachtung auf den Grafen.

„Mein Herr,“ rief sie mit klarer, wenn auch sehr bewegter Stimme, „nur der Wahnsinn oder die tiefste Verworfenheit kann es wagen, mich eines Verbrechens zu beschuldigen, die ich ein solches bisher kaum dem Namen nach gekannt. Meine Seele ist rein, meine Hand ist rein, mein Bewußtsein zeiht mich höch-

stens derjenigen Fehle, welche ich aus Mangel an Lebenserfahrung zu begehen täglich in Gefahr bin. Nur mit Verachtung und Mitleid beantworte ich Ihre Anklage, Herr Graf, deren schmachvolle Motive ich zu durchschauen unter meiner Würde erachte."

Damit wandte Kätchen dem Grafen den Rücken und wollte das Zimmer verlassen.

„Keinen Schritt, ich beschwöre Sie, denn Sie wären verloren!" rief der Graf bebend vor Aufregung, indem er ihr abermals den Weg vertrat. „Die Motive, welche mich leiteten, verkennen Sie durchaus; mir fehlte die Zeit, um Sie auf diesen Verdacht vorzubereiten, hören Sie denn also, daß ich gekommen bin, Sie zu retten, nicht aber Sie zu verderben."

Kätchen trat zurück; mit stolzem, freiem und erhabenem Blick ruhte ihr Auge auf dem Grafen.

„Mich zu retten?" rief sie mit stolzem Lächeln. „Was kann mir drohen, vor dem Sie mich zu retten hätten, Herr Graf?"

„Hören Sie mich an!" fuhr dieser in einen bittenden Ton übergehend fort, als er sah, daß er das Mädchen nicht zu überrumpeln im Stande gewesen. „Um Ihrer selbst willen, hören Sie mich!"

Kätchen schwieg, als erwarte Sie seine Rechtfertigung.

„Daß ein Verbrechen in diesem Hause begangen worden, ist fast nicht zu bezweifeln, da die Aerzte mit einer solchen Zuversicht davon sprachen," fuhr der Graf fort. „Niemand ist im Hause, der meiner unglücklichen Tante durch treuen, auf-

opfernden Dienst nicht mit Leib und Seele ergeben gewesen wäre; unzählige Beweise bestätigen dies. Trotzdem ward sie das Opfer eines Verbrechens, das nur dem Haß entsprungen sein kann. Ein unseliges Zusammentreffen von Umständen oder Zufällen mußte daher den Verdacht gerade auf Diejenige werfen, die in meinen Augen als ein Engel an Unschuld und Reinheit dasteht — auf Sie, mein Fräulein! Sie, so sagte man soeben bei den vorläufigen Recherchen der Beamten — sind gestern von der Unglücklichen aus deren Hause entlassen; Sie sind gestern in der Küche gesehen worden, als man das Souper meiner Tante bereitete; man will sogar bemerkt haben, daß Sie sich dem Tische näherten, auf welchem die Speisen sich befanden; man erklärt also einstimmig, daß Sie durch Rachsucht zu dieser That getrieben worden."

Anstatt der Antwort schwebte dasselbe verächtliche Lächeln über Kätchens Züge. Diese Beschuldigung erschien ihr so wahnsinnig, daß sie, mit den Verhältnissen des Lebens so wenig bekannt, die schreckliche Tragweite derselben unmöglich zu fassen oder zu überblicken vermochte. Das Mitgefühl, aufrichtige, herzliche Theilnahme hatte sie, die allen unedlen Gefühlen so fern, hieher getrieben, und jetzt . . . Nur der Wahnsinn konnte ihrer Meinung nach überhaupt eines solchen Gedankens fähig sein.

Der Graf sah im höchsten Erstaunen, mit welcher Gleichgültigkeit dieses Mädchen seine Mittheilung entgegen nahm; er verlor ein wenig an seiner eigenen Sicherheit und nahm alle seine Geistesgegenwart zu Hülfe, um zu Ende zu kommen.

„Was für mich keines Beweises bedarf, mein Fräulein,“ fuhr er fort, „Ihre Unschuld, Ihre Seelenreinheit, ich sehe sie auf Ihrer Stirn geschrieben, sie spricht aus Ihrem Auge; aber bedenken Sie, daß andere Beweise gegen Sie sprechen und daß die weltliche Gerechtigkeit den letzteren mehr Glauben schenkt als dem unschuldbewußten Lächeln eines Engels, der selbst auf dieser Welt vor den schwärzesten Anschuldigungen keinen Schutz finden würde, wenn sich der Zufall gegen ihn verschwört. Ich bitte Sie, mißverstehen Sie die edle, aufrichtige Absicht nicht, in welcher ich es übernommen, Sie auf das Schlimmste vorzubereiten!“

„Und wie, Herr Graf, hätte ich diese Ihre edle Absicht zu verstehen, wenn ich sie mißverstanden haben könnte?“ sagte Kätchen, durch die letzten in anscheinend innerer Bewegung gesprochenen Worte Alfreds etwas irre gemacht.

„Ich sagte Ihnen, mein Fräulein, daß die Aussagen Aller übereinstimmend gegen Sie sind, daß nur Einer für Ihre Unschuld aufzutreten vermag, und daß das Zeugniß dieses Einen Alles vernichten würde, was gegen Sie zu zeugen im Stande!“

„Und dieser Eine?“ fragte Kätchen, deren Herz jetzt plötzlich, von einem fürchterlichen Gedanken erfaßt, zu zittern begann, und in der erst in diesem Augenblick der Gedanke an eine wirkliche Gefahr, an eine derselben zu Grunde liegende Intrigue, aufzutauchen begann.

„Dieser Eine bin ich!“ antwortete der Graf. „Die Nothwendigkeit, das Bedürfniß, von Ihnen Glauben und Vertrauen zu gewinnen, zwingt mich, Ihnen zu gestehen, daß ich gestern,

als ich mich aus Ihrem Zimmer entfernte, mich nicht überwinden konnte, dieses Haus zu verlassen. Seit ich Sie gesehen, bannte es mich hier fest wie mit Zaubermacht, ich hatte die Gewalt, den Willen über mich selbst verloren, meine Gedanken waren nur mit Ihnen beschäftigt und aus Ihrer unmittelbaren Nähe verbannt, irrte ich im Hause umher. Ueberall suchte, überall sah ich nur Sie, und dennoch hatten Sie mir versagt, Sie zu finden. Obwohl ich mir selber gestand, daß dies unwürdig, trat ich endlich in das dem Ihrigen gegenüber liegende Zimmer, ich wollte Ihre Toilette belauschen, wollte wenigstens das armselige Glück genießen, in Ihrer Nähe zu sein . . . Stunden, lange Stunden der Ungeduld verstrichen; es ward Abend, noch immer konnte ich es nicht über mich gewinnen, das Haus zu verlassen; die Hoffnung, Sie noch einmal zu sehen, machte aus mir einen Gefangenen . . . Da hörte ich, daß Ihre Thür sich öffnete, ich hörte leichte Schritte auf dem Korridor. — Das mußten Sie sein! . . . Leise trat auch ich auf den Korridor, ich sah Sie im Dunkel vor mir hinschweben, ich folgte Ihnen in einiger Entfernung, ja ich gestehe es Ihnen zu meiner Beschämung, ich fand eine süße Befriedigung, Sie im Dunkel versteckt zu beobachten, Ihr Bild meinem Herzen tiefer, unvergänglicher einzuprägen . . . Ich sah, ich beobachtete Sie lange; keine Ihrer Bewegungen entging meinem glücklichen Auge; hier vor Ihnen also steht ein Zeuge, dessen Aussage Sie von jedem entehrenden Verdachte zu reinigen vermag!“

Der Graf sprach die letzteren Worte mit einer solchen Gluth, daß Kätchens einmal erwachtes Mißtrauen in derselben neue

Nahrung fand. Unwillkürlich trat sie zurück, mit Furcht, ja mit einem gewissen Grauen starrte sie den Grafen an.

„Und mit dieser Aussage, Herr Graf, haben Sie zurückgehalten?“ rief sie aus. „Sie kennen die Unschuld eines Mitmenschen und Sie zauderten, dieselbe auf der Stelle zu verkünden? Sie konnten es über sich gewinnen, auch nur einen Augenblick diesen gräßlichen Verdacht auf mich werfen zu lassen, die Ihnen doch nichts Böses gethan?“

„Sie sehen mich bereit, mein Fräulein, mein Zeugniß abzulegen; ich schwöre Ihnen, daß Sie rein dastehen sollen wie ein Seraph, daß keine menschliche Gewalt frevelhaft Hand an Sie legen soll, aber . . .“

Hier stockte der Graf.

„Aber . . .? Was hindert Sie, Herr Graf, diesen Schwur zu erfüllen?“ rief Kätchen mit steigender Angst, während kalter Schweiß auf ihre Stirn trat.

„Darf es Egoismus genannt werden, was als unwiderstehlicher Drang aus dem Innersten des Herzens kommend den Willen des Menschen vernichtet, die Vernunft zur Sklavin macht, wohlan, nennen Sie es so, mein Fräulein!“ rief der Graf mit einer Stimme, deren Unsicherheit die ganze Leidenschaft verrieth, welche in ihm loderte. „Was ich thue, wird mir von einer Gewalt diktirt, gegen die ich vergeblich anzukämpfen gesucht; besaß ich eine Vernunft, so ist sie zum Schatten geworden; umsonst habe ich sie zurückzurufen mich bemüht; ich vermag nicht mehr klar zu denken, nicht mehr vernunftgemäß zu handeln, Alles in mir concentrirt sich in dem einen

Gedanken, der wie das Feuer eines Vulkans nach Befreiung ringt: Ich liebe Sie!"

Mit diesen Worten stürzte Alfred zu ihren Füßen; ehe sie es wehren konnte, hatte er ihre Hand erfaßt und diese fest umklammernd mit heißen Küssen bedeckt.

Kätchen bedurfte einiger Sekunden, um sich zu sammeln, ihr Kopf schwindelte, eine eisige Kälte, welche ihre Glieder schüttelte, drängte ihr Blut zum Gehirn, die Berührung des Grafen erschien ihr trotz seiner Gluth wie die einer kalten Schlange.

„Nur ein Wort von diesem schönen Munde!" flehte Alfred. „Nur ein Wort! Ich bedarf dieses Wortes zu meiner Existenz, mag es mir dann Leben oder Tod bringen!"

Kätchen fand ihre Besinnung wieder; ein Widerwille bemächtigte sich ihrer, der sie mit Schaudern füllte; mit jener instinctmäßigen Klugheit, welche dem Weibe eigen, selbst wenn es noch der Schule des Lebens entbehrt, erkannte sie in dem ganzen Auftreten des Grafen eine erbärmliche Intrigue, eine Komödie, welche ihr den tiefsten Abscheu einflößte. Alle Furcht vor diesem Manne war mit dem Augenblick von ihr gewichen, wo sie ihn in seiner tiefsten moralischen Erniedrigung zu sehen glaubte; sie, das bisher der Welt und ihren Kreuz- und Querwegen so fremde Mädchen, erblickte in dem Grafen einen Unwürdigen, der einer Schonung kaum bedurfte, kaum derselben werth war.

„Herr Graf," sagte sie endlich mit klarer Stimme, „ich bitte Sie, erheben Sie sich aus einer Stellung, die Ihnen, dem Erben dieses edlen Hauses nicht gebührt!"

„Sprechen Sie dieses W o r t! Ich beschwöre Sie auf meinen Knieen!“ rief der Graf in höchster Leidenschaft.

Kätchen zögerte.

„Und m u ß dieses Wort gesprochen sein?“ fragte sie streng.

„Es muß! Um meines Lebens, um meiner Ruhe willen!“

„Wohlan denn, Herr Graf! Ich bitte Sie, mir für immer den Anblick eines Mannes zu ersparen, den ich . . . nicht achten kann!“

Ein heftiges Zucken in der Hand des Grafen zeugte von der fürchterlichen Wirkung, welche dieser Ausspruch auf ihn machte. Noch einmal und fester umklammerte er ihre Hand, die sie ihm vergeblich zu entreißen suchte.

„Sie sehen mich flehen, auf meinen Knieen flehen um Ihre Liebe!“ rief er außer sich und mit dem Tone der Verzweiflung. „Erhören Sie mich, ich b e t t l e um Erhörung! Sie wissen nicht, wessen ich im Stande bin, wenn Sie mich der Verzweiflung preisgeben!“

„Ich w e i ß, wessen Sie im Stande sind, Herr Graf!“ antwortete Kätchen mit kalter, schneidender Stimme, indem sie verächtlich auf den Knieenden hinab schaute. „Geben Sie mir die Möglichkeit, besser von Ihnen zu denken, Herr Graf, indem Sie mir n i c h t mehr in den Weg treten!“ Mit einer äußersten Kraftanstrengung gelang es ihr, dem Grafen ihre Hand zu entreißen und einige Schritte weit von ihm zurück zu treten.

Dieser sprang auf. Sein Antlitz färbte sich dunkelroth, die Adern an seiner Stirn traten hervor, ein Dämon leuchtete

aus seinem Auge. Mit wildem Blick und krampfhaft geballten Händen maß er Kätchen. Die Ruhe aber auf ihrem Antlitz, die Würde, mit welcher sie seinem Blick begegnete, überzeugten ihn von dem ganzen Umfange der Wahrheit, welche sie gesprochen. Kätchen hatte für ihn nur die tiefste Verachtung und diese las Alfred trotz seiner Aufregung auf ihrer Stirn.

„Sie haben mich zurückgewiesen! . . . Zurückgewiesen wie einen Buben!“ knirschte er zwischen den Zähnen.

Kätchen schwieg. Alfred schien mit einem fürchterlichen Entschluß zu kämpfen.

„Ich habe Sie gewarnt! Ich habe Sie angefleht, mich nicht zu einer Verzweiflung zu treiben, in der ich mich selbst nicht mehr kenne, in der ich selbst den Menschen in mir verleugne! Sie waren taub gegen diese Warnung!“ fuhr er in demselben Tone fort.

„Ich gab Ihnen die Wahrheit, die volle Wahrheit für eine Lüge, für eine unwürdige Komödie!“ antwortete Kätchen mit vernichtender Kälte.

„Für eine Lüge!“ schrie der Graf in wahrer Raserei. „Wohlan denn, ich will Sie überführen, daß auch ich die Wahrheit sprach! . . . . Also Wahrheit für Wahrheit denn!“

Mit diesen Worte stürzte er zur Thür, öffnete diese und winkte in den Korridor hinaus.

Einige Beamten erschienen in demselben. Gleichzeitig erschallte ein durchdringender Schrei. Kätchen sank bewußtlos zusammen.

„Meine Herren . . .,“ begann der Graf, indem er mit

höchster Anstrengung sich innere Ruhe zu erkämpfen suchte, auf die Ohnmächtige zeigend, der Niemand zu Hülfe sprang. Hier aber stockte er, denn in diesem Augenblick stürzte Hermann fast athemlos herein und gab dem Grafen mit der Hand ein Zeichen zu schweigen.

Hermann bemächtigte sich gleichzeitig des Grafen Arm, er flüsterte ihm einige Worte zu, welche diesen gleichsam in eine Leiche verwandelten.

„Sie waren im Begriff, sich einer Uebereilung schuldig zu machen, welche von den entsetzlichsten Folgen sein müßte,“ setzte Hermann leise hinzu und mit einer Miene, die weit entfernt war von jener Unterwürfigkeit, welche er sonst dem jungen Aristokraten gezeigt . . . „Herr Graf,“ fuhr er laut fort, „ich störte Sie soeben in Ihrer edlen Absicht, für die Unschuld dieses armen Mädchens aufzutreten; der Augenblick ist kritisch für die ganze Zukunft desselben, sprechen Sie!“

Eine Pause trat ein, während welcher es sichtbar und heftig in dem Grafen arbeitete, indeß Hermanns Blick mit einem gewissen Triumph auf ihm haftete und ein feines Lächeln um seinen Mund spielte.

Allmälig erschlafften auch die krampfhaft angespannten Muskeln des Grafen, seine Arme sanken herab, seine Brust sank ein, sein Auge suchte den Boden. Endlich holte er tief Athem. Er hatte mit fast übermenschlicher Anstrengung die Gewalt über sich zurückerlangt.

„Meine Herren,“ nahm der Graf seine durch Hermanns Auftreten unterbrochenen Worte mühsam wieder auf. „Der

Schrei, die Ohnmacht dieses Mädchens machten mir das Wort im Munde erstarren. Dank meiner Ihnen schon vorhin gezeigten Vorsicht ward es mir möglich, eine Unschuldige vor dem entehrendsten Verdacht zu retten. Ich selbst habe dieses Mädchen gestern zufällig beobachtet; ich bin bereit, als Zeuge für dieses Mädchen einzutreten und hafte Ihnen einstweilen für ihre Person!“

Als sich Beide nach der Entfernung der Beamten allein im Zimmer befanden, starrten der Graf und Hermann schweigend einander an, der erstere regungslos vor Schreck, der andere sichtbar mit sich selbst zufrieden und den Triumph genießend, der für ihn darin liegen mochte, daß er dem Aristokraten eine so kostbare Beute abgejagt.

III.

Eine Magdalena.

Wir führen den Leser in das Boudoir einer der größten und bewundertsten Schönheiten der Residenz, eines glänzenden Gestirns, das erst vor wenigen Wochen in der Hauptstadt erschienen. Diese wenigen Wochen hatten indeß genügt, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Fremde zu lenken und in allen eleganten Klubs, in den Kaffeehäusern, auf den Promenaden drehte sich das Gespräch nur um dieses Gestirn.

Wer war die Fremde? Wie zurückgezogen sie auch zu leben schien, selbst eine große Stadt ist nicht groß genug, um eine Schönheit unbekannt zu lassen, mag sie sich auch noch so tief in Geheimniß hüllen. Nur zwei Tage hinter einander war sie auf der Promenade erschienen, am dritten Tage aber wußte man bereits, wer sie war, nämlich eine Polin, wo sie her kam, nämlich aus Paris. Das war schon interessant genug, das gab Raum genug, um sich Alles dabei zu denken, um die Fremde mit einem ganzen Flor von Romantik zu umspinnen. Kein Wunder, wenn man sich schon am Abend des zweiten Tages im

fashionablen Klub einen Roman von ihr erzählte, der übrigens vollständig aus der Luft gegriffen war.

Wir unsrerseits sind besser über die schöne Magda unterrichtet; nur Eins ist uns selber unbekannt, nämlich der Grund der Aufregung und Unruhe, in welchen wir die schöne Fremde in ihrem Boudoir finden.

In der That hätte die glühendste Phantasie sich kein schöneres Weib ersinnen können als Magda Bresinska, wie sie im reizendsten, verführerischsten Negligé auf der Ottomane da lag, nach orientalischer Weise eine Perlschnur durch ihre zarten Finger gleiten ließ und das Auge, das große, gluthvolle, dunkle Auge auf den Teppich zu ihren Füßen heftete.

Alles in dem bleichen, schön geformten Antlitz dieses kaum zwanzigjährigen Weibes sprach von Leidenschaft, aus ihrem großem, mandelförmigen Auge leuchtete das Feuer des heißen Blutes, das so ungeduldig durch die feinen blauen Adern ihrer weißen Hände lief, ihr scharf und zugleich üppig geschnittener Mund zuckte zuweilen in den Winkeln, die Flügel der fein und aristokratisch geformten Nase weiteten sich unter dem Aufwallen der Leidenschaft, das ebenfalls nach orientalischer Weise mit einem rothen, goldgewirkten Tuch und einer Schnur weißer Perlen durchflochtene, glänzend schwarze Haar hatte sich aus seinen Fesseln befreit und rollte auf eine der Schultern, die sich ebenfalls unter dem Sporn der Ungeduld von dem schützenden Tuch befreit hatte und die blendendste Weiße zeigte. Unruhig hatte sich einer der kleinen, in rothseidenen Pantoffeln steckenden Füße unter dem Negligé hervorgestreckt, während ein niedlicher,

kleiner Havaneser Hund sich des Pantoffels bemächtigte und gleichgiltig gegen die Unruhe der Herrin sein Spiel damit trieb.

Magda war ersichtlich in höchster Aufregung. — Ein Gedanke, ein Blitz aus dem dunklen Auge — die Hand legte sich konvulsivisch auf die Brust, als schmerze der Stich heftig, den dieser Gedanke ihrem Herzen versetzt — ein tiefer Seufzer entrang sich der vollen jugendlichen Brust. Sie hatte gelauscht, die Tritte im Korridor hatten sich entfernt; wieder war eine Hoffnung verblichen, und doch schien ihre ganze Existenz sich an diese Hoffnung geklammert zu haben.

„Alfred!" tönte es fast lautlos über ihre Lippen. „Seit gestern Morgen erwarte ich ihn vergebens! . . . . Er kommt nicht!"

Magda verhüllte das Antlitz mit beiden Händen; die Perlschnur fiel zu Boden; aufmerksam sprang der kleine Havaneser zur Erde, nahm die Perlschnur, stellte sich an der Ottomane auf und bot sie der Herrin, während er mit dem weißen Pfötchen über das Negligé strich. Magda weinte; heiße Thränen perlten über ihre Wangen, bleicher und bleicher färbte sich der Marmor ihres Gesichtes, sie barg dasselbe in den Kissen und brach in lautes Schluchzen aus.

Eine Stunde verstrich. Magda erholte sich allmählig von ihrem Schmerz; sie hob das Antlitz aus dem Kissen, es war bleich, entsetzlich bleich; ihr Auge war gleichsam verschleiert von Thränen, ihre Hände zitterten, ihre Lippen bewegten sich leise, als wiederholten sie noch einmal die schmerzlichen Gedanken, mit denen sich das arme Herz beschäftigt.

„Verstoßen und verschmäht!“ murmelte sie endlich vor sich hin. „Ich theile das Loos aller derer, die ihre Seele, ihr ganzes Dasein an die flüchtigen Schwüre eines Mannes geheftet . . . Magda, die schöne, gefeierte, angebetete Magda, verstoßen wie eine Sklavin, deren man überdrüssig geworden! Beschämt vor sich selbst, vernichtet vor der Welt, die den Stab über ihren thörichten Herzen gebrochen, verflucht von den Ihrigen, die sie wie eine Aussätzige von ihrer Thüre weisen würden . . . verloren . . . vernichtet! Gott im Himmel, der Du barmherzig mit Deinen Kindern bist, der Du selbst die Schwäche in dieses arme, elende Herz gelegt . . . Gott, Du weißt, wie ich ihn geliebt, wie er, nur er mein Alles, mein Sinnen, mein Denken, mein Handeln war; Du sahst den Kampf der Vernunft gegen dieses schwache, arme Herz, Du sahst es unterliegen, besiegt von seinen Schwüren . . . Großer, gerechter Gott im Himmel, Du strafest fürchterlich den letzten, entehrenden Schritt, den ich that, weil es mir unmöglich schien, ohne ihn zu leben . . . Und jetzt! . . . O fürchterliche Strafe, entsetzliches Schicksal!“

Getrieben durch die Ueberzeugung von der ganzen Tragweite dieses Schicksals sprang Magda auf; händeringend eilte sie im Zimmer hin und her, jedes leiseste Geräusch erzeugte noch einmal einen Hoffnungsstrahl in ihrem Herzen, aber um so heftiger traf jede neue Täuschung das arme Herz.

Endlich hörte sie deutliche Tritte sich der Thür nähern; ein Zittern durcheilte ihre Glieder, mit verhaltenem Athem schaute sie zur Thür.

Diese öffnete sich. Ein Diener in blaugelber Livré trat herein, übergab ihr schweigend mit tiefer Verbeugung einen Brief und entfernte sich eben so schweigend.

In bebender Hand das Schreiben, das Auge unverwandt auf dasselbe geheftet, stand Magda wieder allein im Zimmer. Dieser Diener war ihr nur allzu bekannt; sein ganzes Benehmen schien ihr zu sagen, was der Brief enthalte; unnöthig war es, diesen Brief noch zu lesen.

Dennoch faßte sie endlich Muth; hastig riß sie das Couvert auf, ebenso schnell hatte ihr Auge die wenigen Zeilen durchflogen . . . Der Brief fiel zu Boden und mit ihm zugleich eine große Banknote.

Die Bestätigung alles Dessen, was sie gefürchtet, was eine schreckliche Ahnung ihr gesagt, schien Magda ihre ganze Fassung zurückzugeben. Sie richtete sich hoch auf; mit einem Blick des tiefsten Hasses, der unsäglichsten Verachtung haftete ihr Auge auf dem Briefe, auf der Banknote. Ihre schönen Gesichtszüge verzerrten sich, ihre Muskeln spannten sich krampfhaft, mit einer wilden Bewegung setzte sie den schönen Fuß auf den vor ihr liegenden Brief.

„Dir dieser Hohn!“ schrie sie auf. „Magda! dir dieser Spott! . . . Ein Fluch dir, elender Verführer; ein Fluch dir, der dich bis zum Grabe begleiten soll! . . . Magda Bresinska verachtet dich und dein schnödes Geld, dich und dein elendes Geschlecht; aber sie verachtet nicht allein, sie haßt dich von diesem Moment ab wie die Sünde, durch die sie sich selber vernichtet und die auch dich vernichten soll! . . . Ja, vernich-

ten!" rief sie, während der Ausdruck des tödtlichsten Hasses über ihre Züge glitt. „Vernichten will ich dich wie einen Wurm! Zu Magda's Füßen sollst du dich winden und um Gnade, um Verzeihung flehen, und dann will ich handeln wie du, da du mir diesen teuflischen Brief sandtest, als ich mich erniedrigte, dich flehentlich zu mir zu bitten, als ich um deine Liebe bettelte, da mich der Zweifel an deiner Treue beschlich . . . Ja, wie du, Elender, will auch ich handeln, und wenn du dann zu meinen Füßen um Schonung, um Barmherzigkeit flehst, dann will ich dir dieses selbe schnöde Geld reichen und dir rathen, es als Balsam auf dein Elend, auf deinen Schmerz zu legen! . . . Magda wird gerächt, du aber sollst mit Schimpf und Schande beladen, dein Name soll verachtet werden, wie man mich daheim verachtet und dann . . . ja, dann werden wir quitt sein!"

Ein triumphirendes Lächeln schwebte über Magda's Antlitz. All die Liebe, all die Verzweiflung um den Verlust ihres Geliebten schienen sich in dem Gedanken an Rache, an die vollste Genugthuung zu erschöpfen; Alles, was Edles und Schönes in diesem Herzen gelebt, war durch die Glut des so jäh erwachten Hasses aufgesogen: Magda kannte nur noch sich und was sie sich selber schuldig zu sein glaubte.

Schnell bemächtigte sie sich des Briefes und seines Inhalts; noch einen Blick warf sie hinein, als wolle sie sich von der vollen Gewißheit dessen überzeugen, was sie gelesen; dann barg sie das Papier an der Brust, trat zu dem eleganten Cylinder-Bureau, nahm ein kleines Etui hervor, öffnete dasselbe und schaute mit Inbrunst auf ein kleines Medaillon-Bild.

„Ja, Mutter, Du theure Mutter, deren Alter ich mit Gram und Schande bedeckt, Du sprachst nur allzuwahr, als Du mich warntest, da es noch Zeit war!“ rief Magda aus, während ihr Antlitz einen wehmüthigen, ja schmerzvollen Ausdruck annahm. „Verblendet war ich, als ich Deinen Rath, Deine Bitten nicht hörte! Jetzt, Mutter, blicke Dein armes Kind an, das beschämt und elend vor Dir steht! Sieh in dieses Antlitz, das Du oft so zärtlich geküßt; sieh Deine Tochter, von der Du so Großes und Schönes hofftest, die einst die Freude Deines Alters sein sollte und die jetzt als eine Verlassene, eine Verlorene . . . Verlorene!“ wiederholte sie . . . „Nein, nein, nicht verloren! Magda konnte leichtsinnig sein, die Thorheit, die Verblendung, der Wahnsinn konnten sie an einen Abgrund führen, aber Magda hat die Kraft, sie hat den Muth, sich zu retten, da es noch Zeit ist . . . Und wenn es geschehen, Mutter, dann hat dein Kind auch den Muth noch, vor dich hinzutreten und zu sagen: Mutter, verzeih der armen Tochter, was sie geirrt, gefehlt, weil sie ein warmes, ein glühendes Herz besaß! . . . Kalt und eisig ist's jetzt hier innen, in diesem Herzen, und kannst du dem verirrten Kinde nicht verzeihen, wohlan, Magda wird büßen für das, was sie gefehlt, aber niemand soll je sie wieder schwach finden!“

Mit derselben Inbrunst drückte sie einen heißen Kuß auf das Medaillon, lange und sinnend schaute sie in das ehrwürdige Antlitz der Matrone, bis durchsichtige Perlen auf das Bild fielen.

IV.

Vater und Sohn.

Drei Wochen waren verstrichen seit dem Tode der Gräfin Werther. Die Nachricht von der gewaltsamen und entsetzlichen Todesart der allgemein bekannten, aber im Ganzen ihres abstoßenden Wesens und vereinsamten Lebens wegen nicht sehr beliebt gewesenen Dame war natürlich schnell in der Stadt ruchbar geworden. Das Gerücht hatte bei seinem ersten Anlauf wirklich eine frühere Gesellschafterin der Gräfin als die Verbrecherin bezeichnet, das Kriminalgericht hatte, nachdem die Secirung der Leiche eine Vergiftung bestätigt, alle Segel aufgespannt, um dem Mörder auf die Spur zu kommen, aber alle Nachforschungen blieben vergebens; Kätchen war die einzige Person, welche man mit einiger scheinbarer Berechtigung in dem Verdacht behalten konnte, welcher einmal auf sie gelenkt worden, aber da der junge Graf selbst als Entlastungszeuge aufgetreten, was im Publikum zu den skandalösesten Schlüssen Anlaß gab, so wagte die Behörde nicht, Hand an dieses unglückliche Wesen zu legen, das ja ohnehin von der öffentlichen Meinung doppelt gebrandmarkt

war. Man begnügte sich, Kätchen, ohne daß diese selbst es ahnte, sorgsam überwachen zu lassen, doch waren auch die Resultate dieser Beobachtung bis dahin der Art gewesen, daß sie dem Verdachte nicht die allergeringste Nahrung gaben.

So blieb denn diese Angelegenheit einstweilen in der Schwebe und der betreffende Kriminal-Beamte, welchem sie übergeben worden, zerbrach sich vergeblich den Kopf, um den Verbrecher ausfindig zu machen.

An demselben Tage, an welchem wir Magda kennen lernten, saß der alte Graf Werther in seinem Bibliothekzimmer, vertieft in einen großen Stoß von Papieren, welche die Regulirung der Hinterlassenschaft seiner Schwägerin betrafen. Er war seinem Aeußeren nach, wie wir ihn schon geschildert, ein starrer Aristokrat mit scharfen Gesichtszügen, einer Adlernase, die von einem Geierblick dominirt wurde, von einem Blick, der jedes unbefangene Gemüth wie ein Pfeil treffen mußte, zumal, wenn er die starken, schon mit Grau gemischten Brauen zusammenzog, um diesen Blick noch zu verschärfen. Sein stark ergrauendes Haupthaar trat immer mehr zurück von der ohnehin hohen Stirn, die von Geist und Charakter zeugte, sein Antlitz war stets bleich; seine Züge erschlafft — Beides zeugte davon, daß er vom Leben genossen, was es ihm geboten; ja man behauptet sogar allgemein, der Graf habe noch keineswegs mit diesem Leben abgeschlossen, durch das Uebermaß seiner Bedürfnisse und die Verschwendung seines Sohnes stecke er in Schulden bis über die Ohren und so sei denn der Tod der Gräfin ihm nothwendig sehr willkommen gewesen. Wir lassen das Letztere dahin gestellt,

wahr aber ist, daß er durch diesen Todesfall in den Besitz eines immensen Vermögens gerathen.

Während er sich mit den Papieren beschäftigte, öffnete sich die Thür; sein Sohn, Graf Alfred, trat herein, näherte sich dem Vater ehrfurchtsvoll und bot ihm seinen Morgengruß. Schweigend winkte ihm der Vater einen Platz zu nehmen, da er sichtbar über eine wichtige Angelegenheit brütete.

Alfred warf sich nachlässig in einen Sessel und betrachtete sich die Nägel seiner sorgfältig gepflegten Hand. Endlich wandte sich der Vater zurück und ließ einen kalten Blick über den Sohn gleiten. Zwischen diesen Beiden existirte unmöglich ein herzliches Band, davon zeugte dieser Blick und die kalte Höflichkeit, mit welcher der Sohn ihn zurückgab.

„Sie befahlen meine Anwesenheit, lieber Vater," begann Alfred, den Sessel näher rückend, ohne sich zu erheben.

„Ich ließ Dich rufen, Alfred, um mit Dir eine Angelegengenheit zu besprechen, die nothwendig erledigt werden muß."

„Befehlen Sie, mein Vater!" antwortete Alfred, ohne große Neugier und mit aristokratischem Phlegma.

„Man spricht in den Clubs und in unsren Zirkeln überhaupt von Deiner Liaison mit einem jungen Weibe, das durch seine Schönheit die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt. Man erzählt sich von ihrer Herkunft, von ihrer Person allerlei romantische Dinge, die nur geeignet, sie noch interessanter zu machen; ich höre aber D e i n e n Namen stets in Verbindung mit dem ihrigen und da ich nie unseren Namen gern im Munde der

Menge, am wenigsten aber in solcher Gemeinschaft höre, so ersuche ich Dich, dieser Angelegenheit ein Ende zu machen."

Alfred hörte diese mit der größten Ruhe, ohne die geringste innere Bewegung geäußerten Worte mit ebenso großer Gleichgültigkeit an; gedankenlos drehte er seinen Schnurbart und betrachtete seine tadellosen Glanzstiefel.

„Du hörtest, was ich Dir sagte!" wiederholte der Vater. „Ich ersuchte Dich, unsren Namen vor müßigem Geschwätz zu schützen, und habe meine besonderen Gründe, dies gerade jetzt zu wünschen."

Alfred erhob das Auge und ließ es fest und sicher auf dem Antlitz des Vaters ruhen.

„Sie haben Ihre Gründe, Vater," sagte er mit scharfer Betonung, während ein offenbar feindlicher Blick aus seinem Auge schoß; „dies bedurfte kaum dieser Wiederholung, um mich gehorchen zu lassen."

„Es ist gut, Alfred!" fuhr der Graf fort, zufrieden mit der Fügsamkeit Alfred's. „Sorge dafür, daß die Sache noch heute geordnet wird, und ohne jeden Eclat! Brauchst du Geld; hier nimm!"

Alfred streckte die Hand aus, um die ihm dargereichten Banknoten zu nehmen, die er gleichgültig in die Tasche steckte.

„Noch Eins, mein Sohn," fuhr der Graf fort, während er die Stirn in die Hand legte. „Es wäre mir wünschenswerth, wenn Josef in Deine Dienste träte. Wie mir der Hofmeister Hermann sagt, treibt er sich seit dem Tode Deiner Tante in der Stadt umher; er ist ein tüchtiger, zuverlässiger Mensch, der nur

streng im Zaum gehalten werden muß. Ich würde ihn selbst in's Haus nehmen, aber einestheils ist meine Dienerschaft vollzählig, andrerseits . . . Sorge Du für ihn!" unterbrach sich der Graf. „Er ist nach Aller Aussage ein brauchbarer Mensch; Hermann weiß ihn nicht genug zu loben."

„Es soll geschehen," antwortete Alfred gleichgültig . . . „Haben Sie weitere Befehle, mein Vater?"

„Nichts von Belang, Alfred! . . . Doch noch Eins! Doctor Wilhelmi sprach heute Morgen hier seine Zweifel aus, daß Deine Schulden mit der von Dir selbst angegebenen Summe zu tilgen seien. Er will von verschiedenen Personen über bedeutende Summen gehört haben, die Du entlehnt. Ich will hoffen, daß dies unbegründet. Das uns zugefallene Vermögen Deiner Tante ist bei weitem nicht so groß, wie wir erwarteten; Du weißt, daß ich selbst, um unsrem Namen Ehre zu machen und Dir eine glänzende Kavalier-Perspektive zu eröffnen, jahrelang zu künstlichen Mitteln meine Zuflucht nehmen mußte, um unsre Stellung in der Gesellschaft zu konserviren; es konnte dies nur mit den größten Opfern geschehen und diese mußten jetzt gebracht werden. Auch Dein ziemlich ungebundenes Leben hat noch ein Bedeutendes zu dieser Schuldenmasse beigetragen; ich wäre also, da die Güter unveräußerlich sind, nicht im Stande, augenblicklich mehr für Dich zu thun, als ich bereits gethan habe. Richte Dich danach, Alfred!"

Der junge Graf verbeugte sich gemessen; ohne den Rath des Vaters zu beantworten, warf er einen sarkastischen Blick auf denselben und entfernte sich schweigend.

„Ich weiß, das Weib ist schön," murmelte der alte Graf, als er allein war; „ich habe sie mir zeigen lassen und gestehe, daß sie selbst mir gefährlich sein könnte. Um so nothwendiger aber ist ihre schleunige Entfernung für meine Pläne. Alfred's Bereitwilligkeit zeigt mir übrigens, daß er auch ihrer schon überdrüßig ist und so geht denn Alles den besten Gang."

Eben trat der Diener ein und meldete den Obersten von Beda.

„Oberst von Beda?" wiederholte der Graf, verdrießlich gestört zu werden. „Doch ja, ich erinnere mich, ihn zuweilen bei meiner seligen Schwägerin gesehen zu haben! . . . Der Herr Oberst ist mir willkommen!" setzte er laut hinzu.

Gleich darauf trat ein stattlicher Herr mit schneeweißem Haar und Schnurbart, mit militärischer Haltung, in Civilkleidung ein.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf, wenn ich unsere flüchtige Bekanntschaft mißbrauche, um Ihre vielleicht kostbare Zeit zu stehlen. Eine Angelegenheit, die . . ."

„Die mir höchst erwünscht, weil sie mir diese Ehre bereitete!" unterbrach ihn der Graf, seinen Gast zu dem Sessel führend, welchen Alfred soeben verlassen. „Es ist eine geraume Zeit verstrichen, seit ich nicht das Vergnügen hatte, Herr Oberst . . ."

„Allerdings! Ich bin soeben erst einer Kur entlaufen, welche mich seit mehreren Wochen in einem entfernten Bodeorte festbannte. In meinem Alter, Herr Graf, muß man sich durch allerlei Kunststücke die Vortheile zurück zu erobern suchen, welche

uns die Zeit und das Alter aus den Händen spielt. Leider hörte ich schon während meiner Kur von dem unersetzlichen Verlust Ihres Hauses, der auch mich schmerzlich traf, da die Dahingeschiedene auch mir eine sehr werthe Freundin war."

Des Grafen Züge kleideten sich in einen gewissen äußeren Schmerz, der ihm sehr wohl stand; er erwiderte einige Worte, welche diesen Schmerz dolmetschten.

„Darf ich also fragen, Herr Oberst, womit ich zu Diensten sein kann?" fuhr er fort, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Die Angelegenheit ist eine höchst untergeordnete für Sie, Herr Graf. Sie betrifft ein junges Mädchen, die Tochter eines alten Kriegskameraden, welche durch meine Empfehlung als Gesellschafterin in das Haus der Dahingeschiedenen kam. Meine Kränklichkeit und meine Reise verhinderten mich, meiner kleinen Schutzbefohlenen die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen; seit gestern zurückgekehrt, beeilte ich mich jedoch, das Versäumte nachzuholen und zuvörderst bei Ihnen anzufragen, was nach dem Tode der Gräfin aus dem armen Mädchen geworden."

Der Graf schien durch diese Frage nicht gerade angenehm berührt zu sein, wenigstens verrieth sein Gesicht dies nicht; es mochte ihm nicht willkommen sein, dieses Mädchen unter dem Schutz eines Mannes wie des Obersten von Beda zu wissen, der, so viel ihm bekannt, allgemeine Achtung genoß.

„Ich bedaure, Herr Oberst," antwortete er nach einigem Zögern, „daß gerade ich am wenigsten im Stande bin, Ihnen die gewünschte Auskunft zu geben. Schon vor dem Tode meiner

Schwägerin verließ das junge Mädchen das Haus derselben, und so viel ich über die Gründe gehört, waren sie auch nicht ganz geeignet, mir besonderes Interesse für sie einzuflößen.''

Der Oberst blickte den Grafen mit einiger Bestürzung an.

„Sie machen mich besorgt," sagte er; „jedenfalls darf ich diese Gründe wohl erfahren, Herr Graf? Sie begreifen, daß ich selbst in meiner Stellung . . ."

„Ich begreife dies vollkommen, Herr Oberst, und eben um Ihrer selbst willen bin ich Ihnen die Wahrheit schuldig, die Sie nicht beleidigen kann, da wir Alle Menschen und Alle dem Irrthum unterworfen sind . . . Wie Sie gehört haben werden, ist der Tod meiner Schwägerin in ein entsetzliches Geheimniß gehüllt, das zu durchdringen selbst den Behörden bis dahin trotz allen Anstrengungen nicht möglich gewesen. Der erste, und wie ich hinzufügen muß, scheinbar motivirte Verdacht richtete sich auf dieses Mädchen, das von der Gräfin am Tage vorher ihres Dienstes entlassen worden, aus welchen Gründen, mag dahin gestellt bleiben. So viel ist sicher, daß, nachdem mein Sohn seltsamer Weise als Entlastungszeuge für das Mädchen aufgetreten ist, die Behörde nirgend einen andern Anhaltspunkt für ihre Nachforschungen zu finden vermochte."

Das waren zwei der empörendsten Beschuldigungen, welche der Graf zugleich auf das arme Kind häufte, indem er zugleich durchscheinen ließ, daß sein Sohn für Kätchen aufgetreten. Beides verfehlte natürlich seine Wirkung auf den Obersten nicht, der sprachlos vor Bestürzung dastand und kein Wort hervorzubringen vermochte. Er war es gewesen, der Kätchen auf den

Wunsch seines alten Kameraden in das Haus der Gräfin gebracht, er trug also eine moralische Mitschuld an dem Vorgefallenen. Er hatte den alten Hauptmann Schirmer als den biedersten, ehrenhaftesten Menschen von der Welt gekannt, der nimmermehr ein Kind zu einer solchen Verbrecherin hätte erziehen können; ja noch mehr: er hatte Kätchen, wenn auch nur ein einziges Mal, in dem Hause der Gräfin gesehen und war von ihrem ganzen Wesen überrascht, entzückt gewesen. Und dieses Mädchen, dieses bescheidene, sanfte Kind ... Unmöglich! Des Obersten ganze Menschenkenntniß, sein Gemüth empörte sich gegen die Möglichkeit einer solchen Beschuldigung ... Und dennoch hatte der Graf dieselbe mit einer solchen Bestimmtheit ausgesprochen!

Der Oberst, anfangs tief beschämt durch diese Mittheilung, kam jetzt zu ruhigerer Ueberlegung.

„Herr Graf," sagte er mit fester Stimme und Haltung, „ich war natürlich weit entfernt, Mittheilungen so niederschlagender Art hier zu erhalten; ich begreife vollkommen, daß die entsetzlichen Umstände, unter welchen die Selige vom Leben schied, es Ihnen zum dringendsten Bedürfniß machen, dieselben endlich aufgeklärt zu sehen, daß Sie ungern eine Person der weltlichen Gerechtigkeit entzogen sehen, auf welcher Ihr Verdacht haftet. Auch mich berührt indeß diese Nachricht aufs unangenehmste, da ich es gewesen, der dieses Mädchen in das Haus der Gräfin führte. Nehmen Sie mein Ehrenwort, daß auch ich mich mit Ihnen verbünden werde, um dem Verbrechen auf die Spur zu kommen. Meine eigene Ehre, Herr Graf, gebietet mir dies

und ebenso das Interesse, welches ich der Verewigten bewahrt habe."

Der Graf schien durch den Ernst, mit welchem Oberst von Beda die Sache aufnahm, ein wenig überrascht.

„Herr Oberst," sagte er, „wie sehr ich Ihnen für diese Theilnahme verbunden bin, mache ich doch ausdrücklich darauf aufmerksam, daß meine Aeußerungen nur auf Vermuthungen beruhen."

„Ich habe Sie vollkommen verstanden, Herr Graf," fuhr der Oberst noch ernster und nachdrücklicher fort, da der Graf einlenkte; „nur als solche habe ich Ihre Worte aufgenommen. In unserem beiderseitigen Interesse führen Sie mich daher auf die Spur dieses Mädchens, die Ihnen ja unter diesen Umständen unmöglich verloren gegangen sein kann."

„Eben dies bedaure ich, Herr Oberst! Allzusehr mit den Geschäften überhäuft, welche mir die Ordnung des Nachlasses aufbürdete, war es mir unmöglich, mich um das Verbleiben dieses Mädchens so zu kümmern, wie es wohl von den Umständen geboten war!"

Der Oberst machte eine finstere Miene und zog seine buschigen weißen Augenbrauen zusammen.

Seltsam! dachte er; man hat Muße genug, das unglückliche Mädchen mit einem Verdacht zu verfolgen, der sie aus der bürgerlichen Gesellschaft ausstoßen, sie für ihre ganze Lebenszeit verderben muß, aber es fehlt an Zeit, sich um das weitere Schicksal des Kindes zu bekümmern! Hier liegt ein Widerspruch, dessen Motive mir nicht durchscheinend genug sind!

Der Oberst ersah aus dem weiteren Gespräch, daß Graf Werther entweder wirklich nichts von dem Verbleiben Kätchens wußte, oder daß er absichtlich ihm weitere Auskunft vorenthielt, ja es war nicht schwer herauszufühlen, daß der Graf überhaupt nicht gern von Kätchen sprach. Er verabschiedete sich daher mit dem wiederholten Versprechen, Alles aufzubieten, um in die Sache das nöthige Licht zu bringen.

„Ein sonderbares Labyrinth, in das ich da gerathen bin!" murmelte der Oberst vor sich hin, als er, ohne eigentlich daran zu denken, wohin, die Straße hinabschlenderte. „Unrecht war es von mir, daß ich den Brief des alten Schirmer, den er mir kurz vor seinem Tode schrieb, als ein höchst interessantes Aktenstück unthätig an mich behielt, da man ihn mir in den Kurort nachsandte; ich glaubte, es sei bei meiner Rückkehr noch immer Zeit zu thun, was in der Sache von Nöthen. Bei dem Tode der Gräfin war es mir unmöglich, mich ohne Gefahr für mein eigenes morsches Gebäude den Händen der Aerzte zu entreißen, ich glaubte auch, es sei noch immer Zeit genug, meine Mission zu erfüllen, jetzt aber hat das Verhängniß des armen Kindes ihm und mir einen argen Strich durch die Rechnung gemacht. Daß dieser auf das Mädchen gefallene Verdacht eine empörende Grausamkeit ist, liegt außer allem Zweifel; das Mädchen ist schuldlos, unfähig überhaupt etwas Böses zu begehen und diese Insinuation des Grafen, dieser Zusammenhang des Mädchens mit seinem Sohn . . . Sollte der Graf . . .? Aber unmöglich! Er kann ja nicht wissen, was eben nur ich weiß! . . . Aus dem Ganzen leuchtet mir deutlich hervor, daß man mit einer gewissen

Absichtlichkeit einen so fürchterlichen Verdacht auf eine unschulds=volle Seele gewälzt . . . Aber warum, zu welchem Zweck? Wo liegt hier in dem ganzen düstern Drama die treibende Feder? . . . Das eben ist's, was mir ein Räthsel, und dieses Räthsel zu lösen muß meine nächste Aufgabe sein . . . Vor Allem gilt es, zu erfahren, in wie fern der Ruf des Mädchens gelitten, wie weit dieser Verdacht zur Oeffentlichkeit gelangt ist."

Wir lassen den Obersten seinen Spaziergang fortsetzen und kehren zu dem Grafen Werther zurück, welchen der Besuch des Ersteren in nicht gerade angenehme Stimmung versetzt hatte. Mit finsterer Miene schritt er in seinem Bibliothekzimmer auf und ab, schüttelte oft bedenklich den Kopf, trat an's Fenster, trommelte mit den Fingern an den großen venetianischen Schei=ben und gewann durch all' diese Beschäftigung doch die Ruhe nicht, deren er bedurfte. Endlich blickte er nach der über seinem Schreibtisch hängenden Uhr.

„Hermann könnte schon hier sein," murmelte er. „Ich begreife nicht, warum ich stets so besorgt bin, wenn dieser Mensch einmal seine übliche Stunde nicht inne hält. Ist es die Gewohnheit, oder . . . dummes Zeug!" unterbrach er sich in seinem Gedankengange . . . „Aber diese Einmischung des Obersten, der mir da wie eine Bombe ins Haus fällt, ist mir nicht recht; es ist besser, wenn wir ihm die Lust zu nehmen su=chen, sich mit diesem Mädchen weiter zu beschäftigen; er riskirt, sich selbst zu kompromittiren; ich hätte ihn gleich darauf auf=merksam machen sollen."

Der Diener erschien abermals. Mit einer gewissen Span=

nung blickte der Graf ihm entgegen; ein Lächeln der Befriedigung glitt über sein Antlitz, als der Erwartete gemeldet wurde.

Hermann trat ein; unterwürfig wie immer, das süßeste Lächeln auf seinem Gesichte, obgleich er dasselbe nicht nöthig hatte, da er sich während seines langjährigen Dienstes genug erspart haben mochte, um seit dem Tode der Gräfin sein eigener Herr zu sein. Nur sein freier Wille, seine Gefälligkeit oder irgend ein geschäftliches Motiv trieb ihn regelmäßig jeden Morgen zu dem Erben der Gräfin.

„Sie lassen heute auf sich warten, lieber Hermann," sagte der Graf mit einer Herablassung, in welcher etwas Freundschaft lag. „Da sitze ich schon seit zwei Stunden über diesem Aktenstoß; ohne Ihre Vermittlung werde ich aber nicht klug aus all' Dem. Auch Dr. Wilhelmi verlangt dringende Auskunft von Ihnen zur Regulirung dieser Geschichten."

„Stehe zu Diensten, Herr Graf!" antwortete Hermann geschmeidig und machte Miene, gleich in die beregte Sache einzugehen.

„Lassen wir das für den Augenblick, Herr Hermann," sagte der Graf; „ich habe da eben einen Besuch gehabt, der mich ein wenig zerstreut hat . . . Kennen Sie den Obersten von Beda?"

„Nur oberflächlich, Herr Graf!"

Der Letztere erzählte Hermann jetzt den Inhalt seines Gesprächs mit den Obersten.

„Ich begreife das Interesse nicht, welches dieser Mann für eine Dirne . . . für ein Mädchen wie dieses," verbesserte

sich der Graf, „haben kann. Jedenfalls ist mir seine Einmischung lästig; es wäre wohl der Mühe werth, lieber Hermann, wenn Sie sich die Sache angelegen sein ließen und dem Obersten einleuchtend machten, wie sehr er sich selbst zu kompromittiren Gefahr laufe."

Ein hämischer Zug flog über Hermann's Antlitz.

„Und wie sollte das geschehen, Herr Graf?" fragte er etwas spitzfindig.

„Am besten wär's, Sie suchten das Mädchen ganz aus der Stadt zu entfernen. Wie Sie mir sagten, ist ihr Ruf der Art unterminirt, daß sie kaum daran denken kann, wieder in ehrliche Gesellschaft zu kommen; der Verdacht, der einmal auf ihr haftet und von dem sie niemals sich rein zu waschen im Stande sein wird, da die öffentliche Meinung sie einmal verurtheilt hat, dieser Verdacht sollte Sie unterstützen, wenn Sie ihr einen irgendwie acceptablen Vorschlag machten, in Folge dessen sie überhaupt die Stadt verlassen könnte. Zudem ist die gar nicht zu bändigende Leidenschaft meines Sohnes für dieses Mädchen eine so wahnsinnige, daß er bereitwillig auf meinen Wunsch einging, jene Polin zu entfernen. Ich sehe ein, daß ich hiebei vielleicht eine Thorheit begangen, aber was wollen Sie, ich befinde mich da zwischen zwei Feuern!"

„Und wenn es mir gelänge, dieses Mädchen ebenfalls zu entfernen, so wären Sie mit einem Schlage aus diesen beiden Feuern erlöst; nicht wahr, Herr Graf?"

„Allerdings."

„Da nun aber vorauszusehen ist, daß, wenn dies Mäd-

chen entfernt ist, der junge Herr Graf noch viel größerer Thorheiten — ich bitte um Verzeihung für diesen Ausdruck — fähig sein würde . . .?"

„Unmöglich? Ich kenne Alfred . . . Sie muß fort, lieber Hermann!"

„Wie Sie befehlen, Herr Graf; ich füge mich Ihrem besseren Urtheil . . . Der Oberst von Beda also? . . ."

„Ist im Begriff, die Wohnung des Mädchens aufzusuchen."

„Die er also noch nicht kennt?"

„Die ihm aber unmöglich unbekannt bleiben wird. Sie wissen, die Behörde hat noch immer ein wachsames Auge auf sie; der Verdacht ist also noch nicht ganz getödtet."

„Und wenn man irgend etwas thäte, was diesen Verdacht wieder zur Flamme anfachen könnte?"

„Sie meinen . . .? . . . Nein, nicht doch, lieber Hermann! Das Mädchen thut mir eigentlich leid . . . Aber wenn man wiederum die Sache von der andern Seite betrachtet . . ."

So wäre jedes Mittel, sie unschädlich zu machen, ein willkommenes!"

„Vielleicht . . . Ja, sogar gewiß, lieber Hermann. Stellen Sie sich vor, in welche Verlegenheit ich geriethe durch die Narrheit meines Alfred!"

„Bei der wir unmöglich noch Oel ins Feuer gießen dürfen, wie ich schon angedeutet zu haben glaube."

„Nun, wenn Sie also die ganze Sache richtig beurtheilen, wie ich sehe, so thun Sie meinetwegen, was Sie für das Beste

halten! . . . Vor Allem lassen Sie den Obersten nicht aus dem Auge!"

„Und die Akten, Herr Graf, um deren willen Sie meiner bedurften?" fragte Hermann, ein einfältiges Gesicht affektirend, indem er auf das Bureau zeigte.

„Lassen wir sie bis zum Abend, bis morgen, wie Sie wollen! Ich werde heute noch an den Dr. Wilhelmi schreiben!"

„Wie Sie wünschen, Herr Graf . . . Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!"

„Also auf baldiges Wiedersehen, Herr Hermann! Bringen Sie mir gute Nachrichten!"

Mit einer ehrerbietigen Verbeugung entfernte sich Hermann. Dem Grafen schien etwas leichter geworden zu sein. Er rief seinen Diener und befahl, ihn zur Promenade anzukleiden.

Auch Hermann schlug den Weg zu der nahe gelegenen Promenade ein, suchte hier ein stilles Plätzchen im Gebüsch, legte die Stirn in beide Hände und versank in tiefes Nachdenken.

Etwa eine Viertelstunde mochte er hier gegrübelt haben, als er durch das Knistern des Kies in seiner unmittelbaren Nähe aus dem Nachdenken aufgeschreckt wurde. Befremdet schaute er auf.

„Sie sind es, Josef!" rief er, einen jungen Mann in ziemlich legèrem, aber anständigem Kostüm vor sich sehend, der mit einem Gemisch von Achtung und Vertraulichkeit zu dem Sitzenden hinabblickte. Aus den hübschen Gesichtszügen des jungen Mannes sprach Frohsinn und Lebenslust; ein trotziger

Uebermuth leuchtete aus diesem frischen Antlitz, doch lag eine gewisse Verschlagenheit in seinem unruhigen Auge.

„Allerdings bin ich es, Herr Hermann!" antwortete er mit vertraulichem Lächeln. „Ich sah Sie im Vorübergehen hier sitzen und Kalender machen und wollte, da ich Sie jetzt so selten zu sehen die Ehre habe, die Gelegenheit benutzen, um Ihnen einen guten Tag zu wünschen. Nehmen Sie's nicht übel, wenn ich Sie gestört habe."

„Sie haben Zeit zum Spazierengehen, Josef?" fragte Hermann, während er etwas befremdet auf das Kostüm des jungen Mannes blickte, das sonst gar nichts Außergewöhnliches zeigte.

„Ich werde von jetzt ab wohl viel Zeit haben," antwortete Josef. „Der junge Herr Graf hat mich bisher nur zum Dienste bei der schönen Polin verwendet. Vor einer halben Stunde habe ich ihr aber einen Brief gebracht, den ich zwar nicht gelesen habe, der aber einem Absagebrief so ähnlich war wie ein Ei dem andern. Sie schien diesen Brief auch schon vorausgesehen zu haben, denn sie stand da wie eine Bildsäule, als ich ihn ihr übergab. Da ich zum Grafen zurückkehrte, sagte er mir, ich könne einstweilen meine Zeit für mich selbst verwenden und brauche nur jeden Morgen zu ihm zu kommen und zu fragen, ob er Befehle für mich habe. Sie sehen also, daß ich wie so mancher hohe Staatsbeamte zur Disposition gestellt bin, aber mit vollem Gehalt, und das ist am Ende doch die Pointe an der Sache."

Hermann nahm diese Mittheilung schweigend hin; er senkte den Kopf und überlegte.

„Sie haben also Zeit, Josef?“ fragte er plötzlich aufspringend.

„Zeit? Mehr als ich brauche! Der Tag ist lang!“

„Wollen Sie mich in meine Wohnung begleiten? Ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

„Wohin Sie wünschen, Herr Hermann!“

Beide schritten eilig die Promenade entlang und verschwanden in den Anlagen.

V.

Das Urtheil der Welt.

Kehren wir jetzt auch zu Kätchen zurück, in deren Leben und Wesen natürlich während der von uns übersprungenen wenigen Wochen eine merkbare Veränderung vorgegangen.

Als sie nach jener Schreckensscene im Hause der Gräfin nach ihrer Wohnung zurückgekehrt, auch mühsam den erschütternden Eindruck derselben überwunden, war sie weit entfernt, die ganze Tragweite jener Scene zu überblicken. Der gewaltsame Tod der Gräfin hatte natürlich auf die Bewohner des Hauses, namentlich auf die Dienerschaft, ein sehr nachtheiliges Licht geworfen; jeder der dienstbaren Geister fühlte das erklärliche Bedürfniß, von sich selbst den geringsten Makel zu streifen. Alle bemühten sich, vor den Augen der Welt ganz unschuldig zu erscheinen, und da einmal der Verdacht auf Kätchen geworfen war, so wetteiferte Alles, denselben zu bestärken; sie also galt als die Verbrecherin, und daß man ihr nichts anhaben könne, ward einerseits auf eine der Armen angedichtete Verschlagenheit, andererseits auf ein zwischen ihr und dem schönen

jungen Grafen entstandenes intimes Verhältniß geschoben; ja wer konnte wissen, ob nicht der junge Graf und sie sogar im Einverständniß . . . Niemand wagte diesen Gedanken laut auszusprechen und dennoch war er wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund gegangen.

Wer es eigentlich gewesen, der zuerst diesen fürchterlichen Verdacht auf das schuldlose Wesen geworfen, das wußte Keiner, das hatte Keiner unter dem im ersten Momente herrschenden Entsetzen sich zu merken vermocht, und deßhalb war denn auch allen Kombinationen Thür und Thor geöffnet.

Kätchen ahnte auch während der ersten Zeit nichts von dem Gerüchte, das auf Kosten ihrer Ehre, ihres unbescholtenen Rufes durch die Welt lief. Frau von Sommer, die allerdings davon gehört, verschwieg ihr dies sorgfältig. Das arme Kind wußte auch nichts davon, daß schon an demselben Abend der junge Graf ganz plötzlich bei der Frau von Sommer erschienen war und eine Stunde lang mit derselben sich unterhalten hatte; sie ahnte auch nichts von diesem Besuche, als die liebenswürdige Wirthin am nächsten Morgen das Gespräch auf den Grafen Alfred lenkte und immer wieder von ihm in den überschwenglichsten Lobeserhebungen zu sprechen begann. Erst als Frau von Sommer, unzufrieden mit dem Resultate ihrer Lobpreisungen, Kätchen verlassen, fiel plötzlich ein Funke des Mißtrauens in die Seele des Mädchens, den die junge Frau jedoch sorgfältig wieder zu löschen verstand. Frau von Sommer besaß mehr Lebensklugheit, als man ihr ansah, und so gelang es ihr denn

auch sehr schnell, Kätchens ganzes Vertrauen wieder zu gewinnen.

Was Kätchen sehr unangenehm berührte, war der Umstand, daß Hermann sich gar nicht mehr um sie zu kümmern und also sein Versprechen ganz vergessen zu haben schien. Kätchen fühlte das Bedürfniß nach Thätigkeit; als sie daher jene fatalen Eindrücke überwunden, begann sie auf eigene Hand sich nach einem neuen Unterkommen umzuschauen. Indeß, wie angelegen sie sich dies auch sein ließ, wie oft sich auch eine günstige Stellung ihr darbot, kaum hatten die Betreffenden versprochen, nähere Nachrichten über ihre Person einzuziehen, so war auch Alles wie abgeschnitten; man würdigte die Arme kaum einer Nachricht, ja man behandelte sie mit beleidigender Härte, wenn sie in ihrer Ungeduld selbst kam, um sich Bescheid zu holen.

Weinend kehrte das arme Kätchen dann in ihre Wohnung zurück; mit tiefem Weh im Herzen klagte sie oft der Frau von Sommer, was ihr begegnet; diese aber wußte sie stets mit den schönsten Worten zu trösten und verschwieg ihr die Ursache, obgleich sie dieselbe nur allzu gut kannte. Kätchen war eine Ausgestoßene; man hielt es für eine Frechheit, daß sie es überhaupt wage, sich in achtbare Kreise drängen zu wollen, und das unschuldvolle Gesicht des Mädchens, das ihr im ersten Augenblick eine Empfehlung war, galt hinterdrein als einen sicheren Beweis ihr inneren Verworfenheit.

Kätchen verlor dennoch nicht den Muth; noch besaß sie von der kleinen Summe, welche ihr der Vater übergeben, einige Zehrpfennige, und mit diesen konnte sie sich noch einige Wochen,

vielleicht auch noch einige Monate erhalten. Bis dahin hoffte sie ein Unterkommen zu finden.

Am gestrigen Abend nun war Kätchen abermals einer heftigen Gemüthsbewegung ausgesetzt gewesen, welche sie ernstlicher an eine Aenderung ihrer Lage denken ließ. Frau von Sommer, die allmälig mehr Lebenslust entfaltete, als sie sich während der ersten Tage den Anschein gab, hatte sich am Vormittage einer kleinen Landpartie angeschlossen und sollte erst spät zurückkehren. Am Nachmittage war ein Diener bei Kätchen erschienen, der ihr einen Gruß von Herrn Hermann überbracht und ihr gemeldet hatte, Hermann werde am Abend ihr seinen Besuch machen.

Kätchen sah hierin einen Beweis, daß Hermann sein Versprechen wenigstens nicht ganz vergessen. Am Abend saß sie mit einer Handarbeit beschäftigt an dem nach dem Garten zu gelegenen Fenster und erwartete den angemeldeten Besuch. Alles war still im Hause; Kätchen hörte daher jedes leiseste Geräusch in demselben.

Plötzlich vernahm sie Schritte auf dem Flur. Man klopfte und herein trat — Alfred von Werther.

Bleich und starr vor Schreck stand Kätchen da. Die Entrüstung, die heftigste Empörung ihres Gefühls gegen eine solche Frechheit versagte ihr jede Bewegung; unverwandt und strafend heftete sie das Auge auf den Eintretenden, während die Arbeit ihrer Hand entsank.

Auch Alfred war bleich, seine Züge waren gestört, in seinem ganzen äußeren Wesen lag eine sichtbare Vernachlässigung,

in der man kaum den sonst so makellosen Elegant wieder erkannte. Auch sein Auftreten war keineswegs mehr so imponirend, so sicher und gewandt wie früher; sein Auge, das einst so stechend und scharf, hatte etwas Wildes und rastlos Irrendes, seine Haltung war ein wenig gebückt und träge.

Schweigend stand er anfangs an der Schwelle, als sei es ihm schwer, seine innere Bewegung zu meistern und Worte für seine Kühnheit zu finden; dennoch war er Weltmann genug, um sich bald aus dieser Verlegenheit zu reißen, in welche ihn der Anblick Kätchens versetzt, obgleich er ja auf diesen Moment hinreichend vorbereitet war.

„Mein Fräulein,“ begann er endlich mit stark bewegter Stimme, „ich bin mir leider nur allzu sehr bewußt, welch ein lästiger Gast ich hier sein muß, aber bei Ihrem eigenen edlen Herzen beschwöre ich Sie, stoßen Sie mich nicht von sich, ohne mich gehört zu haben!“

Kätchen, so empört ihr Inneres auch sein mußte, war peinlich überrascht durch die Zerknirschung, welche sowohl die Züge als die Stimme des jungen Mannes verriethen; gleichzeitig aber jagte ihr der äußere Zustand des Grafen und der Gedanke, daß sie mit ihm allein sei, daß sie nicht einmal um Hülfe rufen könne, die größte Furcht ein. Sie kannte die Leidenschaftlichkeit des jungen Grafen und hatte nur allzu gegründete Ursache, auch vor seinem Charakter auf ihrer Hut zu sein. Dieser Mann hatte sie schon einmal aufs Entsetzlichste verletzt — was durfte sie ihm f e r n e r zutrauen?

„Herr Graf,“ antwortete sie mit zitternder Stimme, „ich

glaube, zwischen uns existirt nichts mehr, was von mir gehört werden dürfte, jedenfalls nicht ein Schatten von Recht für Sie, diese Schwelle zu überschreiten!"

„Ich weiß es, ich habe Sie tödtlich verletzt, mein Fräulein," antwortete Alfred mit dumpfer Stimme und zu Boden gesenktem Blick; „aber auch mir habe ich dadurch den Todesstoß versetzt. Was ich gethan, meine leidenschaftliche Natur trieb mich dazu; ich handelte ohne Bewußtsein! Diesem Dämon in mir selbst weiß ich leider keine Gewalt entgegen zu setzen, wenn es ihm gelingt, sich zu entfesseln; ich kenne mich, ich beschwor Sie damals, mein Fräulein, mich gegen mich selbst in Schutz zu nehmen, aber es mußte ja so geschehen, um mich selbst zu verderben!"

Kätchen, die inzwischen sich wieder sammelte, maß ihn mit einem Blick voll Verachtung und Mitleid.

„Herr Graf," antwortete sie mit fester Stimme, „ich kann mir denken, daß ein Mensch zu schwach, um ein unglückliches Temperament zu beherrschen; welcher Dämon aber war es, der die Lüge auf Ihrer Zunge entfesselte, die Lüge, Herr Graf, mit welcher Sie ein armes, schutzloses Geschöpf des fürchterlichsten Verbrechens anzuklagen wagten, eines Verbrechens, dessen Gedanke mich schon mit Entsetzen erfüllt?"

Der Graf schwieg; seine Verlegenheit, seine Zerknirschtheit beugte sich tiefer vor dieser vernichtenden Frage, die ihm auch den letzten Anspruch auf Verzeihung entriß. Sein ohnehin schon bleiches Antlitz nahm eine fahle, leichenartige

Blässe an; er schüttelte langsam den Kopf und starrte vor sich hin.

„Sie haben Recht, mein Fräulein!" sagte er fast tonlos. „War es die Verzweiflung, die mich so weit erniedrigte, so ist es auch heute die Verzweiflung, die mich mit dem Bewußtsein der vollsten Hoffnungslosigkeit um eine Verzeihung flehen läßt, auf die ich keinerlei Recht habe. . . ."

„Jeder edle Mensch, Herr Graf, hat ein Anrecht auf die Verzeihung seines Nebenmenschen, sobald er bereut," entgegnete Kätchen in milderem Ton; „ob er aber ein Recht auf Vertrauen gewinnt, das bezweifle ich!"

„Ich weiß auch das, mein Fräulein," antwortete der Graf. „Wochen, qualvolle Wochen sind mir verstrichen; keine Minute verließ mich der Gedanke an Sie und an das Unrecht, das ich gegen Sie begangen. Seit acht Tagen endlich trage ich mich mit einem Entschluß, der Ihnen die vollste Genugthuung geben soll!"

„Ich brauche keine Genugthuung, Herr Graf; mein eignes Bewußtsein genügt mir!"

„Aber vor der Welt, mein Fräulein!"

„Auch gegen ihre Ungerechtigkeit finde ich den besten Trost in mir selbst!"

„Und wenn ich nun gekommen wäre, um Ihnen zu sagen: ich kenne den Mörder; auch der leiseste Schein eines Verdachtes soll von Ihrem Haupte genommen werden! . . . Wenn ich gekommen wäre, um Ihnen seinen Namen zu nennen?" rief Alfred, in welchem der Gedanke an die Fruchtlosigkeit auch

dieses letzten verzweifelten Entschlusses das Blut wieder zu entzünden begann.

„So würde ich Ihnen antworten, Herr Graf, daß nicht hier die Stätte Ihrer Enthüllungen ist; ich würde Sie auffordern, nicht mich mit diesem Geheimniß zu belasten, sondern es Denen zu übergeben, deren Beruf es ist, das Verbrechen zu strafen!"

Alfred stand vernichtet da. Eine ungeheuere Anstrengung hatte es ihn gekostet, seinem Entschluß Worte zu geben; jetzt sah er, wie auch diese an dem Stolz, ja an der Verachtung, mit welcher sie ihn behandelte, abglitten. Er hatte wahr gesprochen, als er sagte, daß Kätchen der einzige Gedanke, der ihn erfüllte; er hatte mit seiner ganzen Vergangenheit gebrochen, es hatte ihn bis dahin Mühe gekostet, der Welt gegenüber eine gleichgültige Miene zu zeigen, endlich aber war ihm die Last zu schwer geworden; mit dem Entschluß, der ihn hieher führte, hatte er die Larve von sich geworfen, hinter welcher er vor der Welt den Unbefangenen gespielt. Seine leidenschaftliche Liebe für Kätchen war eine Art Raserei, Kätchens Besitz war für ihn eine Lebensbedingung geworden. — Und jetzt sah er sich vor den Trümmern seiner letzten schwachen Hoffnung!

Stumm und brütend stand er da, sein Auge rollte wild, wagte aber nicht, sich zu erheben, seine Züge spannten sich, in seiner Brust arbeitete es gewaltsam, während seine Hände sich krampfhaft ballten.

Kätchen sah mit Entsetzen die Veränderung, welche in ihm vorging; jener fürchterliche Moment in dem Salon des gräf-

lichen Hauses trat mit all seinen Schreckensbildern vor ihr Gedächtniß; mit Recht fürchtete sie eine Wiederholung jener Scene, und sie war allein, Niemand in der Nähe, der ihr hätte zu Hülfe kommen können, wenn dieser Vulkan sich abermals Luft machte.

Ueberlegend, daß sie nur durch die eigene Fassung ihm gewachsen sein könne, sammelte sie all ihren Muth. Sie trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Herr Graf," sagte sie in weichem, aber bestimmtem Ton, „Sie sehen, ich habe Ihnen verziehen, was Sie gegen mich gethan; ich verspreche Ihnen, Alles zu vergessen! Lassen Sie Frieden zwischen uns sein, suchen Sie nicht, meine Wege zu kreuzen, die nimmermehr die Ihrigen sein können, vor Allem aber überlassen Sie mich jetzt meiner Einsamkeit, der ich nur allzu sehr bedarf."

Alfred hatte die ihm dargereichte Hand erfaßt; ein Fieber schüttelte ihn, sein Auge leuchtete wie das eines Irrsinnigen, er preßte die kleine, zarte Hand so heftig in der seinigen, daß der Schmerz das arme Mädchen durchzuckte.

„Frieden!" rief er mit gepreßter Stimme aus. „Frieden! . . . O, dieser Frieden kann in meiner Brust nur einkehren, wenn mein Himmel sich wieder verklärt, der sich mir so düster umschleiert hat! . . . Glauben Sie, mit diesem kalten Worte vermöchten Sie meine Seele aus ihrer Verzweiflung zu reißen, der selbst das Grab keinen Frieden zu bieten im Stande ist, wenn Sie dieselbe nicht aus ihrem entsetzlichen Bann erlösen durch ein einziges Zauberwort, das ja so leicht gesprochen

ist! . . . Sprechen Sie es aus, dieses kleine Wort: Hoffe! und die Welt hat nicht so viel Glück, wie es mir in meiner engen Brust erschließt!"

Alfred war außer sich, sein ganzer Körper, seine Seele war ein Spiel seiner Leidenschaftlichkeit. Kätchen sah ein, daß sie anstatt diese zu beschwichtigen, dieselbe nur herauf beschworen, daß sie Oel ins Feuer gegossen.

„Dieses Wort, Herr Graf, wäre eine Lüge," antwortete sie fest und entschlossen, „und nie ist eine solche über meine Lippen gekommen!"

„Und wenn Sie damit ein Menschenleben vom Verderben zu retten vermöchten?" rief der Graf in steigender Verzweiflung.

„Um zwei Menschenleben dadurch zu vernichten? . . . Nimmermehr, Herr Graf!" versetzte sie kalt, während ihre Gesichtszüge einen schroffen Ausdruck annahmen . . . . „Noch einmal, Herr Graf," setzte sie hinzu, „beschwöre ich Sie, mich allein zu lassen!"

Stolz und bewußt richtete sich Kätchen auf; sie sah den Orkan bereits herauf toben und rüstete sich, ihm zu begegnen.

„Und suchte der Boden unter meinen Füßen mich zu verschlingen, ich weiche nicht von dieser Stelle!" rief Alfred mit einer Stimme, in welcher seine ganze Verzweiflung, aber auch der ganze Entschluß zur That lag. „Mein bist Du, und suchte die Hölle Dich mir zu entreißen!"

Bei diesen Worten schlang er den Arm um Kätchens Leib. Diese, auf das Aeußerste gefaßt, hatte den Moment vorausge-

sehen und mit einer plötzlichen Wendung entrang sie sich seiner Umarmung. Schnell wie ein Gedanke war sie zur Thür geeilt, riß diese auf und sprang auf den Flur.

Mit einem Schrei der Wuth stürzte Alfred ihr nach. Kaum wissend, wohin sie flog, wandte sich Kätchen zu der im Vordergrunde des Flurs befindlichen Thür, fand diese zum Glück unverschlossen und stürzte in das Zimmer.

Hier saßen eben zwei junge Männer, ihre Cigarre rauchend, friedlich plaudernd im Sopha. Der Eine war Kätchens Nachbar, ein junger Mann, der ihr bereits mehrmals auf der Treppe begegnet und mit höflicher Bescheidenheit an ihr vorüber gegangen war. Die beiden jungen Männer sprangen erschreckt auf, als sie die schöne Nachbarin leichenblaß ins Zimmer eilen und hinter ihr den Grafen auf der Schwelle erscheinen sahen.

„Um Gotteswillen, retten Sie mich vor ihm!“ schrie Kätchen in Todesangst.

Der Jüngste der Beiden, ein hübscher Mann mit blondem Schnurbart, sprang ins Zimmer und stellte sich, entschlossen die Arme auf der Brust kreuzend, zwischen Kätchen und den Grafen, während der Andere, einige Jahre älter, Kätchen in seine Arme auffing.

Eine ängstliche Pause entstand nach dieser plötzlichen und stürmischen Scene im Zimmer. Die Brust des Grafen keuchte, er rang nach Athem, seine ganze Erscheinung bildete den grellsten Kontrast zu der herausfordernden Ruhe, mit welcher der junge Mann ihm ins Auge schaute. Dieser wagte keinen Schritt

weiter zu thun. Eine Minute verstrich, während welcher Kätchen sich mühsam erholte, im Zimmer umherblickte und erst jetzt erkannte, wo sie sich befand. Ueberwältigt von Scham barg sie das Antlitz in den Händen.

„Mein Herr, diese Dame steht, wie Sie sehen, in meinem Schutz!" ertönte jetzt die Stimme des jungen Mannes, während er ganz ruhig die Cigarre zum Munde führte und eine Wolke von sich blies. „In diesem Zimmer, so klein und ärmlich es ist, herrscht die gute Sitte, sich vorzustellen, wenn man ungebeten die Schwelle betritt!"

Ein Blick beleidigender Geringschätzung, ja sogar des Hasses traf den jungen Mann aus dem Auge des Aristokraten. Schweigend, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, wandte er ihm den Rücken und verschwand.

„Mein armes Fräulein," fuhr der junge Mann fort, sich zu Kätchen zurückwendend, „ich segne den Augenblick, der mir Gelegenheit gab, Ihnen nützlich sein zu können und bitte, sich auf dem Sopha dort auszuruhen; ich sehe, Sie sind in der höchsten Aufregung."

Mit diesen Worten blickte er Kätchen recht gutmüthig und zutraulich lächelnd in das Antlitz, das, eben noch so bleich, sich jetzt hochroth zu färben begann. Während sie einige Worte der Entschuldigung stammelte, nahm er ihre Hand und suchte sie zum Sopha zu führen.

„Fritz, öffne das Fenster, damit der Qualm hinaus zieht," rief er seinem Freunde zu, der in stummer Bewunderung von Kätchens Schönheit dastand und mechanisch gehorchte. „Erholen

Sie sich, mein Fräulein, und haben Sie keine Furcht; Sie sind ja im Zimmer Ihres Nachbarn . . . Aber wie Sie zittern! . . . Fritz, schaff' ein Glas frisches Wasser herbei! . . . Gewiß sind Sie von diesem Unverschämten in Ihrer Wohnung überfallen worden!" setzte er theilnehmend hinzu, während Kätchen sich in ihrer Verwirrung all seine kleine Sorgfalt gern gefallen ließ.

„So war es!" antwortete sie mit kurzem Athem. „Es war eine entsetzliche Scene."

„Sie kennen diesen frechen Menschen, mein Fräulein?"

„Ich . . . nein, ich kenne ihn nicht," antwortete sie, sich verbessernd.

„Um so unverschämter," murmelte der junge Mann; „aber ich habe ihn mir gemerkt und werde ihm gelegentlich eine Lektion in den guten Sitten geben," setzte er für sich hinzu. „Jetzt aber, mein Fräulein, gestatten Sie mir, zu thun, was ich sonst nie gewagt haben würde, nämlich mich Ihnen vorzustellen. Ich bin Eugen Reuter, Ihr Nachbar; was ich sonst noch in der Welt bin, ist nicht der Rede werth, und jener junge Mann dort ist mein Freund, Fritz Wagner, ebenfalls ohne wichtige Stellung in der Gesellschaft, ohne Orden und Auszeichnungen."

Kätchen mußte unwillkürlich lächeln über die liebenswürdige und bescheidene Manier dieses jungen Mannes, aus dessen Auge ein gutes Herz und ein heiterer Sinn sprachen.

„Es ist jetzt wohl die Reihe an mir," sagte sie, ihm freundlich die Hand reichend, „Sie um Verzeihung zu bitten. Ich danke Ihnen, Herr Reuter, für Ihren Schutz und zugleich dem

Himmel für den glücklichen Umstand, der mich Ihre Thür unverschlossen finden ließ."

Eugen Reuter drückte die Hand des Mädchens mit einer Gewandtheit an seine Lippen, welche dem ersten Kavalier Ehre gemacht haben würde.

„Siehst Du, Fritz," sagte er lachend, „so belohnt der Himmel die Freude an einem häuslichen Leben. Wären wir Deinem Wunsche gefolgt, so schlenderten wir jetzt auf der Promenade umher, während meine arme Nachbarin in der höchsten Gefahr geschwebt hätte."

Kätchen hielt es für gerathen, das Zimmer ihres Nachbarn zu verlassen und that dies, indem sie ihm nochmals und mit einer Innigkeit ihren Dank sagte, welche den jungen Mann überglücklich machte.

Kaum war Kätchen hinaus, als sich Eugen Reuter, beide Hände in die Seiten stemmend, mitten ins Zimmer stellte und seinen Freund anschaute.

„Stelle Dir vor, Fritz," rief er aus, „dies ist dasselbe Mädchen, das man in Verdacht hatte, die Gräfin Werther vergiftet zu haben, bei der sie als Gesellschafterin gewesen! . . . Begreifst Du jetzt die Kurzsichtigkeit, die Verblendung unserer irdischen Gerechtigkeit, der wir zu dienen die Ehre haben?"

Auch Fritz schaute seinen Freund groß an; er konnte sich noch immer nicht erholen von seiner Bewunderung für die Schönheit Kätchens.

„Wenn *dieses* Mädchen eine Giftmischerin ist," rief er

endlich aus, „so müßten wir selbst vor den Engeln im Himmel unsere silbernen Löffel in Acht nehmen.“

„Die wir zwar nicht besitzen, aber uns dereinst anschaffen werden, allerdings!“ bekräftigte Eugen, während er kopfschüttelnd im Zimmer auf und ab zu schreiten begann. „Fritz,“ fuhr er nach einer Pause fort, „weißt Du, daß ich ernstlich verliebt in dieses Mädchen bin?“

„Das ging schnell.“

„Nein, nicht seit diesem Augenblick, sondern seit ich sie zum ersten Male hier im Hause sah . . . Aber ist denn das anders möglich? Sie ist schön, sie ist fromm, still, sittsam . . .“

„Und vergiftet alte Gräfinnen,“ fiel Fritz scherzweise ein.

Die beiden jungen Leute brachen bei diesem Gedanken in ein lautes Gelächter aus. Hiermit überlassen wir Beide sich selbst und kehren zu Kätchen zurück.

Die oben beschriebene Scene fand, wie erwähnt, am Abend vor dem Tage statt, an welchem wir Kätchen wieder aufsuchten. Seit sie wußte, daß der junge Graf ihre Wohnung kenne, war es ihr in derselben unheimlich geworden; sie verschloß ihr Zimmer stets, wenn sie allein war, es überfiel sie eine Angst, wenn sie Tritte auf dem Flur hörte, sie nahm sich also vor, die Wohnung so schnell als thunlich ganz zu verlassen.

Freilich that es ihr leid, dann dem jungen Nachbarn ferner zu sein als jetzt, da sein Zimmer doch nur wenige Schritte von dem ihrigen lag, aber konnte er sie den immer schützen, er, der früh Morgens das Haus verließ und erst gegen Abend zurückkehrte? — Sie hatte ihre Wirthin, Frau von Sommer,

am gestrigen Abend nicht mehr gesehen, und als sie am frühen Morgen jenen Auftritt erzählt, hatte die Frau keineswegs diejenige Theilnahme gezeigt, welche Kätchen erwartet. Frau von Sommer hatte vielmehr gemeint, dergleichen sei jedes schöne Mädchen in einer so großen Stadt ausgesetzt.

Hätte Kätchen gewußt, daß Frau von Sommer noch an demselben Morgen ein Zettelchen in das Zimmer Eugens legte, in welchem sie ihn bat, nach vierzehn Tagen seine Wohnung zu verlassen, da sie sich „zu ihrem Bedauern" genöthigt sehe, über dieselbe anderweitig zu verfügen; — hätte Kätchen davon eine Ahnung gehabt, nichts würde sie auch nur einen Tag in diesem Hause festgehalten haben. Wie nämlich stets ein Ritterdienst, überhaupt eine männliche Handlung, die Muth und Unerschrockenheit verräth, am meisten geeignet ist, das Herz des Weibes zu fesseln, so erschien auch Kätchen der ihr von Eugen geleistete Dienst um Vieles größer als er war, und da Eugen ein hübscher Junge war, dem ein treues, ehrliches Herz aus dem Auge lachte, so war es kein Wunder, wenn Kätchen eine gewisse Zuneigung für ihn faßte und sie ihn als ihren natürlichen Beschützer betrachtete. Kätchen nahm sich vor, die Sache zu überlegen.

Um die Zeit, während welcher sie kein Unterkommen hatte, nicht müßig zu verbringen und auch nicht genöthigt zu sein, ihre kleine Kasse allzu sehr anzugreifen, hatte sie sich schon vor mehren Wochen an ein Magazin gewendet, das stets eine große Anzahl von Nähterinnen beschäftigte. Wie die Schönheit immer einer der besten Empfehlungsbriefe ist, hatte sie es auch hier

derselben zu verdanken, daß ihr stets diejenigen Arbeiten übergeben wurden, welche den besten Verdienst abwarfen. War dieser nun auch überaus spärlich und bedurfte es auch unzähliger Stiche, die eine Menge kleiner Narben an ihren Fingerspitzen zurückließen, um täglich ein paar Groschen zu verdienen, so waren diese doch immerhin eine kleine Unterstützung und Kätchen arbeitete gern, weil das die trüben Gedanken verscheuchte.

Freilich hatte sie, wenn sie, wie fast immer, einige ihrer Kolleginnen in dem Magazine traf, die fertige Arbeit brachten und neue holten, — freilich hatte sie von diesen, die neidisch auf die Bevorzugung waren, welche Kätchen in dem Magazin genoß, viele beißende und hämische Bemerkungen hinzunehmen. Kätchens Anzug war stets zwar sehr einfach, aber ihre schlanke Gestalt, ihre graziöse Haltung verbreitete selbst über das ärmlichste Kleid ein gewisses Lüstre; ihre Garderobe war zudem aus dem Vaterhause eine sehr hübsche und so konnte es denn nicht fehlen, daß man an diese allerlei hämische Bemerkungen knüpfte. „Es gehören viel Nadelstiche dazu, um ein seidenes Kleid dafür zu kaufen," hieß es oft; „wenn man aber so schön und so vornehm ist, hat man leichten Verdienst," flüsterte man wohl in dem Magaziu, während sie mit dem jungen Besitzer desselben sprach, dem Kätchens für diese Beschäftigung ungewöhnliche Bildung sehr bald aufgefallen war. — „Hm! man sagt ja auch, die Gräfin von der Nadel sei zu Hause wie eine Fürstin eingerichtet; aber man muß doch zum Schein eine Beschäftigung haben, denn was sollten die Leute sonst denken!" — Dieser Art waren die Glossen, die Kätchen stets zu hören hatte; indeß

sie nahm sie hin, ohne darauf Acht zu geben, und da ihre Erscheinung in den Straßen, welche sie bei diesen Gängen oft passiren mußte, sehr bald aufgefallen war, hatten ihre Kolleginnen sie in den umher liegenden Magazinen schnell unter dem Spottnamen der „Gräfin von der Nadel“ bekannt gemacht.

Jedes Weib, wenn es allein in der Welt dasteht, ist zu beklagen, doppelt aber, wenn es schön ist. Das sollte Kätchen erfahren; sie trug es mit himmlischer Geduld, heute jedoch sollte sie die bitterste Erfahrung machen.

In dem Magazin, welches sie heute Morgen aufsuchte, um sich neue Arbeit zu holen, fand sie eine der Nähterinnen, die sie besonders mit ihrer losen Zunge verfolgt hatte, und deren Erfindung sie auch jenen Spottnamen verdankte. Dieses Mädchen war bisher durch die leichteste Arbeit bevorzugt worden, sie sah daher in Kätchen eine verhaßte Konkurrentin und suchte Alles hervor, um sie wieder zu verdrängen.

Als Kätchen in das Magazin trat, blieb sie bescheiden im Vordergrunde stehen, um den anwesenden Käufern nicht lästig zu werden. Ihre Konkurrentin stand inzwischen im Hintergrunde, von einem Kreise anderer Mädchen umringt, denen sie mit triumphirender Miene und so laut, daß Kätchen es hören mußte, die Neuigkeit erzählte, das schöne Fräulein Schirmer, die stolze „Gräfin,“ stehe unter polizeilicher Aufsicht, da man sie im Verdacht habe, im Hause einer vornehmen Dame ein schweres Verbrechen begangen zu haben.

Diese Neuigkeit schlug alle Zuhörerinnen mit Entsetzen, dem armen Kätchen aber versetzte sie einen Stich ins Herz;

mühsam erhielt sie sich aufrecht; bleich und ohne auf die Uebrigen zu achten, die wie vor einer Aussätzigen zurück wichen, trat sie an den Ladentisch, nahm die schon für sie bereit gelegte Arbeit in Empfang und wankte dann wie ein Gespenst auf die Straße hinaus.

War diese Nachricht begründet, oder war es nur eine jener Schamlosigkeiten, mit welchen dieses Mädchen sie stets verfolgte? Wie dem sein mochte, der Fluch, mit welchem sie im Hause der Gräfin Werther beladen worden, folgte ihr auch hierher; zum ersten Male erfuhr sie, daß jener Verdacht weiter in die Oeffentlichkeit gelangt, als sie zu fürchten gewagt. Ihn zu tödten, das lag nicht in ihrer Macht; ihn von sich zu wälzen ebenso wenig — wie sollte sie wieder vor ihren Arbeitgeber treten? Kätchen wagte es unterwegs nicht, das Auge aufzuschlagen, sie wagte es nicht, irgend einem der an ihr Vorübergehenden ins Antlitz zu schauen, und endlich bemächtigte sich ihrer ein so anhaltender Schwindel, daß es ihr war, als drehe sich die Straße mit ihr im Kreise umher.

Mit der größten Anstrengung gelang es ihr, die kleine Wohnung wieder zu erreichen. Hier warf sie sich schluchzend auf das Bett, sie bedeckte das Antlitz mit ihren Händen, sie schluchzte laut und weinte die heißesten Thränen.

„Barmherziger Gott im Himmel, der Du Dich aller Deiner Geschöpfe erbarmst!“ rief sie mit herzzerreißender Stimme, „warum willst Du mich verlassen, mich, die ich mir keiner Sünde bewußt bin! . . . Seit ich das väterliche Haus verlassen mußte, folgt mir das Unglück auf den Fersen! Unschuldig

hinausgestoßen, mit Schmach, mit dem Fluch eines Verbrechens belastet, das meine arme Seele mit Entsetzen erfüllte, als ich von ihm vernahm, bin ich eine Ausgestoßene; den ehrlichen Namen meines Vaters, meinen eigenen Namen hat man mit Schande bedeckt, und Niemand erbarmt sich meiner, keine barmherzige Hand schützt mich vor dem schmachvollen Unrecht, mit welchem man mich verfolgt! . . . Gott im Himmel, der Du allwissend bist, der Du in das Verborgene schaust, enthülle diese scheußliche That, nimm von mir diese Schande, an der ich so schuldlos bin, denn ich vermag es nicht, länger diese entsetzliche Last zu tragen, unter deren Gewicht ich zusammenbreche!"

Plötzlich ward Kätchen in ihrem Schmerz aufgeschreckt durch ein starkes Pochen an der Thür, das ihr einen eisigen Schreck durch alle Glieder jagte.

VI.

Im Bureau.

Um dieselbe Zeit saß Eugen Reuter, der Bureau-Vorsteher des Rechtsanwalt Dr. Wilhelmi, mit seinem Collegen, dem Aktuar Fritz Wagner, in einem der Geschäftszimmer dieses sehr gesuchten und mit Prozessen überhäuften Advokaten.

Es war die Zeit der Termine und Gerichtssitzungen, um welche der Besuch der Clienten und Solcher, welche eine Consultation suchten, sehr unbedeutend; in den Bureaux herrschte daher weniger Regsamkeit als zu andern Tagesstunden.

Eugen saß an dem einen Ende des langen Tisches; Fritz an dem andern; der erstere war in ein großes Actenheft vertieft, während der andere bedächtig mit der Feder über den vor ihm liegenden Bogen fuhr.

„Man sollt' es nicht glauben, wie ungleich der Herrgott die Güter dieser Welt vertheilt hat!" begann endlich Eugen, seinem Erstaunen Worte gebend, in welches ihn der Inhalt der Acten versetzte.

„Ach ja!" seufzte Fritz. „Nicht nur, wie ungleich, sondern

wie ungerecht! Gerade denjenigen, welche alle Anlagen besitzen, das Geld auf eine noble Weise unter die Leute zu bringen, fehlt es stets an den Mitteln, und umgekehrt."

„Da überschaue ich hier das ganze Vermögen der gräflich Werther'schen Familie, das jetzt dem Schuldenmacher, ihrem Schwager, in die Hände gefallen ist. Wahrhaftig, es ist unanständig, was für ein Glück doch gewisse Leute haben!"

„Die alte Gräfin scheint aber, so viel ich von der Geschichte gesehen, recht gut gewußt zu haben, weß Geistes Kind ihr Herr Schwager ist," sagte Fritz, seine Feder hinlegend und phlegmatisch die Hände auf dem Papier faltend. „Die Bestimmungen des Testaments müssen den Grafen doch sehr überrascht haben."

„Freilich, in so fern, als er keine von allen den Besitzungen veräußern, keine Schulden auf dieselben eintragen lassen darf; ja er hat sogar nur den Nießbrauch eines mäßigen Theils aller dieser immensen Einkünfte, und wenn es das Unglück will, kann es eines Tages passiren, daß er wieder mit leeren Händen dasteht und die ganze eventuelle Erbschaft nur eine Illusion gewesen ist. Eben deshalb fällt es unserm Doktor auch schwer, bei Christen und Juden die nöthigen Summen für ihn aufzubringen, deren er zur Deckung seiner enormen Schulden bedarf. Ich hörte vor einigen Tagen erst den Doktor sein Erstaunen darüber äußern, wo eigentlich der Graf die bereits für ihn aufgebrachten Summen lassen möge, denn Alles fällt wie in einen unergründlichen Sumpf . . . Aber schadt nichts, Fritz," setzte Eugen hinzu, „wenn der Graf alle

diese Besitzungen behält, so ist das doch ein ganzes Californien. Gott, wenn mir einmal ein solcher Mammon zufiele; ich wüßte nicht, was ich damit anfinge!"

„Ich wüßt' es schon!" fiel Fritz ein. „Ich fühle schon lange in mir das Talent eines Monte Christo; aber wie das immer so geht, die schönsten Talente bleiben unentwickelt, weil es an Gelegenheit fehlt."

„Dieselben Talente soll, wie ich höre, auch der Sohn des Grafen besitzen, der in Paris ein ganz tolles Leben geführt haben muß. Wie ich neulich aus einer geheimen Unterredung des Doktors mit dem alten Grafen so bruchstückweise gehört habe, muß dieser ganz besondere Pläne mit seinem Sohne haben, eine reiche Heirath oder so irgend etwas ... Ich weiß nicht, Fritz," unterbrach Eugen hier seinen Gedankengang, „ich kann gar nicht mehr so aufmerksam arbeiten wie früher; meine Gedanken laufen mir immer wie Essig und Oel durch einander und dabei ist mir immer so befangen im Kopf, wie einem Falken zu Muthe sein muß, wenn man ihm eine Kappe aufgesetzt hat."

„Hm, das macht, Du bist verliebt!" sagte Fritz, die Feder nehmend und damit auf dem Tische kritzelnd. „Ich habe mir sagen lassen, daß die Verliebten immer ein wenig confus sind. Die Liebe ist entschieden eine Krankheit des Geistes, indem sie den Verliebten die natürlichen Fähigkeiten desselben lähmt und alle Gedanken auf einen Gegenstand concentrirt; sie ist so eine Art von fixer Idee, die alles Denken, Sinnen und Handeln um das sogenannte Ideal gruppirt. Die Leute genesen von dieser

Krankheit immer erst, wenn sie sich überzeugt haben, daß dieses Ideal kein Ideal ist."

„Du sprichst wieder wie ein Buch; das macht Deine ungeheure Belesenheit, Fritz!" sagte Eugen. „Im Großen und Ganzen magst Du auch Recht haben, da Mancher für ein Ideal hält, was nachher, wenn er es bei Lichte besieht, gar kein Ideal ist, und das kann bei passionirten Personen alle Tage vorfallen. Bei mir, lieber Fritz, ist das aber eine ganz andere Sache! Ich gestehe aufrichtig, daß dieses Mädchen, schon seit ich sie zum ersten Male gesehen und gehört, daß ich mit ihr unter einem Dache wohne, mir nicht aus dem Kopfe will und mir schlaflose Nächte macht. Seit ich sie aber näher kennen gelernt, ist sie die Schuld einer ganzen Revolution, die in mir vorgegangen ist. Sie wird auch die Veranlassung sein, daß mein Lebenslauf, der bisher, wie ich einsehe, ziemlich zweck- und resultatlos gewesen ist, eine andere Wendung nehmen wird. ... Als meine arme blinde Mutter das Loos traf, ihr kleines Vermögen einzubüßen, mit welchem sie meine juristischen Studien bestreiten konnte, mußte ich diese unterbrechen; um uns Beide zu ernähren, entsagte ich meiner ganzen Carriere, nahm die Offerte des Dr. Wilhelmi an, der mir die Stelle eines Vorstehers in seinem Bureau anbot, und verabschiedete alle meine schönen Träume, in welchen ich mich schon als berühmter Anwalt vor den Geschworenen die glänzendsten Reden zur Vertheidigung gekränkter Unschuld halten sah. Ach, Fritz, das waren schöne Träume! ... Jetzt aber, da meine gute Mutter seit zwei Jahren hinüber gegangen, wer hindert mich jetzt, wo

ich nur für mich selbst zu sorgen habe, meine Studien wieder aufzunehmen und auf das alte Ziel los zu steuern? . . . Zwar weiß ich noch nicht, womit ich die Kosten bestreiten soll, aber das darf kein Hinderniß für meinen Ehrgeiz sein! Noch heute spreche ich mit dem Doktor, er wird mir schon beistehen, und vielleicht thut auch mein Vormund etwas für mich."

Eben trat der Briefträger ein und übergab Eugen ein ganzes Packet von Correspondenzen für den Doktor. Eugen als Bureau-Vorsteher machte sich sogleich an's Werk, die zum Theil mit dicken Acten beschwerten Couverte zu lösen und sie für seinen Principal zurecht zu legen.

„Es ist bald Mittag!" seufzte er, während dieser Beschäftigung nach der Uhr schauend. „Ich sehne mich wirklich, in die frische Luft zu kommen; mir ist der Kopf so wüst, das Herz so weh, und dennoch fühle ich mich so unendlich getragen, gehoben . . ."

„Sieh Dich nur vor, daß Du nicht aus Deinem Himmel fällst!" warf Fritz lakonisch ein. „Es fehlt nicht an Beispielen der Art, und was dieses Mädchen betrifft . . ."

„So wirst Du mir zugeben, daß sie ein Engel ist, daß die ganze Stadt kein so reizendes, unschuldsvolles Geschöpf aufzuweisen hat wie sie!" rief Eugen etwas animirt.

„Das hab' ich noch nicht bestritten; aber zum Lieben gehören immer zwei, und wer sagt Dir denn, daß sie Dich wieder liebt?"

Hier schien auch Eugen vor einem Fragezeichen zu stehen, das seiner Brust einen tiefen Seufzer erpreßte. Er legte die

Hand an die Stirn, in welche dieser Einwurf eine glühende Hitze gejagt hatte.

„Freilich," sagte er langsam und gedehnt, während er vor sich hinstarrte. „Wenn ich mir denke, daß dieß möglich wäre! ... Aber warum sollte sie mich nicht wieder lieben, Fritz?"

„Warum? Hat es hierauf schon jemals eine Antwort gegeben? Wir haben in der großen Gottesnatur bereits Alles erforscht und ergründet; wir wissen, warum es regnet und schneit, warum die Berge Feuer speien und die Krebse rückwärts gehen, könnten wir aber ergründen, warum Einer den Andern liebt und nicht liebt und wüßten wir ein Mittel dafür und dawider, es könnte dadurch viel Unheil in der Welt verhindert werden ... Du, lieber Eugen, bist jetzt eben in der Gefahr, ein solches Unheil gegen Dich selbst anzustiften!"

„Ja, wenn ich das ahnen könnte; wenn das möglich wäre, daß sie mich nicht lieben könnte!" ... seufzte Eugen mit einer Stimme, die einen Stein erweichen konnte ... „Glaubst Du wirklich ...?"

Fritz blickte ihn betroffen an und sah zu seinem Schreck, wie tief die Liebe in diesem sonst so unbefangenem Herzen bereits Wurzel geschlagen.

„Nun, nun!" sagte er tröstend. „Es wird ja so schlimm nicht sein und ich habe ja noch keinen Grund zu vermuthen, daß Du dem Mädchen nicht gefallen könntest! Du bist ein hübscher Junge und hast das Herz auf dem rechten Fleck, das ist fürs Erste eine Hauptbedingung, um den Weibern zu gefallen. Für's Zweite hatten wir Gelegenheit, ihr einen Ritterdienst zu

erweisen, den die Frauen immer sehr hoch anzuschlagen pflegen, und wenn ich auch ebenfalls meinen Antheil an demselben habe, so trete ich denselben doch großmüthig zu Deinen Gunsten ab. ... Einstweilen, lieber Eugen, mach' Dir keine Sorgen und vergiß die Correspondenz da nicht über Deinen Herzensangelegenheiten."

Eugen schwieg; er senkte den Blick auf die vor ihm liegenden Akten und Briefe und schien sich mühselig für seine amtliche Thätigkeit zu sammeln. Eine Pause trat ein. Fritz kritzelte über das Papier hin, um das Versäumte nachzuholen.

„Ein merkwürdiger Brief, der hier!" murmelte endlich Eugen vor sich hin, auf ein großes Schreiben starrend. „Er kommt von Paris und betrifft den jungen Grafen Werther."

Fritz schaute auf.

„Der Brief ist in einem abscheulichen Deutsch geschrieben," fuhr Eugen fort, „so weit ich aber daraus klug werde, ist er von einem pariser Anwalt an uns im Interesse einer unglücklichen Mutter geschrieben, die ihre Tochter sucht!"

„He? ... Mutter ... Tochter?" fragte Fritz aufhorchend. „Das wäre interessant!"

„So scheint es allerdings! Höre nur! Da schreibt dieser Anwalt, Namens Maulnier, es habe sich die Wittwe eines in französischen Diensten in Algerien gefallenen Offiziers Namens Bresinski an ihn gewendet. Diese sehr achtbare Dame empfinde den tiefsten Schmerz über das Schicksal ihrer Tochter, die vor so und so viel Wochen plötzlich aus ihrem Hause verschwunden sei und der Mutter einen Abschiedsbrief zurück ge-

lassen habe, aus welchem hervorgehe, daß nur eine unselige Liebe ihr Kind zu dem verhängnißvollen Schritte habe verleiten können. Die Mutter, heißt es hier, habe vergeblich gegen eine Leidenschaft angekämpft, welche ihr Kind, Magda Bresinska, für einen jungen deutschen Diplomaten, einen Grafen Werther gefaßt, und da auch dieser Paris verlassen, so sei nur zu wahrscheinlich, daß er das unerfahrene Mädchen zu einem leichtsinnigen Entschluß verleitet. Nun habe man sich bereits in mehren Briefen an den Grafen selbst gewendet und ihn beschworen, über das Schicksal und Verbleiben des Mädchens Auskunft zu geben; keine Antwort sei erfolgt. Um nun jeden Schritt bei den Behörden und zugleich das Aufsehen zu vermeiden, welches ein solcher erregen müsse, wende man sich an einen Anwalt, um durch seine Hülfe zum Ziele zu gelangen. Der unterzeichnete Monsieur Meulnier beschwört also den Doctor Wilhelmi im Namen einer von Schmerz tief gebeugten Mutter, sich der Sache anzunehmen und so weiter."

„Dieser Verführer!" rief Fritz, den Eugen's Vortrag im höchsten Grade interessirte . . . „Aber so sind die Weiber," setzte er hinzu. „Niemand kann sich auf sie verlassen; erst lassen sie sich mit Vergnügen zu solchen Tollheiten verleiten und hinterdrein beklagen sie sich über die Folgen derselben!"

„Da das Mädchen von achtbarer Familie ist, scheint mir dies ein besonders ecklatanter Fall zu sein!"

„Ein Fall wie alle solche Sündenfälle!"

„Ich wollte, der Doctor übertrüge mir diese Angelegenheit," sagte Eugen, den Brief zu den übrigen legend. „Ohne selbst

zu wissen warum, hab' ich stets eine gewisse Aversion gegen diesen übermüthigen jungen Aristocraten gehegt."

„Du kennst ihn, Eugen?"

„Nein, aber ich würde ihn vielleicht bei dieser Gelegenheit kennen lernen."

Während dieser Unterhaltung hatten die Advokatur-Geschäfte in dem äußeren Zimmer, in welchem mehre Schreiber beschäftigt, ihren gewöhnlichen Verlauf genommen; die Schreiber hatten den Kommenden Bescheid gesagt, sie überhaupt abgefertigt; wer den Dr. Wilhelmi persönlich sprechen wollte, der mußte sich Nachmittags einfinden; andre wichtige Besuche pflegte Eugen Reuter in seiner Abwesenheit zu empfangen.

Dieser blickte eben wieder sehnsuchtsvoll nach der Uhr, deren Zeiger sich heute mit einer außergewöhnlichen Langsamkeit bewegten, als plötzlich an die Thür geklopft wurde und ein großer, stattlicher Herr mit weißem Haar und Schnurbart hereintrat.

Eugen erhob sich und trat ihm mit einer Miene vertraulicher Hochachtung entgegen. Es war der Oberst von Beda, Eugens Vormund, denn Eugen war ein Soldatenkind, sein früh verstorbener Vater hatte als Hauptmann in dem Regiment des Obersten gedient und dieser sehr bereitwillig die Vormundschaft seines Sohnes übernommen.

Der Oberst reichte Eugen mit soldatischer Herzlichkeit die Hand, während Fritz einen Stuhl herbeischleppte.

„Ich komme heute nicht eigentlich in Ihren Angelegenheiten, mein junger Freund," begann der Oberst; „ich habe da vielmehr eine Sache auf Händen, in der ich wohl am besten

Ihre Hülfe in Anspruch nehmen darf. Sie sind Jurist, Sie haben noch junge Beine, und da ich wahrscheinlich sowohl des ersteren als der letzteren bedürfen werde, so müssen Sie mir schon zu Willen sein."

„Mit dem größten Vergnügen, Herr Oberst," antwortete Eugen, wirklich erfreut, dem biedren alten Herrn nützlich sein zu können, der ihm stets Beweise einer wirklichen Zuneigung gegeben. „Befehlen Sie nur über mich!"

„Ich wollte Sie also bitten, lieber Eugen, mich, sobald es Ihre Zeit erlauben wird, in meiner Wohnung zu besuchen; ich habe des Langen und Breiten mit Ihnen zu sprechen und das wird sich wohl am besten in meiner Behausung thun lassen."

„Wenn es Ihnen genehm ist, Herr Oberst, stehe ich schon diesen Augenblick zu Gebote, da eben die Bureauzeit um ist; ich habe zwei Stunden Muße, die ich gern Ihnen zur Disposition stelle."

„Desto besser!" rief der Oberst. „So können Sie mich also gleich begleiten?"

„Augenblicklich!" rief Eugen, indem er den Actenstoß zusammen legte und nach seinem Hut griff.

Beide entfernten sich; Fritz erledigte auch seine Geschäfte und folgte ihnen nach wenigen Minuten.

Plaudernd führte der Oberst seinen jungen Freund durch die Straßen, der innerlich dieses günstige Zusammentreffen mit dem Vormund segnete und schon bei sich überlegte, wie er diesem seinen neuen Plan am besten vortagen könne.

Um eine Ecke biegend, stieß der Oberst auf einen bleichen, schlank gewachsenen Herrn in eleganter, aber sichtbar vernachlässigter Toilette. Beide blickten einander in's Gesicht, erkannten sich, wechselten einen flüchtigen Gruß und eilten an einander vorüber.

Als der Oberst seinen jungen Begleiter an der Seite vermißte und nach diesem umschaute, sah er Eugen wie an den Boden gewurzelt an der Ecke stehen und dem Herrn nachschauen.

„Was ist Ihnen?" rief er Eugen verwundert zu.

Dieser blickte den Oberst groß an; er schien außerordentlich aufgeregt. Der Oberst mußte einige Schritte zurück thun, um den jungen Mann nach zu holen.

„Sie kennen diesen Herrn, Herr Oberst?" fragte Eugen endlich sichtbar aufgeregt.

„Allerdings, das sehen Sie ja! Es ist ein junger Diplomat, Graf Werther."

„Graf Werther!" wiederholte Eugen betroffen. „Sie kennen ihn näher, Herr Oberst?"

„Das nicht! Wie man sich eben flüchtig in der Gesellschaft begegnet!"

„Er ist der Sohn des reichen Grafen . . .?"

„Derselbe. Aber wie kommen Sie zu diesem Erstaunen?"

„Nun . . . Ein seltsames Zusammentreffen . . ."

„Mit Ihnen, lieber Eugen?"

Ja . . . Nein . . . Dieser Graf, Herr Oberst . . . er ist . . . er war . . . Er muß ein recht schlechter Mensch sein!" platzte Eugen heraus.

Der Oberst mußte lächeln über die komische Entrüstung, mit welcher sein Mündel dieses harte Urtheil über den Grafen fällte.

„Und wie kommen Sie zu dieser sehr schlechten Meinung von ihm?"

„Ich habe meine triftigen Gründe, Herr Oberst . . . ich weiß nicht, in wie weit ich Ihnen Amtsgeheimnisse verrathen darf . . ."

„Nun, Sie können mir ja erzählen, was Sie verrathen dürfen, lieber Eugen. Wir sind hier vor meiner Wohnung angelangt!"

In Gedanken dem Grafen folgend trat Eugen mit dem Obersten in das Haus.

VII.

Ein Gentleman.

Hermann hatte, wie wir wissen, an demselben Morgen, als Josef ihn auf der Promenade fand, diesen mit sich in seine Wohnung geführt.

Der frühere Hofmeister mußte, wie schon angedeutet, im Dienste der reichen Gräfin, deren Geldgeschäfte er oft vermittelt, wesentliche Ersparungen gemacht haben; er, der so unterwürfige Diener der Gräfin, der stets in zwar sorgfältigem, aber doch nur ärmlichem Anzuge vor ihr erschienen war, er hatte jetzt eine Wohnung inne, die durch eleganten Comfort nicht nur den Geschmack, sondern auch die Wohlhabenheit ihres Besitzers zur Schau trug, auch viel von dem aristocratischen Schick zeigte, welchen der gegenwärtige Rentier sich im gräflichen Hause angeeignet haben mußte.

Hermann lebte, wie man sah, ohne Sorgen; sein Streben schien dahin gerichtet, den Rest seines Lebens — er zählte erst funfzig Jahre — in aller Behäbigkeit und Ruhe zu verbringen.

Josef sah bei seinem Eintritt in das Wohnzimmer Her-

mann's mit einer gewissen Verwunderung auf die ihn umgebenden, mit kostbarer Seide bekleideten Fauteuils, auf die schönen Teppiche, die prachtvollen Tapeten und die anspruchsvollen bunten Bronzerahmen der Bilder und Spiegel. Was er sich dachte, als er dazu schmunzelnd mit dem Kopfe nickte, lassen wir dahingestellt. Hermann brauchte ihn nicht zweimal zum Sitzen einzuladen; mit einer gewissen Vertraulichkeit, die zwischen dem Diener und dem Hofmeister sonst unerhört gewesen wäre, ließ er sich in einen der Fauteuils sinken und legte die Beine übereinander. War er doch ebenso wie Hermann jetzt sein eigener Herr, die Rollen also waren gleich zwischen Beiden.

Josef, mit sich selbst zufrieden, bemerkte nicht den lauernden Seitenblick, mit welchem Hermann ihn beobachtete; er merkte auch nicht den sorgfältig unterdrückten Unwillen, mit welchem Hermann die Cordialität des früheren Lakaien hinnahm. Lächelnd näherte Hermann sich dem Burschen, zog einen Fauteuil zu dem seinigen und ließ sich ihm gegenüber nieder.

„Wie es scheint, lieber Josef, sind Sie mit Ihrer gegenwärtigen Existenz zufrieden?“ begann er im Tone des Wohlwollens, ja sogar der Freundschaft. „Es macht mir immer so großes Vergnügen, zu sehen, wenn es Denen wohlgeht, die es verdient haben.“

„Warum sollte ich etwa nicht zufrieden sein?“ antwortete Josef, während Hermann mit innerer Entrüstung sah, wie sein Gast eine Cigarre hervorzog und sich nach einem Feuerzeug umblickte.

Hermann machte gute Miene zum bösen Spiel; er, der

größte Feind des Tabacks, mußte Josef selbst das Zündholz reichen. Um so freundlicher aber war das Lächeln auf seinem Antlitz.

„Seit das Geld der alten Gräfin in bessere Hände gerathen, hat doch Unsereins auch was davon!“ fuhr Josef fort. „Der junge Graf scheint mich nur als Diener für extraordinäre Angelegenheiten zu benutzen; natürlich fühle ich mich durch dieses Vertrauen geschmeichelt, und wenn ich dabei immer so wenig zu thun habe wie jetzt, ist das ein recht bequemer Ruheposten.“

„Hm“, murmelte Hermann vor sich hinblickend, „so werde ich mit meinem Anliegen freilich wohl nicht an den Rechten gekommen sein!“

„Wenn's was einträgt .... lassen Sie hören!“ sagte Josef, sich in den Stuhl zurücklehnend und den Rauch vor sich hin qualmend.

„Die Sache betrifft den alten Grafen .... einen Wunsch, der ihm sehr am Herzen liegt.“

„Warum sollte ich dem alten Herrn nicht auch gefällig sein!“ fragte Josef unbefangen.

„Um so mehr, lieber Josef, als es, so viel ich weiß, grade sein Wunsch war, daß Graf Alfred Sie in seinen Dienst nahm!“ fuhr Hermann mit demselben lauernden Seitenblick fort.

Josef drehte die Cigarre zwischen den Fingern und horchte.

„Es handelt sich um ein junges Mädchen, das uns lästig, weil der junge Graf ernstlich in sie verliebt ist!“ sprach Hermann weiter und zur Sache kommend.

„Denkt nicht daran, der junge Graf!“ rief Josef lachend. „Hab' ich ihr doch selbst den Absagebrief überbracht!“

„Ich meine nicht die Polin, sondern .... nun Sie kennen ja das junge Mädchen, das bei der Gräfin als Gesellschafterin diente ...“

„Ah, die!“ rief Josef, während eine flüchtige Röthe über sein Antlitz strich, die von Hermann scharf beobachtet wurde.

„Dieselbe!“ bestätigte Hermann. „Sie wissen, man hatte sie im Verdacht ...“

Hermann's lauerndes Auge schoß unter seinen halb gesenkten Lidern einen Basiliskenblick auf Josef.

„Ich verstehe ... verstehe!“ antwortete dieser, sich in eine Rauchwolke hüllend, daß Hermann in starken Husten ausbrach. „Was ist also mit dem Mädchen? ... Lästig ist sie?“

„Ganz recht! Der junge Graf ist leidenschaftlich in sie verliebt; er verfolgt sie, wo er sie sieht; es ist vorauszusehen, daß diese Leidenschaft ihn bei seiner aufbrausenden Natur zu den größten Unzuträglichkeiten verführen wird.“

„Habe allerdings so was gehört ... Also?“

„Wenn ich mich nicht irre, erzählten Sie mir früher einmal von Ihrer Mutter und Schwester, die in der Provinz in passablen Verhältnissen leben.“

„Allerdings,“ antwortete Josef vorsichtig und gedehnt, als wolle er erst abwarten, wohin Hermann steure. „Sie leben in ganz guten Verhältnissen, — das heißt, sie haben auch keinen Ueberfluß.“

„Jedenfalls aber würden diese wohl geneigt sein, ein junges

Mädchen bei sich aufzunehmen, natürlich gegen eine entsprechende Vergütung!"

Josef blitzte den ehemaligen Hofmeister mit seinen Augen an; ein Lächeln umzog seinen Mund.

„Die Polin ... oder die Andre?" fragte er mit schlauer Miene.

„Sie wollen mich nicht verstehen, lieber Josef ... wie ich Ihnen ja schon andeutete ... die Andre!"

„Hm! ... Nun ja! Die Andre paßt auch besser dahin!" antwortete Josef nachdenkend. „Aber was soll sie denn dort?"

„Sich eine anständige Beschäftigung suchen, wobei Ihre Mutter ihr zur Hand gehen könnte."

Josef verstand jetzt Alles, namentlich aber begriff er, daß bei dem Geschäfte für ihn etwas abfallen müsse.

„Die Sache hat wohl Eile?" fragte er.

„Allerdings! Ich bin eben im Begriff, das junge Mädchen auf die Nothwendigkeit ihrer schleunigen Abreise vorzubereiten ... Sie können schreiben, lieber Josef; bitte, setzen Sie sich sogleich hin und schreiben Sie Ihrer Mutter, es werde vielleicht morgen schon ein junges Mädchen bei ihr eintreffen, das ganz ohne Schutz und Verwandte sei und dem sie in ihrer Stadt ein anständiges Unterkommen suchen möge. Für ihre Bemühungen werde man sich dankbar beweisen."

Josef machte keinerlei Einwendungen; er ließ sich an das Pult führen und die Feder in die Hand drücken, schrieb was ihm Hermann dictirte und nahm ohne weiteren Dank ein Goldstück hin, das ihm Hermann in die Hand schob.

„Weiter ist nichts nothwendig?" fragte er gedehnt.

„Für den Augenblick nichts; für den Fall aber, daß ich Ihrer weiter bedürfte, nennen Sie mir Ihre Wohnung und halten Sie sich heute Abend um 7 Uhr zu Hause, damit ich Sie treffen kann.“

„Aber wenn nun der junge Graf, mein Herr, davon erfährt, daß man das junge Mädchen ...“

„Sein Sie unbesorgt; er wird nichts erfahren!“

Josef überlegte, daß Herman's Anzahlung eigentlich sehr dürftig gewesen und daß er jetzt im Besitz eines Geheimnisses, welches er eventuel dem jungen Grafen selbst für höheren Preis verkaufen könne. Uebrigens arbeiteten in dem Kopfe des eitlen Burschen Pläne, welche es ihm zweckmäßiger erscheinen ließen, einstweilen nur eine passive Rolle nach dieser Richtung hin zu spielen und Hermann das ganze Feld zu überlassen. Während letzterer den Brief siegelte, warf Josef einen zufriedenen Blick in den Spiegel, ordnete sein lockiges Haar, zog die Cravate zurecht und gefiel sich offenbar in seinem Gentlemansanzuge, der ihn die abgestreifte Livree ganz vergessen machte. Daß er ein hübscher Junge sei, hatte er von hundert Zofen und Kammerkätzchen schon gehört, wenn er seine Triumphe in den Vorzimmern und Corridors gefeiert, kein Wunder also, wenn sich jetzt, da er Gentleman, sein Auge zu würdigeren Gegenständen erhob.

Mit derselben Cordialität, mit welcher er eingetreten, verabschiedete er sich von Hermann, nachdem er ihm versprochen, am Abend für ihn zu Hause zu sein.

Auf der Straße angelangt, legte er die Arme auf den

Rücken, schlenderte langsam seines Weges und hielt folgenden Monolog:

„Jetzt, mein lieber Josef, bist du vollständig dein eigner Herr! Nach dem, was dir der Graf Alfred gesagt, erhältst du des Jahres ein Gehalt, das wohl ausreichend zu einer anständigen Existenz, wenn du zu ökonomisiren verstehst. Dein Dienst ist nicht der Rede werth und so weit du den Grafen Alfred kennst, wird derselbe Angelegenheiten betreffen, bei denen auch noch kleine Douceurs abfallen. Im Nothfall erklärst du ihm, du könntest mit deinem Gehalt nicht auskommen und es unterliegt keinem Zweifel, daß er dir auch noch Zulage gewährt, wenn dieser Nothfall, wie sehr wahrscheinlich ist, eintreten wird. Für deine Mutter und Schwester, die dir bisher immer auf der Tasche lagen, brauchst du auch einstweilen nicht mehr zu sorgen, da Herr Hermann ihnen unter die Arme greifen wird; du hast also vor der Hand gar keinen Kummer und wirst dich jetzt bemühen, dein Leben so angenehm wie möglich zu machen. Nach allen Regeln der Lebenskunst ist es nun das erste Bedürfniß eines freien jungen Mannes, seinem Herzen diejenigen Erfrischungen und Zerstreuungen zu bereiten, deren es bedarf. Unter deiner Würde wäre es, diese Unterhaltung da zu suchen, wo du sie bisher fandest; daß du ein hübscher Kerl bist, das beweisen dir die verlangenden Blicke der Weiber, die dir begegnen, und da du nun schon seit einigen Wochen eine Leidenschaft in dir trägst, die du bis dahin aus Bescheidenheit und deiner untergeordneten Lebensstellung wegen zu ersticken gezwungen warst, so ist nichts natürlicher, als daß du dieser jetzt freien

Lauf läßt, wie es einem freien Mann geziemt ..... Die Liebe eines Gentleman verursacht stets Unkosten, selbst wenn sie umsonst gewährt wird; überschlagen wir also zunächst unsre Kasse, um wenigstens zu wissen, ob wir die nothwendigsten Kosten unseres Feldzuges bestreiten können.“

Josef holte sein Portefeuille hervor, zählte die Bankscheine darin und fand ein günstiges Resultat. Sein Weg führte ihn zunächst in ein Garderobe-Magazin, und die elegante Kleidung, in welcher er dasselbe verließ, deutete genügend an, wie hochfahrend seine Pläne. Josefs Toilette, wie sie ihm der Schneider angelegt, war comme il faut vom Scheitel bis zur Sohle. Sein Umgang mit der Aristocratie hatte bildend genug auf ihn eingewirkt und fehlte ihm auch der angeborne Instinct der Eleganz, so verstand er diesen doch durch äußeren Schliff und Nachahmung oberflächlich zu ersetzen. Josef wußte nichts davon, daß es zweierlei: vornehm zu *sein* und vornehm zu *scheinen*; er kam sich so aristocratisch vor, daß er versucht war, sich selber eine Verbeugung zu machen, als er vollständig ajustirt vor dem Spiegel des Schneiders stand.

Es ist eine gar nicht fortzuleugnende Wahrheit, das andre Kleider andre Gedanken machen; es ist eine schwierige Aufgabe, mit schief getretenen Absätzen weltmännische Gedanken zu fassen oder mit schmutziger Wäsche wirklich noble Gesinnungen zu hegen; ohne Seife wird Niemand sich reine Hände erhalten und so wird die Seele sich auch nicht rein conserviren, wenn sie nicht durch reine Gedanken, die von außen ihren Einfluß ziehen, stets wieder geklärt wird. Freilich kann man dagegen ein-

wenden, daß eine von Hause aus schmutzige Seele niemals reine Gefühle produciren werde, aber es ist hier ja eben von Schein und Sein die Rede, und nach dem Ausspruch des französischen Philosophen ist es sehr schwierig, nobel zu denken, wenn man nur zu denken hat „de quoi vivre“, wovon man leben soll.

Diese letztere Last war Josef von den Schultern genommen und er hatte volle Muße und Freiheit, seinen vornehmen Neigungen den Zügel zu lassen. Mit diesem Vorsatz spazierte er jetzt eben stolz in die Welt hinein, die urplötzlich eine ganz andere Farbe für ihn angenommen hatte. Seine Brust erschien ihm viel weiter, sein Athem viel voller, sein Kopf mehr getragen vom Bewußtsein, seine Haltung gerader und berechtigter, ja selbst die Bewegung seiner Hände war eine ungezwungenere, da sie nur noch da waren, ihn selbst zu bedienen.

„Was für Augen die schöne Polin machen wird, wenn sie mich jetzt plötzlich in diesem ganz neuen Rahmen sieht“, sprach er für sich. „Daß sie mich stets gern gesehen, weiß ich, denn sonst hätte sie niemals so vertraulich mit mir geplaudert. Wahrhaftig, wenn nicht der Respect gegen den jungen Grafen und namentlich die Verlegenheit der Livrée gewesen wäre, ich hätte ihr längst schon verblümt den Hof gemacht! ... Aber wie nur fange ich die Geschichte an! ... Ganz recht! Ich gehe zu ihr, um ihr zunächst zu sagen, wie empörend mir das Benehmen des Grafen erschienen und wie ich ihm aus reiner Entrüstung meinen Dienst gekündigt, den ich, da ich aus guter Familie sei, so lange nur aus persönlicher Anhänglichkeit verrichtet. Jetzt

aber, da ich ein hübsches Vermögen durch den Tod eines Onkels oder, gleichviel, einer Tante geerbt und in der Lage sei, ein unabhängiges Leben führen zu können, jetzt ... Bah, das Uebrige findet sich! Wenn man ein hübscher Kerl ist, macht sich das Alles bei den Frauen von selbst, nur Livrée muß man nicht tragen, denn so lange ist man gar kein Mensch in ihren Augen, wenigstens zu keinen Ansprüchen berechtigt und nur auf das beschränkt, was sie einem aus Gutmüthigkeit gewähren ... Also, Courage, Josef!"

Und Josef hatte Courage, denn er schlug geraden Weges die Richtung nach der Wohnung der schönen Polin ein.

VIII.

Josef's erstes Debut.

Magda befand sich in einer jener stürmischen Krisen, die auf das ganze übrige Leben des Weibes von entscheidendem Einfluß bleiben. Sie hatte geliebt, wahrhaft und innig; sie hatte vertraut mit ihrem ganzen, jungen und warmen Herzen; sie hatte sich hingegeben mit der ganzen verzehrenden Gluth eines leidenschaftlichen Gemüthes, und jetzt plötzlich, da das Fieber gewichen, durchwehte dieses Herz eine eisige Kälte, die sie vor sich selbst schaudern machte; mit Entsetzen war sie aus einem langen, heißen Traum erwacht, die Vergangenheit erschien ihr wie ein Verbrechen gegen sich selbst, die Zukunft wie ein fürchterliches, endloses Strafgericht.

Was oft bei leidenschaftlichen Naturen der Fall und was am unwiderlegbarsten dafür zeugt, daß die Liebe ein sentimentaler Egoismus, das trat auch bei Magda ein: der Fluch über sich selbst, über die eigene Thorheit, ein hundertfacher Fluch jedoch über ihn, dem sie so thöricht Glauben geschenkt, der sie um ihre schönsten Träume und Hoffnungen, um ihr irdisches

Glück betrogen. In solchen Fällen ist bei dem Weibe gerade das Bewußtsein, daß ihm kein Mittel zu strafen, zu vergelten gegeben ist, der Höhepunkt der Verzweiflung, der Zerknirschung. Gewiß, wäre dem Weibe dies Mittel gegeben, es würde furchtlos seine Zuflucht zu demselben nehmen, es würde zernichten, zerstören in seinem auflodernden Haß, wie es geherzt und gepflegt hat in hingebender Liebe, und zwar mit derselben Unüberlegtheit, mit welcher es, nur dem Sporn der Gefühle folgend, sich der augenscheinlichsten Gefahr in die Arme geworfen, weil sie so schön, so verlockend war. Keine Stimme darf sich aber erkühnen, das Weib dieser Schwäche wegen anzuklagen; dieselbe ist einmal ihm unveräußerliche Natur, wie denn das jähste, unmotivirteste, oft unbegreiflichste Gefühl das innerste Wesen des Weibes ist.

Magda Bresinska hatte bereut, wie wir sahen; der Schleier, welcher ihr Auge bisher geblendet, war zerrissen, sie blickte in eine Gegenwart der fürchterlichsten Nüchternheit. Wenige Stunden indeß genügten, um sie mit sich selbst zum Abschluß zu bringen. Jener unnennbare, überirdisch schöne Schmelz der edlen Weiblichkeit, jener Wiederschein heiliger und beseligender Gefühle, welcher das Antlitz jedes liebenden Weibes verklärt, war mit diesem Abschluß von Magda's Zügen verschwunden; das so tiefe, sonst so innige, schöne Auge hatte den träumerischen feuchten Glanz verloren, Haß und Rachsucht leuchteten aus diesem scharfen Blick, der Minuten lang auf einem und demselben todten Gegenstand haftete, als wolle er sich an demselben festsaugen. Die leichte Röthe von ihrer Wange war

geschwunden, ihr ganzes Antlitz war leichenblaß, als sei jeder Blutstropfen aus demselben zurückgetreten. Ihre Hände, vorhin noch so zitternd unter der Revolution ihres Innern, hatten sich mechanisch und scheinbar unbeweglich gefaltet, und eben so unbeweglich saß sie da, fest vor sich hinstarrend, einig mit sich selbst, wie es schien, über einen fürchterlichen Entschluß.

Und gerade dieser war es, der ihr die Kälte, diese gespenstische Ruhe wiedergegeben. Magda Bresinska besaß das Mittel, zu vergelten, was an ihr gefrevelt worden, und mit erschreckender Ruhe wiegte sie sich in dem Bewußtsein, daß dieser Frevel gestraft werden solle. Keine Stimme der Verzeihung oder nur der Entschuldigung, der Beschönigung dieses Frevels, regte sich in ihr; Magda verstand mit eisiger Kälte zu hassen, wie sie mit der höchsten Gluth zu lieben im Stande war. Zwischen diesen beiden Extremen der Gefühle gab es in ihrer Seele keine Vermittelung.

Mehre Stunden, lange einsame Stunden verstrichen, ohne daß Magda eine Regung verrieth. Die alte französische Dienerin, die ihr gefolgt war, trat herein und sah mit einem Ausruf des Schreckens das bleiche Marmorbild. Magda's Blick traf sie, seelenlos und kalt; kein Zug ihres starren Gesichtes bewegte sich.

Mit zitternden Gliedern näherte sich die treue Alte, die unzertrennliche Freundin von Magda's Kindheit, der räthselhaften Herrin; sie beugte sich über sie, sie erfaßte die gefalteten Hände Magda's; diese waren kalt und starr.

„Um der heiligen Jungfrau willen, was ist geschehen! . . .

Kind, sprich, was ist vorgefallen!" rief die verzweifelte Alte, die gewohnt war, ihre Herrin in der vertraulichsten Weise anzureden. Sie warf sich vor ihr auf die Knie, sie bedeckte die regungslosen Hände des Mädchens mit ihren Küssen, sie rüttelte ihre Arme — — Magda blieb still und unbeweglich.

Endlich schmolz jedoch das Eis vor dem erschütternden Jammer, in welchen die Alte ausbrach. Magda bewegte leise die entfärbten Lippen.

„Laß mich allein, Zoë!" flüsterte sie kaum hörbar und so tonlos, daß die Alte diesen Befehl nur von ihrem Munde zu lesen vermochte.

Und folgsam wie ein Kind, obwohl mit jammerndem, blutendem Herzen entfernte sich die Alte und sank, unfähig sich aufrecht zu erhalten, mit einem Schrei im Nebenzimmer zusammen.

Dieser Schrei drang zu dem Herzen Magda's. Sie zuckte zusammen; wie aus einem langen Traum erwachend, der ihre Glieder, ihre Sinne in Bann geschlagen, blickte sie auf, ihre gefalteten Hände lösten sich, ein tiefer Athemzug verrieth, daß das Leben in diese Statue zurückgekehrt.

Mehre Secunden waren seit diesem Schrei verstrichen. Magda besann sich jetzt erst, daß die treue Alte bei ihr gewesen, daß diese alle ihre Liebkosungen vergeblich an ihr verschwendet; sie liebte die gute alte Seele aufrichtig. Schnell erhob sie sich und eilte zu der Thür, durch welche die Dienerin verschwunden war.

In ihrem Schlafgemach sah sie die Alte zusammen gebrochen

und ohnmächtig daliegen. Magda vergaß, ohne aus ihrer Ruhe zu gerathen, was mit ihr selbst vorgefallen; sie eilte zur Toilette und rieb der Dienerin Stirn und Schläfe.

„Zoë!" rief sie. „Zoë, komm zu Dir; es ist ja vorüber!"

Und wirklich, wie in's Leben zurückgerufen durch diese Stimme, erwachte die Alte; sie umklammerte ihre angebetete Herrin und brach in heiße Thränen aus.

„Ach, ich sagt' es ja immer, Magda, wären wir doch daheim geblieben!" rief sie mit herzzerreißender Stimme.

„Schweig, Zoë!" antwortete Magda verweisend und mit herrischer Kälte. „Begieb Dich zu Bette, ich kehre bald zu Dir zurück!"

Willenlos ließ sich die Alte in ihre Kammer führen; als Magda sie verließ, warf sie sich auf das Bette und barg das Antlitz in den Kissen. „Mein Traum, mein fürchterlicher Traum ist in Erfüllung gegangen!" rief sie aus. „Es ist gekommen, wie es kommen mußte! Heilige Jungfrau, Du Gebenedeite, erbarme Du Dich des armen Kindes!" . . .

Magda war in ihr Zimmer zurückgekehrt. Nichts verrieth an ihr, daß diese erschütternde Scene auf sie einen dauernden Eindruck gemacht; sie trat an's Fenster und starrte auf den Platz hinab.

Plötzlich vernahm sie die Schelle draußen im Vorzimmer; ihr Klang übte eine electrische Wirkung auf das Mädchen. Schnell aber faßte sich Magda; sie that zaudernd und unentschlossen einen Schritt ins Zimmer. Dann bewegte sie sich gemessen zur Thür, und als sei sie sich völlig bewußt, was sie

thue, als sei sie Allem gewachsen, was da kommen möge, trat sie ins Vorzimmer und öffnete selbst.

Zu ihrem Befremden sah sie einen jungen Mann in eleganter Kleidung und mit lächelndem Gesichte vor sich, der sich tief verbeugte und dann mit etwas unsicherer Haltung zu ihr wieder aufblickte, als sei er durch den tiefen Ernst ihres Auges in seinem Gleichgewichte gestört.

Magda kannte dieses Antlitz wohl, und dennoch wußte sie im ersten Augenblick nicht, wen sie vor sich habe.

„Sie erkennen mich nicht, mein Fräulein?" begann Josef mit einer abermaligen und keineswegs ungeschickten Verbeugung, die ihm Zeit zum Aufbieten seiner ganzen Geistesgegenwart gewähren sollte.

„Sie sind es, Josef!" antwortete Magda langsam und gleichgültig, ohne auf die Verwandlung desselben die Aufmerksamkeit zu richten, welche er erwartet hatte.

Josef seinerseits hatte schnell überlegt, daß er nach dem Inhalte des Briefes, welchen er selbst am Morgen überbracht, unmöglich ein heiteres Gesicht finden könne, indeß erschien ihm dieses Antlitz doch etwas geisterhaft. Josef war zu entschuldigen; er hatte bisher noch keinerlei Gelegenheit gehabt, in der unergründlichen Wissenschaft und Kenntniß der menschlichen Gefühle tiefere Studien zu machen, das Fahrwasser der Herzensströmung war ihm noch ziemlich unbekannt und die Herzen der Soubretten, welchen er bisher erfolgreich den Hof gemacht, waren ihm stets als ziemlich flache und kiellose Fahrzeuge erschienen.

Trotzdem ließ Josef sich nicht aus dem Concept bringen;

er wußte, daß auf jedes Unwetter die Sonne wieder scheine, und im Grunde war's ihm lieber, wenn er der Sonne entgegen ging als dem Sturm. Zudem besaß er, wie wir wissen, die nöthige Portion Unverschämtheit und das Bewußtsein, daß er ein hübscher Junge sei. Für wen anders hatte er sich zunächst in diese kostbaren Kleider geworfen als für Magda, auf deren Herz ihm die quittirte Schneiderrechnung in seiner Brusttasche als eine vollgültige Anweisung erschien.

Junge Männer wie Josef sind heutzutage der unvermeidliche Coriander unsrer Gesellschaft, und haben sie auch in den seltensten Fällen wie er die Livrée getragen, so haben sie doch von dem sittlichen Werthe des Weibes keine höhere Begriffe als diejenigen, welche sie im Schoße der Zofen, Nähterinnen und Choristinnen gesammelt.

Magda, von Natur mit Scharfblick begabt, wenn ihr Herz nicht mit im Spiele war, gewahrte jetzt die äußere Veränderung, welche so schnell mit Josef vorgegangen war. Im ersten Momente peinlich und sogar antipathisch berührt durch sein Erscheinen, das ja mit jenem Manne in so naher Verbindung stand, den sie wie den Tod zu hassen Ursache hatte, Magda combinirte sich schnell, daß auch zwischen diesen beiden Personen etwas vorgegangen sein könne, und wie lästig ihr auch das Erscheinen des jungen Mannes sein mochte, so lenkte sie heute trotz ihrer Zerstreutheit eine instinctive Klugheit.

Josef benutzte den Moment, als er sie schwankend sah, um die Wage auf seine Seite sinken zu lassen.

„Ich bitte tausendmal um Vergebung, mein Fräulein," sagte

er mit so viel einschmeichelnder Liebenswürdigkeit, als ihm, dem ja die Demuth zum Beruf geworden war, möglich ward, „ich bitte tausendmal um Vergebung, wenn ich Ihnen lästig fallen sollte; aber von der Minute ab, wo ich mein eigener Herr geworden, drängte es mich unwiderstehlich hierher, um Ihnen zu sagen . . .“

Hier stockte Josef; er hatte in einer geschickten Floskel angedeutet, was er vor Allem für nothwendig hielt, nämlich seine Unabhängigkeit, und damit zugleich auch die verhaßte Rolle von sich gewiesen, die er als Ueberbringer jenes Briefes hatte übernehmen müssen.

Magda maß ihn mit kaltem, jedoch nicht abstoßendem Blick, als überzeuge sie sich von dem Sinn seiner Worte. Sie that unwillkürlich einen Schritt zurück. Josef benutzte dies, um über die Schwelle und in das Vorzimmer zu treten. Hier hatte er sichren Boden unter sich; er überlegte, daß er nicht mehr abgewiesen werden könne. Das Uebrige ward nun Sache seiner persönlichen Liebenswürdigkeit.

„Seien Sie überzeugt, mein Fräulein,“ fuhr er fort, „daß es mich unendlich schmerzen würde, wenn meine Person Ihnen unangenehm wäre; Gott ist mein Zeuge, mit welch' inniger und aufrichtiger Verehrung ich Ihnen stets zugethan war!“

Josef hatte bei diesen Worten salbungsvoll die Hand auf das Herz gelegt. War es nun für Magda willkommen, eine Zerstreuung zu finden, oder gefiel ihr der Ton, in welchem er sprach, oder endlich — das wahrscheinlichste — glaubte sie es ihrer Würde schuldig zu sein, diesem jungen Mann gegenüber,

der ohne Zweifel in das Geschehene eingeweiht war, den Schein zu vermeiden, als habe sie wirklich eine Demüthigung erlitten, — genug, ein kaltes Lächeln schwebte über ihre Züge, sie schritt dem jungen Manne voran in ihr Zimmer und mit wahrhaftem Triumphe folgte ihr Josef. War dies doch in Wirklichkeit der erste Triumph, den der bisherige Lakai als freier Mann in der Gesellschaft feierte. Zum ersten Male stand er im eigenen Auftrage, in eigener Herrlichkeit auf einem parkettirten Fußboden.

Magda nahm auf der Causeuse Platz und wies ihm schweigend einen Stuhl an, auf welchem er sich mit Cavalier-Haltung niederließ, denn Josef wußte ganz genau nach hundertfachen Vorbildern, wie ein Gentleman von einem Stuhl Besitz nimmt, und hatte früher hienach auch die Gäste seiner Herrschaft stets zu taxiren verstanden.

Eine kurze Pause entstand, gleichgültig für Magda, ein wenig peinlich für Josef.

Magda schüttelte die Stirn, als wolle sie die dunklen Locken zurückwerfen, als suche sie sich von den sie bewegenden Gedanken frei zu machen.

„Sie sagten mir, Herr Josef . . .“ begann sie.

„Ringermann ist mein Name!‘ warf Josef geschickt ein, da ihm das „Herr Josef“ doch nicht ganz geläufig erschien und es ihm war, als müsse ein Gentleman doch entweder nur vertraulich Josef oder als Herr Ringermann von einer Dame angeredet werden. „Ich bin so glücklich, mein Fräulein,“ fuhr er fort, „Ihnen sagen zu dürfen, daß ich aus Anhänglichkeit an eine gewisse Familie allerdings eine untergeordnete Stellung in

derselben bekleidete, so lange diese Anhänglichkeit währte, daß ich dieselbe jedoch in demselben Augenblick aufgab, wo die Achtung vor mir selbst dies gebot. Nur durch das Unglück meiner Familie ward ich in diese Stellung gedrängt, von der mir an der Wiege nicht gesungen worden; da sich inzwischen aber das Glück mir wieder zugewendet und ich durch eine Erbschaft in die Lage versetzt bin, frei und unabhängig leben zu können, so trennte ich mich heute von einer Person, der ferner zu dienen mir seit heute Morgen unmöglich geworden." . . .

Magda war während dieser Rede aufmerksam geworden, mit dieser Aufmerksamkeit aber erwachte auch ihre natürliche Klugheit. Was war der Zweck dieses Besuches, und wenn der junge Mann ihr wirklich das Interesse widmete, welches er zeigte, war er nicht für die Pläne zu benutzen, welche sich in ihrem Kopf bewegten?"

„Mit einem Worte," fügte Josef seinem Vortrage kurz hinzu, „ich habe den Dienst des Grafen verlassen, mein Fräulein, und komme, um zu fragen, ob ich Ihnen in irgend einer Weise nützlich sein kann!"

Magda senkte nachdenkend die bleiche Stirn. Der junge Mann wußte offenbar, was zwischen ihr und dem Grafen vorgegangen, wozu ihm also dies verhehlen! In ihm bot sich ihr ein Bundesgenosse, der nicht zurück zu weisen war.

„Und wenn ich nun Ihre Hülfe annähme?" fragte sie, langsam den Kopf erhebend. „Ich bin gänzlich fremd in diesem Orte, ich kenne Niemand, an den ich mich wenden dürfte; ist Ihr Anerbieten so uneigennützig, so ohne alle Berechnung,

daß ich dasselbe anzunehmen wagen könnte? Wenn nicht, sagen Sie mir den Preis; seien Sie offen gegen mich, denn vielleicht dürfte ich Ihre Bereitwilligkeit auf eine Probe stellen, vor der Sie zurückschrecken würden!"

„Nimmermehr, verfügen Sie über mich!" rief Josef mit einer Wärme, die ihm das Blut in die Wangen jagte, denn der Anblick dieses schönen Mädchens hatte seine Gefühle erhitzt, das Alleinsein mit ihr, das Vertrauen, welches sie ihm bot, das himmlische Dunkel ihres Auges, die blendende Weiße ihres Teints, die vollendete Rundung ihrer Formen — Alles versetzte Josef in einen Rausch, der ihn überglücklich machte.

Magda begriff jetzt, was den jungen Mann zu ihr geführt; dies überzeugte sie von seiner Aufrichtigkeit, war ihr aber auch eine Warnung zur Vorsicht nach anderer Richtung hin.

„Vor Allem sagen Sie mir Eins," begann sie nach einer kurzen Pause. „Sie hassen den Grafen?"

Für Josef kam diese Frage etwas unerwartet, indeß er besann sich schnell. Da dieses Engelskind ihn haßte, warum sollte er ihn nicht hassen; jedenfalls stiftete das Sympathie.

„Vielleicht werde ich ihn hassen; vor der Hand habe ich keine Ursache, ihn zu lieben."

„Sie kennen seine Geheimnisse?" fragte Magda.

„Eins wenigstens errieth ich an diesem Morgen!" antwortete Josef mit Betonung.

Magda's Antlitz färbte sich glühend roth vor Scham und Entrüstung, als sie des Briefes gedachte, auf welchen Josef anspielte.

„Und wissen Sie den Grund, welcher ihn zu diesem Schritte führte?" fragte sie, ihre Aufwallung bemeisternd. „So weit ich diesen Mann kenne, muß ihn ein besondres Motiv hiezu gedrängt haben."

Josef überlegte; die Sache schien ihm etwas ernst zu werden. Dennoch hätte er seinen Vater, seine Mutter verrathen, um einen dankbaren Blick aus diesem großen, schönen Auge zu verdienen. Er berechnete zeitig genug, daß es nothwendig sei, der schönen Polin die Wichtigkeit und Tragweite seiner Enthüllungen ins Gedächtniß zu rufen, um dadurch einen Schritt näher zu ihrem Herzen zu thun.

„Und wenn ich dieses Motiv kenne, mein Fräulein, darf ich von Ihrer Verschwiegenheit überzeugt sein?" fragte er ernst.

„Ich schwöre Ihnen bei dem Heil meiner Seele, daß Niemand von mir etwas erfahren soll!" rief sie feierlich und reichte Josef in ihrer Aufregung die Hand zur Bekräftigung.

Josef nahm diese schöne, zarte Hand und preßte sie mit mehr Innigkeit an seine Lippen, als die Vorsicht gestattete. Berauscht von Glück, wie er war, sah er nicht den halb verächtlichen Blick, mit welchem die Polin sich diese Huldigung gefallen ließ. Magda duldete sogar, daß er ihre Hand in der seinigen behielt; ihr Auge heftete sich auf seinen Mund; mit einer fieberhaften Spannung blickte sie ihn an.

„Sie schweigen!" rief sie mit bebender Stimme.

Dies weckte Josef aus seinem Taumel.

„Gewiß möchte ich schweigen," sagte er endlich mit einem Seufzer; „was gäbe ich darum, Ihnen, mein Fräulein, einen

Kummer zu ersparen; aber Sie wollen es! Hören Sie also . . . Schon kurze Zeit nach Ihrer Ankunft hier bemerkte ich, so oft ich den Grafen in dem Hause seiner Tante sah, eine auffallende Veränderung an ihm; ich beobachtete sogar, so weit ich dies im Dienste der alten Dame beobachten konnte, daß er eine Leidenschaft gefaßt, die ein himmelschreiendes Verbrechen gegen Sie war . . ."

„Ich ahnte . . . ich wußte es!" unterbrach ihn Magda mit schmerzvollem Ton.

„Graf Alfred vergaß, welch ein Juwel ihm bereits gehörte; seit ich in seinen Dienst übergetreten, war er zerstreut, unstät, man sah es ihm an, daß er sich die erdenklichste Mühe gab, gleichgültig, gefaßt gegen Andre zu erscheinen; aber wenn er sich allein befand, war er ein Raub der Verzweiflung; ich sah ihn oft, wenn er sich unbelauscht glaubte, wie ein Wahnsinniger im Zimmer auf und ab stürmen, ich hörte ihn einen Namen nennen . . ."

„Dieser Name!?" rief Magda, indem sie mit fieberhafter Hast Josefs Arm ergriff.

„Sie kennen ihn nicht, er kann Ihnen also gleichgültig sein, mein Fräulein!"

„Dieses Weib! . . . Ich beschwöre Sie, nennen Sie mir dieses Weib!"

Josef erschrack vor der fast an Wahnsinn grenzenden Gluth, die aus ihrem Auge sprach; ihr Athem war heiß, als sie sich an ihn klammerte, ihre Brust hob sich, ihre Hand, die seinen Arm erfaßt, zitterte merkbar. In Magda's Haß hatte sich ein

neues Moment gemischt, alle die Dämonen desselben, die so ruhig sich auf die Lauer gelegt, waren wieder entfesselt, die Eifersucht, die in der Regel die Liebe noch überlebt, war in ihr aufgelodert, selbst nachdem sie mit ihrem Herzen einen so fürchterlichen Abschluß gehalten.

Josef ward bange um's Herz; er sah, daß er Oel in ein Feuer gegossen, das er erloschen geglaubt. Zu seinem Troste schien Magda sich indeß schnell selbst zu beschwichtigen; ihre Aufregung legte sich plötzlich; ihre Muskel spannten sich ab, sie senkte in tiefer Beschämung die schöne Stirn.

„Ich vergaß mich! murmelte sie vor sich hin. „Ich wußte nicht, was ich that!"

Und wirklich beschämt durch den Gedanken, daß sie vor einem fremden, ja ihr geistig offenbar untergeordneten jungen Mann sich so weit hinreißen lassen konnte, trat sie einen Schritt von ihm zurück.

„Sie versprachen mir einen Dienst," sagte sie laut. „Wollen Sie mich zu diesem Weibe führen? . . . Ich bitte, ich flehe Sie an, verweigern Sie mir dies nicht!"

Zu seiner Bestürzung sah Josef ein, daß er sich selbst in eine Klemme gebracht, denn nichts konnte ihm unangenehmer sein, als die Veranlassung einer stürmischen Scene zu werden, die einestheils gar nicht in seinem Interesse lag, andrentheils ihn vor dem Grafen compromittiren konnte, den er doch immerhin als seinen Herrn noch betrachten mußte. Indeß seine Dreistigkeit ließ ihn auch hier nicht im Stich. Magda hatte ihm versprochen, daß er aus dem Spiele bleiben solle; was

konnte für ihn daraus entstehen, wenn er sie zu Kätchen führte, ohne selbst in den Vordergrund zu treten. Er kannte die Wohnung derselben, denn er war mehrmals dem jungen Grafen nachgeschlichen, wenn dieser ungesehen dieses Haus umschwärmte; möglicherweise leistete er sogar dem alten Herrn einen Dienst, wenn er sich insgeheim in die Sache mischte. Nur Eins verdroß ihn: er hatte bei der schönen Polin ein glückliches Stündchen voll der beseligendsten Gefühle zu verleben gehofft und nun nahm die Sache plötzlich eine so ganz andere Wendung. — Dennoch mußte er gute Miene zum bösen Spiel machen; er fühlte, daß er sich sterblich in dieses reizende Weib verliebt, keiner ihrer Wünsche wäre so kühn gewesen, daß er ihn nicht erfüllt hätte.

„Ihr Wunsch ist mir Befehl, mein Fräulein," sagte er, sich ihr wieder nähernd und abermals ihre Hand ergreifend.

„Auf der Stelle?" rief Magda leidenschaftlich.

„Auf der Stelle! Aber ich erinnere Sie an Ihr Versprechen; ich muß aus dem Spiele blieben."

Mit fieberhafter Eile entriß ihm Magda ihre Hand, eilte ins Nebenzimmer und kehrte im nächsten Augenblick vollständig gerüstet zurück.

Gehorsam, aber doch kopfschüttelnd folgte ihr Josef, und während er schweigend an Magda's Seite über die Straße schritt, konnte er es nicht unterlassen, zuweilen scheue Seitenblicke über die Straße zu werfen. Seine Besorgniß, dem jungen Grafen zu begegnen, verrieth, daß er im Grunde doch nicht der freie Mann, als welchen er sich so gern betrachtete.

IX.

Die Flucht.

Wir kehren zu Kätchen zurück. Im Zustande der höchsten Verzweiflung raffte sie sich auf, als man an ihre Thüre pochte, gleichgültig gegen Alles, was da kommen mochte.

Ihr Auge war so von Thränen verschleiert, daß sie kaum Herrn Hermann zu erkennen vermochte, der mit Befremden in das von Schmerz entstellte bleiche Antlitz des Mädchens schaute.

Kätchen befand sich in einer Stimmung, in welcher sie selbst gleichgültig gegen das Auftreten eines Mannes war, auf welchen sie bisher alle ihre Hoffnungen gesetzt. Fühlte sie sich doch von Gott und der Welt verlassen; Alles mied oder verfolgte sie, Alles hatte sich gegen sie verschworen — gegen sie, die sich doch nicht des geringsten Fehls bewußt war.

Schweigend stand Hermann einen Augenblick da, als er die Schwelle übertreten; eine undeutliche Ahnung sagte Kätchen, daß sie auch in diesem Manne, trotz seiner scheinbaren Theilnahme, eher einen Verfolger als einen Freund zu suchen habe;

sie wagte nicht, den Blick zu ihm zu erheben, aus Furcht, die Bestätigung dieser Ahnung in seinen Zügen zu lesen.

„Sie weinen, mein Fräulein?" begann Hermann endlich mit weicher Stimme.

„Leider ist mir ja nichts Anderes beschieden!" antwortete Kätchen matt, indem sie erschlafft die Arme herabsinken ließ.

„Man hat Ihnen wehe gethan, mein Fräulein?"

„Wehe!" wiederholte Kätchen, das Tuch vor die Augen legend und mit tiefem Schluchzen. „Wehe! .... Ach so wehe, daß es mir ist, als müsse dieses arme Herz brechen! ... Seit mein armer Vater mich schutzlos und allein zurückließ, bin ich ja ein gehetztes Wild, das keine Ruhe, kein Asyl findet vor den Verfolgungen der Menschen! ... Und jetzt auch Dies noch!" rief sie die Hände ringend und im Uebermaß des Schmerzes das Antlitz verhüllend ... Auch Dies noch! ... Gebrandmarkt, ausgestoßen von der Welt! ... O, könnte ich fliehen, so weit, so weit mich meine Füße tragen!"

Hermann näherte sich ihr langsam und suchte sich ihrer Hand zu bemächtigen. Diese war heiß, ihr Puls arbeitete fieberhaft, ein leises, convulsivisches Zucken schüttelte ihren ganzen Körper.

„Ich fürchte, ich werde krank, sehr krank werden; ich fühle es; ich bin nicht stark genug, um dies Alles zu ertragen!" fuhr Kätchen fort, indem sie sich kraftlos auf einen Stuhl sinken ließ. Thränen rannen über ihre Wangen, die so bleich, daß selbst Hermann, so gefühllos er innerlich trotz seiner ewig lächelnden Miene war, eine Anwandlung von Mitleid empfand.

„Fassen Sie sich, mein Fräulein! Sie sind aufgeregt; es wird sich Alles zum Guten wenden!“ tröstete er.

„Zum Guten!“ jammerte Kätchen. „Ist mir doch vor Scham und Schmach, als müßte der Boden unter meinen Füßen versinken! . . . O, könnte ich zurück in meine schöne Heimath, ich möchte mich todt weinen an dem Grabe meines Vaters, das ja Niemand pflegt! . . . Aber auch dorthin würde mich der Fluch verfolgen, der sich auf mein unschuldiges Haupt gelagert; auch dort . . . . O, das wäre fürchterlich, ich würde es nicht wagen, Denen unter die Augen zu treten, die mich heranwachsen sahen . . . Großer Gott, giebt es denn keine Stätte auf der großen, weiten Erde, wohin ich mit meinem Unglück, mit meinem Elend fliehen könnte?“

„Und wenn ich Ihnen nun eine solche Stätte bieten könnte, mein Fräulein?“

„Ach, ich würde Sie segnen, ich würde Ihnen ewig danken! . . . Ich will ja Niemandem zur Last fallen, ich will arbeiten um das tägliche Brot, bis tief in die Nacht hinein, und dann wird ja endlich die Stunde kommen, die mich von diesem mit Qual beladenen Dasein erlöst!“

„Sie sind jung, mein Fräulein; aller Schmerz, der uns trifft, ist vorübergehend,“ klang Herman's salbungsvolle Stimme. „Sind Sie gefaßt genug, um einen Vorschlag von mir anzuhören? Er geschieht nur zu Ihrem Besten, denn ich sah von Anfang an, daß Sie nicht für eine Gesellschaft wie die einer großen Stadt passen!“

Kätchen trocknete ihre Thränen und suchte sich zu sammeln;

die Worte Hermann's flößten ihr einigen Trost ein. Dieser zog einen Stuhl zu dem ihrigen und begann:

„Mag es Ihnen auch erschienen sein, als kümmre ich mich weniger um Sie, mein Fräulein, so habe ich Sie doch nicht aus den Augen gelassen und bereits Schritte gethan, für die ich Ihrer Billigung im Voraus gewiß war. Sie sind an das Leben einer kleinen Stadt gewöhnt, das Geräusch der Residenz wirkt beengend auf Ihr schüchternes Gemüth, das nicht gewaffnet ist für den unaufhörlichen offenen Kampf, zu welchem die Existenz hier einen Jeden täglich herausfordert. Zudem hat Ihre Schönheit die Leidenschaft eines Mannes erweckt, von der Sie das Aeußerste zu befürchten haben, denn so weit ich ihn kenne, wird er nicht rasten, bis Sie sein Opfer geworden. Eben die Rücksichten, welche ich ihm schuldig bin, hinderten mich auch bisher und wehren mir auch heute noch, offen zu Ihrem Schutz gegen ihn aufzutreten. Schutzlos, wie Sie sind, bleibt mir kein anderes Mittel zu Ihrer Sicherung, als Sie seinen Augen zu entziehen . . . Sind Sie bereit, diese Stadt zu verlassen?"

„O mit Freuden!" rief Kätchen mit bewegter Stimme, denn sie gedachte schaudernd des letzten Auftritts mit dem Grafen. „Wenn Sie wüßten, wie mir der Boden hier unter den Füßen glüht! Jedes Obdach wird mir willkommen sein, wenn es mir nur den Frieden nach Innen und Außen widergiebt! Verfügen Sie über mich, Herr Hermann, ich gehorche Ihnen; ja, Sie sehen, ich frage nicht einmal, wohin . . . Mir ist ja Alles, Alles recht!"

Hermann sah sich mit innerer Genugthuung schneller am

Ziele, als er gehofft. Der um seinen Mund spielende triumphirende Zug verrieth, wie wichtig ihm diese Bereitwilligkeit des Mädchens war; er warf einen calculirenden Blick im Zimmer umher.

„Umstände, deren nähere Erörterung ich um Ihrer selbst willen vermeide, mein Fräulein", fuhr er fort, „lassen es mir wünschenswerth erscheinen, daß Sie möglichst ohne allen Verzug diese Wohnung verlassen, in der ich Sie leider nicht zu überwachen im Stande bin. Es thut mir aufrichtig leid, wenn ich selbst einen Mißgriff gethan haben sollte, als ich Ihnen dieses Obdach empfahl, indeß, wir Alle sind ja dem Irrthum ausgesetzt, und der Charakter der Menschen ist wandelbar. Ich habe Grund zu der Vermuthung, daß vielleicht die Dame, bei der Sie wohnen, aus Interesse oder aus Rücksicht für gewisse Personen . . ."

Kätchen warf einen fragenden, unruhigen Blick auf Hermann. Das schon früher in ihr erwachte, jedoch wieder eingelullte Mißtrauen gegen Frau von Sommer gewann durch diese Andeutung von Neuem Raum in ihrer Seele.

„Ja, ja! Sie können Recht haben! Gewiß! . . . . Meine Ahnung! . . ."

Kätchen sprang auf, als fürchte sie den Biß einer Schlange.

„Wenn Sie einverstanden sind, mein Fräulein, so machen Sie sich zur Stunde reisefertig. Frau von Sommer ist, wie ich gesehen, nicht zu Hause; wird es Ihnen möglich, dieses Haus vor ihrer Rückkehr zu verlassen, so verwischen Sie jede Spur

Ihres Verbleibens, was für Ihre fernere Ruhe sehr ersprießlich sein dürfte."

Kätchen war allerdings überrascht durch diese Eile, indeß stimmte dieselbe mit ihren eigenen Wünschen überein. Einen hoffenden Blick warf sie auf Hermann; aber in seinem Antlitz stand nur Wohlwollen und aufrichtige Theilnahme geschrieben. Mit einem Seufzer, der ihr Herz erleichterte, reichte sie ihm die Hand.

„In einer halben Stunde soll Alles geschehen sein, Herr Hermann!" sagte sie. „Ihnen vertrau' ich mich an. Das Vertrauen einer Unglücklichen ist ja so wenig; aber desto größer, seien Sie überzeugt, wird ihr Dank sein!"

Hermann verabschiedete sich mit dem Versprechen, in einer halben Stunde zurück zu sein. Im Hause war Alles still; Niemand hatte ihn kommen gesehen, Niemand sah ihn die Treppe hinab gleiten.

„Fort! Fort von hier!" war Kätchens einziger Gedanke, als sie sich wieder allein befand. Nur in ihrer schleunigen Entfernung sah sie die Möglichkeit, wieder Frieden mit sich und der Welt zu finden. Mit fieberhafter Eile ging sie an das Einpacken ihrer Sachen.

Da plötzlich überfiel ein neuer Gedanke ihre Seele . . . Er, der junge Nachbar, der sich ihrer so liebevoll angenommen! . . . Sie sollte fort, ohne ihm ein Adieu zu sagen! . . . Aber wie war dies anders möglich, da er stets erst gegen Abend in seine Wohnung zurückkehrte! . . . Es that ihr weh, so von ihm schei-

den zu müssen; sie wollte ihm wenigstens ein Zeichen zurück-lassen, daß sie seiner noch gedacht.

„Leben Sie wohl — für immer!" schrieb sie auf ein Stück Papier und schob dies zusammengerollt in das Schlüsselloch seiner Thür, wo er es bei seiner Rückkehr finden mußte . . .

Eine halbe Stunde später rollte vom Hause der Frau von Sommer ein geschlossener Fiaker die Straße hinab, der eiligst den Stadtheil verließ und, nachdem er eine Reihe von Kreuz- und Querstraßen passirt, vor Hermann's Wohnung hielt.

Athemlos sprang eine Stunde später Eugen Reuter die Treppe hinan. Nicht sein Zimmer suchte er, sondern das Kätchens. Er pochte an die Thür, er wartete nicht, bis man „herein" rufe, öffnete diese und sah vor sich — anstatt Kätchens die Frau von Sommer, welche eben mit erstaunter Miene ein Papier las und als sie den Eintretenden bemerkte, etwas in der Tasche ihres Kleides versteckte.

Auch sie war so aufgeregt, daß sie in dem Hereinstürmen des jungen Mannes nichts Sonderbares fand; im Gegentheil, sie schaute ihn erwartungsvoll an.

„Das Fräulein! . . . Wo ist sie?" rief Eugen im Zimmer umher schauend.

„Ich glaubte, aus Ihrer Eile schließen zu dürfen, daß Sie mir hierüber Auskunft bringen würden!" antwortete die junge Frau.

„Ich? . . . Scherzen Sie nicht; ich habe ihr etwas Wichtiges zu sagen! . . . Wo ist sie?"

„Lesen Sie dieses Papier, das ich soeben auf ihrem Tische

fand!" versetzte Frau von Sommer, wohlweislich verschweigend, daß sie in demselben eine Summe gefunden, welche das Maß ihrer Ansprüche an Kätchen um das Vierfache übertraf.

Eugen las und stand wie versteinert da. „Leben Sie wohl. Ich verlasse diese Stadt. Nehmen Sie meinen Dank für alle mir erwiesene Freundlichkeit. Kätchen." . . . Das war Alles, was, mit sichtbarer Hast geschrieben, auf dem Papiere stand.

„Wenn ich das Fräulein nicht besser kennte, ich würde an eine Entführung glauben!" sagte die junge Frau mit sarkastischer Miene, sich zugleich an Eugen's Bestürzung weidend . . . „Ich wette, der Graf ist dabei im Spiel; er hat also dennoch gesiegt!" murmelte sie vor sich hin.

Ohne von Frau von Sommer weiter Notiz zu nehmen, eilte Eugen in sein Zimmer. Im Thürschloß fand er den für ihn zurückgelassenen Zettel; hastig zog er denselben heraus, in der schönen Hoffnung, hier die Lösung des Räthsels zu finden.

„Leben Sie wohl — für immer!" lautete der lakonische Inhalt. Vergebens wendete Eugen den Zettel hin und her. . . . „Dahinter steckt etwas!" rief er, den Zettel in die Tasche schiebend und ohne sein Zimmer zu betreten, stürzte er die Treppe hinab.

Eugen war Advokat genug, um seine Sache nicht sogleich verloren zu geben. „Bei hellem Tage kann Niemand verschwinden, ohne Spuren zurückzulassen" murmelte er. „Ich lasse alle Bahnhöfe mit Spionen besetzen; ist sie noch nicht zur Stadt hinaus, so gelingt es mir, sie aufzufangen; ich bringe, wenn's nöthig ist, die ganze Polizei auf die Beine und wehe diesem

Schurken, wenn er mit im Spiele ist, denn freiwillig ist sie nimmermehr zu diesem Entschluß gekommen!"

Eben die Hausthür erfassend, stieß er auf eine junge Dame, deren blendende Schönheit ihn unwillkürlich frappirte. Diese schien nicht Lust zu haben, ihn so ohne weiteres davon zu lassen; sie fragte in etwas fremdartigem Dialect nach der Wohnung des Fräulein Schirmer.

„Das Fräulein ist nicht zu Hause . . . sie ist verschwunden!" antwortete Eugen eilig.

Diese Nachricht machte eine so heftige Wirkung auf die junge Dame, daß sie das Schloß der Thür ergreifen mußte, um sich aufrecht zu erhalten.

„Sie kennen das Fräulein?" fragte Eugen in der Hoffnung, hier auf einen Anhaltspunkt zu stoßen.

„Nein . . . das nicht . . . Aber ich wünsche sie kennen zu lernen!"

Eugen wußte, daß er keine Zeit zu verlieren hatte; so schön die Dame auch sein mochte, war hier doch nur leeres Stroh zu dreschen; etwas unhöflich ließ er sie stehen und eilte auf die Straße.

„Verschwunden!" murmelte die bestürzte Magda, unschlüssig, was sie beginnen sollte. Ihre Eifersucht bekam neue Nahrung, sie kannte Kätchen nicht, aber da man von seiner Nebenbuhlerin stets das Schlechteste denkt, so combinirte der Rath der Eifersucht, daß Kätchen nur mit Alfred verschwunden sein könne. Freilich war sie sich noch nicht klar geworden, was sie bei ihr wolle, jedenfalls aber glaubte sie diese glückliche Nebenbuhlerin

sehen zu müssen, denn daß dieselbe glücklich war, daran zweifelte sie nicht.

Inzwischen fühlte sie neuen Muth; vielleicht konnte man ihr in der Wohnung der Nebenbuhlerin näheren Aufschluß geben und entschlossen eilte sie die Treppe hinan.

Aber kaum hatte sie die oberste Stufe erreicht, als ihr abermals ein Ausruf der Ueberraschung entschlüpfte; ihr Auge war auf die Gestalt der Frau von Sommer gefallen, die eben aus Kätchens Zimmer in ihre Wohnung eilte und mit Befremden eine Dame in glänzender Promenaden-Toilette erscheinen sah. Auch sie stutzte, als sie den Ausruf der Fremden hörte; ein gleicher Laut entfloh ihrem eigenen Munde, als diese Fremde den leichten Schleier zurückschlug und sie in das vor Aufregung geröthete Antlitz schaute.

„Magda Bresinska!" rief sie, die Arme vor Ueberraschung erhebend. „Magda! Sind Sie's wirklich!" rief sie, auf diese zu eilend und die Arme gegen sie ausbreitend.

„Ich bin's, Hermine!" antworte diese, freilich nicht so innig wie jene. „Ich danke dem Zufall, der mich Sie in diesem mir so fremden Hause finden läßt!"

Wir übergehen hier mit kurzen Worten diese Erkennungsscene. Wie wir schon angedeutet, hatte auch Frau von Sommer bereits mancherlei Lebensschicksale überstanden. Durch eine Fügung, die wir hier nicht erörtern, war sie als junges Mädchen nach Paris verschlagen worden und dort in das Magazin einer Modehändlerin gerathen, in welcher sie ein Jahr lang servirte, und da Magda's Eltern in demselben Hause gewohnt,

waren Beide mit einander bekannt worden. Frau von Sommer war etwa acht Jahre älter als Magda, diese also damals noch ein Kind gewesen und aus dem Interesse, welches die erstere an dem Mädchen genommen, war die nähere Bekanntschaft Beider entsprungen.

Von der jungen Frau in deren Zimmer geführt, hatte Magda, ein offnes, mittheilsames Gemüth, jetzt aber um so mehr der Mittheilung bedürftig, der ersteren bald ihre jüngsten Lebensschicksale erzählt, ehe sie noch den Zweck ihres gegenwärtigen Besuches erwähnt. Magda hatte auch den Namen des Mannes verschwiegen, der sie so unsäglich unglücklich gemacht und Frau von Sommer wagte nicht nach demselben zu fragen, als sie sah, wie frisch die Wunde, aus der dieses arme Herz blutete.

Als Magda mit ihrer Erzählung zu Ende, entstand eine Pause. Ganz plötzlich entfärbte sich das Antlitz der Frau von Sommer; gleichzeitig ward an die Thür gepocht, und ehe sie aufspringen konnte, trat eine männliche Gestalt herein, welche auf Magda die Wirkung eines Gespenstes übte.

Es war Alfred, der bleich, wie er gestern erschienen, mit wildem, zerfahrenem Wesen auf die junge Wirthin zuschritt, dann aber innehielt und zurückfuhr. Sein Blick war auf Magda gefallen, die als sie ihn gewahrte, sich erhob, an allen Gliedern zitterte, dann aber ihr Auge durchbohrend wie eine gereizte Löwin auf ihn richtete, den Hut vom Kopfe riß und in die Ecke schleuderte, während auch der Shawl von ihren

Schultern sank und sie in der ganzen Schöne ihrer jugendlichen Formen dastand.

Frau von Sommer war vor Alfreds Eintritt wohl nur durch den Besuch eines Mannes überhaupt etwas verlegen geworden, als sie die Schritte des Grafen erkannt; sie sah jetzt mit der höchsten Bestürzung die Wirkung, welche der gegenseitige Anblick dieser Beiden auf einander machte; indeß als kluge Frau und unter dem frischen Eindruck von Magda's Erzählung reimte sie sich schnell Alles zusammen und dies konnte wiederum nicht gerade beruhigend auf sie wirken.

Alfred, auf dessen Geist die unglückliche Leidenschaft für Kätchen einen so schnell verwüstenden Einfluß geübt, daß es Stunden gab, in welchen er kaum eines klaren Gedanken fähig, Alfred, zudem von bösen Geistern, von dem Bewußtsein der Schuld gefoltert, mochte anfangs glauben, seine aufgeregte Phantasie führe ihm hier ein Bild vor Augen, das er zu fliehen alle Ursach hatte. Wie schön Magda auch war, er hatte sich Wochen hindurch die höchste Folter auferlegen müssen, um ihr zu verbergen, was in ihm vorging, bis er endlich den entscheidenden Schritt mit jenem Briefe an Magda that. Jetzt stand sie vor ihm, stand an einer Stelle, wo er sie am wenigsten erwartet hatte. War dies möglich; war dies nur denkbar, und war es nicht wirklich ein Bild seiner aufgeregten Phantasie?

Aber dieses Bild, dieses so schöne und für ihn dennoch so entsetzliche Bild entwickelte Leben vor seinen Augen; er sah Magda erbleichen, er sah wie die Röthe des Zornes in ihrem Antlitz aufleuchtete, wie dieses Auge sich plötzlich entflammte —

unmöglich, er mußte den Blick abwenden, um sich zu sammeln. Inzwischen bekam dieses Bild auch Stimme — eine Stimme, die einst für ihn der Inbegriff aller Harmonie, aller Wonne gewesen, die ihm aber jetzt ein Zucken durch die Glieder jagte.

„Hermine! Ich bitte Sie, mich mit diesem Herrn allein zu lassen!" ertönte diese Stimme, so fest, so sicher, und dennoch als das unverkennbare Echo eines gewaltsam erdrückten Schmerzensschreies.

Alfred fehlte es sonst nicht an Geistesgegenwart, er war sogar bei dem ziemlich wechselvollen und ausschweifenden Leben, das er geführt, an drastische Scenen und kleine gewaltsame Abschlüsse solcher Episoden gewöhnt, welche mit dem „changement" des Cavaliers verknüpft sind, sobald das Herz am Becher verdurstet, weil es nach frischem Nektar lechzt; hier aber, wo Alfred — zu seiner Entschuldigung sei es gesagt — eine Anwandlung von wahrhafter Liebe gefühlt hatte und einem Wesen gegenüber stand, das ihm mehr geopfert, als die leichte Waare zu opfern hatte, welche er sonst gewohnt war — hier suchte er vergebens nach der Elasticität, welche ihm sonst eigen. Er besaß diese Kraft nicht mehr, weil er wirklich namenlos unglücklich, weil er der Spielball einer Leidenschaft geworden, die ihm fast gänzlich fremd gewesen. Diese und andre Umstände, von denen wir erfahren werden, hatten ihm vollständig das geistige Gleichgewicht geraubt.

Nicht so war es mit Magda der Fall; entschlossen, wie wir sie sahen, verlor sie diese Entschlossenheit auch nicht, als der Zufall sie Auge in Auge ihm gegenüber führte.

Fast unbewußt folgte Frau von Sommer den mit gebieterischer Stimme ihr zugerufenen Worten des Mädchens, während dieses den nach Fassung ringenden Mann mit zornfunkelndem Auge maß.

„Wir sind allein, Herr Graf!“ begann Magda, indem sie sich festen Schrittes ihm näherte. „Fürchten Sie nicht, ich versuche, für das Geschehene Rechenschaft von Ihnen zu fordern; meine Verachtung für Sie ist zu tief, zu gerechtfertigt, als daß ich Sie einer solchen Forderung zu würdigen vermöchte. Was ich fehlte, es war die Schuld eines unerfahrenen jungen Herzens; was Sie gethan, es war der nothwendige Verrath einer niedrigen, elenden Seele, die sich einmal aus ihrem Schlamm verirrt, wie die Unke aus ihrem Pfuhle! Verzeihen würde ich Ihrer Elendigkeit, wäre das Entsetzen über meinen eigenen Fehltritt nicht so grenzenlos, schrie nicht in mir eine Stimme um Vergeltung, die keinen Schlummer mehr in dieses Auge kommen lassen wird, so lange diese Vergeltung nicht Ihr Haupt getroffen! Ja, damit Sie es wissen: ich würde diese Stimme tödten, mit mir selbst tödten, sähe ich Sie nicht im Begriff, sich eines andren unglücklichen Opfers zu bemächtigen, das ich bereits verloren glaubte, das ich aber, so Gott will, noch retten werde! ... Herr Graf von Werther,“ fuhr sie mit erhobener, feierlicher Stimme fort, „so elend, so namenlos elend Sie mich in jenem Augenblick zu machen im Stande waren, als Sie mir enthüllten, was schon lange in Ihrer Seele vorging, ebenso elend, ja tausendfach elender, ich schwöre es, werden Sie diese Stätte verlassen!“

Wie die Göttin der Rache stand Magda, hoch aufgerichtet, mit dunkel gefärbtem Antlitz und flammendem Auge da.

Alfred hatte inzwischen Zeit gefunden, sich zu sammeln. Anfangs tief beschämt durch den Anblick dieses von ihm verrathenen jungen Weibes, empfand er alsbald eine noch größere Beschämung durch das Bewußtsein seiner demüthigenden Rolle. Sein Stolz, jener Stolz, der seit der frühsten Kindheit durch seine Erziehung in ihm genährt worden, bäumte sich in ihm. Ein Weib, freilich ein Weib, das er schmachvoll verrathen, aber doch immer ein Weib, wagte es, sich in dieser Weise über ihn zu erheben, ihn durch moralische Donnerkeile niederschmettern zu wollen! Gewiß war Das, was gegenwärtig in ihm vorging, im Stande, ihn zum unglücklichsten Menschen herab zu drücken, aber einen solchen Druck von außen duldete sein anerzogener Uebermuth nimmermehr. Bitten und Flehen hätten ihn vorübergehend weich zu stimmen vermocht, wenn sie auch nichts zu ändern fähig gewesen wären, aber diese Drohung aus dem Munde eines Weibes war zu viel für ihn. Auch sein leicht überkochendes Temperament mischte sich hinein; dieses ließ ihn vergessen, was aus Magda sprach, der zerknitterte Stolz, die frevelhaft gemißhandelte Seele eines Weibes, deren eigentlichen Werth er nie gekannt.

Alfred, der so lange vor sich niedergeschaut und Magda's Blick vermieden hatte, richtete sich bei ihrer Drohung auf; sein Auge traf das des Mädchens; der eine Gedanke: Auge um Auge, Zahn um Zahn! gewann in ihm die Oberhand. Ein höhnisches, mißachtendes Lächeln flog über seine Züge. Heraus-

fordernd kreuzte er die Arme auf der Brust und schien sich an Magda's Zorn zu weiden.

Eine Pause entstand, nur unterbrochen durch das heftige Athmen der aufgeregten Magda.

„Sie scherzen, Frau Gräfin!" sagte Alfred mit ironischer Betonung der letzteren Worte, die scharf wie ein Pfeil das Herz des Mädchens durchbohrten. „Mit Ihrer Erlaubniß verlasse ich diese Stätte in der Laune, welche der komische Effect Ihres Zornes nothwendig hervorbringen muß!"

Und abermals, höhnischer und hämischer trat dasselbe übermüthige Lächeln auf das Antlitz des Grafen. Nicht die Magda von ehedem, der er seine heißesten Schwüre geflüstert, von der er sich geliebt wußte wie einen Gott, nicht diese stand vor ihm; nur die Gegnerin, die es gewagt hatte, sich über ihn erheben zu wollen, gegen ihn, den Grafen Werther, Drohungen auszustoßen, die ein Cavalier wie er nur verlachen konnte.

Sich den Schnurbart kräuselnd, den Effeet seiner Worte ruhig erwartend, stand er da. Und dieser Effect blieb nicht aus. Auch Magda's Blut konnte in's Sieden gerathen, auch sie konnte für Augenblicke bis dicht an die Grenze sich drängen lassen, welche dem Charakter des Weibes gezogen ist; aber sie war auch einer Selbstbeherrschung fähig, die sie diese Grenze nicht auf die Breite eines Haares überschreiten ließ.

Der Zorn hatte sie bis ganz in seine Nähe geführt; er hatte ihren Blick standhaft, ja mit einer wahren Unverschämtheit ertragen und schaute mit Hohn auf sie herab.

Magda ihrerseits kämpfte einen flüchtigen Augenblick mit sich

selbst. Die glühende Röthe ihres Gesichtes wich, ihre Stirn, ihre Wangen nahm einen fahlen Ton an.

„Wohlan denn, so sei es!“ rief sie endlich, nachdem auch dieser letzte Kampf gegen das immer wieder aufstrebende Gefühl siegreich beendet war. „Herr Graf,“ fuhr sie mit gehobener Stimme fort, „überlassen Sie sich ganz nach Belieben der Laune, welche meine Worte auf Sie hervorzubringen im Stande sind! Bedenken Sie aber, daß Sie selbst es waren, der diese Worte heraufbeschworen! Magda Bresinska, die arme, elende Magda, die Sie geliebt wie kein Weib je auf Erden geliebt hat, die Ihnen Alles geopfert, deren Leben, deren Seele nur Sie waren; diese von Ihnen jetzt verhöhnte und verspottete Magda that heute Morgen einen Schwur, gegen den sie zu freveln schwach genug gewesen sein würde, wie sie schwach gewesen ist gegen ihre Pflicht als Kind, als Weib. Sie schwur, daß der Mann, der sie verrathen, ebenso demüthig, ebenso elend zu ihren Füßen um Gnade flehen solle, wie sie um seine Liebe gebettelt!“

Mit diesen Worten näherte sie sich dem Grafen, beugte sich zu ihm und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr, die eine fürchterliche Wirkung auf Alfred hervorbrachten.

„Weib! ... Satan! ... Verflucht sei Deine Zunge!“ schrie Alfred, während sein Antlitz sich ganz plötzlich verzerrte und ein Blick der Hölle aus seinem Auge schoß.

Ein herzzerreißender, durchdringender Schrei erfüllte das Zimmer; bewußtlos sank Magda unter den Händen Alfreds zusammen, der, sich selbst in seiner Raserei nicht mehr kennend, Magda's ihm zugeflüsterte Worte zu ersticken versuchte.

Ein Blutstrom entquoll dem Munde der zu Alfreds Füßen liegenden Unglücklichen, als Frau von Sommer in das Zimmer zurückstürzte.

Schweigend, geschlagen vom Entsetzen über sich selbst und die That, zu welcher ihn die Wuth hingerissen, starrte Alfred auf das Opfer seiner Raserei. All der Hohn, all der Uebermuth war in diesem Moment gewichen, als er die Arme, bleich, ohne Zeichen des Lebens vor sich liegen sah. Er rang die Hände, er schlug sich mit der Faust vor die Stirn.

„Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich nicht wußte, was ich that, als ich die Hand an dieses Weib legte!“ ächzte er. Dann, als sei er ganz plötzlich von einem neuen Gedanken ergriffen, wahrscheinlich sich der Worte erinnernd, welche Magda ihm zugeflüstert, schrie er wie aus innerstem, gefoltertem Herzen auf: „Es muß Tag werden! Es muß! . . .!“ und sank zu Tod erschöpft auf einen Stuhl.

X.

Eugen auf der Spur.

Acht Tage waren seit dieser letzten gewaltsamen Scene verstrichen. — Wir finden Eugen Reuter mit seinem ehemaligen Collegen Fritz Wagner in dem Zimmer des ersteren. Eugen hatte von Dr. Wilhelmi die erbetene Entlassung erhalten, und letzterer hatte versprochen, ihm der alte Freund und Gönner zu bleiben, der er ihm stets gewesen.

Eugen hatte angegeben, er wolle sofort seine Studien wieder aufnehmen, aber in der That war er weniger als jemals aufgelegt, an diese zu denken. Eugen hatte den Kopf und beide Hände voll Arbeit.

Unruhig schritt er, während die letzten Strahlen der Abendsonne eben die Fenster vergoldeten, im Zimmer auf und ab.

„Wenn ich um Gotteswillen nur wüßte, was eigentlich der Oberst mit dem Mädchen im Sinne hat!“ rief er lebhaft gesticulirend.

„Allerdings scheint er's nicht so merken zu lassen wie Das

was Du mit ihr im Sinne hast!" bemerkte Fritz mit seinem gewöhnlichen trocknen Humor.

„Aber das ist gleichviel," fuhr Eugen fort, ohne auf diese Hindeutung zu achten. „Ein Geheimniß liegt hier zu Grunde, ja sogar zwei Geheimnisse. Wie der Oberst dazu kommt, an diesem Mädchen ein so hohes Interesse zu nehmen, daß er mir für meine Nachforschungen seine Kasse zur Disposition gestellt, und zwar der Art, daß er ausdrücklich wünschte, diese nicht geschont zu sehen, sofern es nur dazu dienen könne, unsern Zweck zu erreichen, das ist ein Geheimniß. Wie geschickt ich ihn auch auszuforschen suchte, es ist nicht dahinter zu kommen, er beschwört mich immer nur, alle Segel anzusetzen. Das andre Geheimniß liegt in der Flucht des Mädchens. Daß diese nicht ganz freiwillig geschehen, obgleich man es nach der von ihr hinterlassenen eiligen Handschrift vermuthen sollte, dies unterliegt keinem Zweifel. Ich bin nun auch in meinen Nachforschungen so weit gediehen, daß ich positiv erfahren habe, sie sei in Gesellschaft eines ältlichen Herrn von schwächlicher Gestalt gefahren. Dank der Auskunft eines meiner Nachbarn, der zufällig in seiner Ladenthür gestanden und sich erinnerte, daß die Nummer des Fiakers, in welchen er Beide einsteigen gesehen, mit 1 und 7 anfing, auch nur drei Ziffern hatte, konnte ich diesen Fiaker richtig auskundschaften und der Kutscher hat mir das betreffende Haus designirt, vor welches er die beiden Flüchtlinge gebracht. Alles stimmte bis dahin. Nun aber wohnte in diesem Hause kein andrer ältlicher und schmächtiger Herr als der ehemalige Haushofmeister der Gräfin Werther, den ich sehr gut kenne,

weil er früher in Geschäften in unser Bureau kam. Als ich dem Obersten dieses Resultat mittheilte, war er anfangs sehr betroffen, sann nach, nickte mit dem Kopfe, lief mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer umher und rief fortwährend: „Hm! Hm! Das würfe ein seltsames Licht auf die Sache!" — Siehst Du darin ein Licht für uns, Fritz?"

„Bis jetzt nicht; im Gegentheil, mir erscheint die Sache nur um so dunkler! . . . Aber fahre fort!"

„Gut also! Der Oberst ist ein sehr logisch denkender Kopf; es ist nur gut, daß ihm dies wenigstens als Licht erscheint, denn es ist zu hoffen, daß auch mir das Dunkel erhellt werde. Ausfragen läßt er sich nun einmal nicht. Eugen, sagte er zu mir, zeigen Sie jetzt, daß Sie Talent zum Advokaten haben, und ich bürge Ihnen für eine glänzende Zukunft! . . . Begreifst Du das, Fritz?"

„Es ist allerdings Glanz, aber kein Licht!"

„Ihnen, mein junger Freund, fuhr der Oberst fort, überlasse ich es, dieses Räthsel zu lösen; geben Sie sich alle erdenkliche Mühe und mein Wort, Sie werden es mir danken, daß ich Ihnen eine so herrliche Gelegenheit bereitete. — Alle weiteren Aufschlüsse verweigerte er. Ist dieser Mann an der Flucht des Mädchens Schuld, sagte er, so mag es Ihre Aufgabe sein, die Motive und das Ziel dieser Flucht zu finden. Nun meinte ich aber, Fritz, daß, wenn ich das Ziel gefunden, die Motive uns von selbst klar würden. Ich machte mich also unter allerlei Vorwänden an unsern Mann; ich besuchte ihn, vorgebend, ich habe im Auftrage des Dr. Wilhelmi ihn über diese und jene

Angelegenheiten der gräflichen Hinterlassenschaft zu befragen. Als ich endlich die Sprache auf das Mädchen brachte, was natürlich auch erst nach langen Umschweifen geschehen konnte, brach er die Unterhaltung ab, sah nach der Uhr und erklärte, er habe einen wichtigen Gang, den er nicht aufschieben könne. Daß er das Mädchen auf die Seite gebracht, unterlag jetzt für mich keinem Zweifel mehr; ich legte mich also auf die Lauer. Zuvörderst horchte ich seinen Diener aus; aber aus dem Stockfisch war nichts heraus zu bringen und ich sah sehr bald ein, daß er wirklich nichts wisse, weil er an dem betreffenden Mittage nicht im Hause gewesen. Spuren, die auf die Anwesenheit eines weiblichen Wesens, auf eine etwaige Gefangenhaltung des Mädchens schließen lassen, sind nicht vorhanden; wie viel ich auch in der Nachbarschaft jenes Hauses gefragt, Niemand hat einen Fiaker kommen oder abfahren gesehen. Den Ueberredungskünsten meiner Börse gelang es endlich, den Diener zu der Aussage zu bringen, daß sein Herr fast täglich den Besuch eines ganz elegant gekleideten jungen Mannes empfange. Anfangs war ich geneigt zu glauben, es sei der junge Graf Alfred von Werther, welchen ich, wie ich Dir erzählte, in dem Nachsteller des jungen Mädchens erkannte; aber die Beschreibung stimmte durchaus nicht. Um die Stunde, zu welcher der junge Mann seinen Besnch zu machen pflegte, stellte ich mich als Posten in der Nähe auf. Wirklich sah ich einen hübschen jungen Mann von einigen zwanzig Jahren in das Haus gehen. Ich folgte ihm, er verschwand in der Wohnung Hermanns. Als er diese wieder verließ, zählte er auf der Treppe Geld, und das erschien

mir als höchst verdächtig. Ich schlich ihm nach; er betrat endlich ein Haus, in dessen erster Etage er auf dem Flur beschieden wurde, das Fräulein befinde sich noch in der größten Gefahr. Dort nicht angenommen, begab er sich in eine Weinstube. Voraussehend, daß er diese so schnell nicht wieder verlassen werde, eilte ich in jenes Haus zurück und fragte einen mir im Hause begegnenden Dienstboten, ob nicht in der ersten Etage irgend Einer wohne, dessen Name mir gerade einfiel. Man sagte mir: dort wohne das Fräulein von Bresinska. Ich merkte mir den Namen und ging ... Bresinska! Bresinska! dacht' ich unterwegs. Wo, um Gotteswillen, ist dir dieser Name schon begegnet! ... Endlich tagte es in mir. Bresinska ist der Name jener unglücklichen Mutter in Paris, die ihr Kind sucht. Ich eilte in Euer Bureau, ließ mir von Dir den Brief des pariser Advokaten zeigen, in dessen Angelegenheiten Dr. Wilhelmi unverantwortlicher Weise noch gar nichts gethan zu haben scheint, und richtig, der Name stimmte! ... Ich eilte in die Weinstube. Da saß mein junger Mann und knöchelte eben um Champagner mit mehreren andren, offenbar sehr liderlichen jungen Männern, denen die Ausschweifung ihren Stempel auf das Gesicht gedrückt hatte. Ich forderte einen Schoppen Wein, that, als lese ich die Zeitungen und folgte der sehr wilden Unterhaltung. Aus dieser ging mir hervor, daß sich die Uebrigen bemühten, dem jungen Mann eine recht tüchtige Zeche auf den Hals zu trinken. Prahlerisch warf er einige Banknoten auf den Tisch und bezahlte ein halbes Dutzend Flaschen Champagner. Dieser löste ihm endlich die Zunge; er sprach von einer Geliebten, einem

Engel an Schönheit, einer reizenden Polin. Aha! dachte ich; dieselbe! . . . Aber wie kommt dieser Schlingel zu dieser jungen Dame, die doch, wie ich vermuthen mußte, die Geliebte des jungen Grafen Werther sein mußte. War dem so, dann that mir die arme Mutter leid . . . Endlich erhob sich die ganze fidele Gesellschaft, um sich noch einen recht lustigen Tag zu machen. Ich fragte den Wirth, ob er den jungen Mann kenne; er sagte mir, derselbe komme erst seit Kurzem, heiße Ringermann und scheine von sehr vermögenden Eltern zu sein . . . Ich associrte mir also diese drei Namen: Hermann, Ringermann, Bresinska; mit dem ersten sowohl, wie mit dem letzten Namen stand der des Grafen Werther in naher Beziehung; als guter Advokat glaubte ich in dem dritten Namen eine Vermittelung der beiden andren zu finden und mir erschien diese Verkettung wie die symbolische Schlange, die sich in den Schweif beißt. Ich mußte wissen, wer dieser Ringermann sei, eilte zur Polizei und wandte mich an unsern guten Freund Meier im Melde-Amt. Kein Ringermann war zu finden, bis endlich durch Zufall sich herausstellte, daß ein Lakai Namens Josef Ringermann sich im Dienste des jungen Grafen Werther befinde! . . . Ich begab mich zum Obersten, um diesem mitzutheilen, was mir bis dahin zu erfahren gelungen. Er lief wieder im Zimmer umher, rief hm! hm! und sagte, mir auf die Schulter schlagend: forschen Sie weiter, junger Freund! Was Sie in Erfahrung gebracht, ist schon viel, sehr viel, aber es genügt noch nicht, wir müssen Licht haben! Alle Ihre Anstrengungen müssen darauf gerichtet sein, zu erfahren, wohin das Mädchen gekommen ist; ich für

meine Person darf mich nicht direct in die Sache mischen, um nicht Aufsehen zu erregen. — Damit ließ er mich gehen, nachdem er gefragt, ob ich etwa Geld gebrauche. Allerdings gebrauche ich dies in meiner gegenwärtigen Lage, nachdem es mir seit einigen Tagen gelungen, mich zum Freund und Dutzbruder dieses Menschen zu machen, der offenbar in moralischer Beziehung tief unter mir steht und an dessen Verschlagenheit sich bisher all meine Gewandtheit umsonst geprüft hat. Wie sehr ich mich auch bemüht habe, ihm auf den Zahn zu fühlen, es gelang mir bisher nichts, als die Gewißheit zu erhalten, daß er mit diesem Hermann auf vertrautem Fuße steht, ja, daß er von ihm Geld bekommt. Wie er mir sagt, hat Hermann ihm auszuzahlen was er von seinen Eltern erhält, um eine anständige Existenz führen zu können; da aber bei diesem Menschen, wenn er sich einmal gehen läßt, stets der Bediente herausschaut, so bedarf es keiner weiteren Feststellung der Identität und die Sache ist höchst auffallend, daß der Graf Werther, mit dem er offenbar in gutem Vernehmen steht, da er mit dessen Bekanntschaft renommirt, diesem Menschen Geld zufließen läßt. So viel ist sicher, daß er das Geld von Hermann im Auftrage des Grafen erhält, diese Drei sind also im Einverständniß. Auch der Zufall begünstigte mich, indem er mich eine Entdeckung machen ließ, die von großem Gewichte. Als ich nämlich gestern mit ihm das Weinhaus verließ, unser Weg hier an meiner Wohnung vorüber führte und ich ihn einlud, mit mir herauf zu kommen, erzählte ich ihm, auf Kätchens Thür zeigend, es wohne in jenem Zimmer ein reizendes Mädchen, das ich aber

seit acht Tagen gar nicht zu Gesichte bekommen. Ich beobachtete ihn dabei unbemerkt und sah, welch ein verschmitztes Gesicht er machte. Der Zufall wollte nun aber auch, daß uns meine Wirthin, die Frau von Sommer, auf dem Flur begegnete; zu meiner nicht geringen Ueberraschung fixirte ihn diese erstaunt und warf einen höchst verwunderten Blick auf sein elegantes Costüm, während er sie nicht beachtete. Auch sie that, als nehme sie keine Notiz von ihm, und huschte die Treppe hinab. Dieser Zufall erweiterte in höchst überraschender Weise meinen Gesichtskreis; er machte nicht nur meine Vermuthung, daß dieser Mensch von Kätchens Wohnung Kenntniß gehabt, zur Gewißheit, er überzeugte mich auch, daß selbst meine Wirthin dem Geheimniß wenigstens nicht g a n z fremd, und denke ich zurück, daß sie mir die Wohnung gleich nach jenem Abend gekündigt, an welchem ich das Mädchen vor der Verfolgung des Grafen in Schutz nahm, so liegt der Argwohn nicht fern, daß dieses Weib, das mir überhaupt immer etwas kupplerisch erschienen, mit dem Grafen vielleicht unter einer Decke spiele, daß also ihr Erstaunen über Kätchens Verschwinden nur Komödie war . . . Eine Person giebt es nun, die ich möglicherweise mir zur wirksamen Bundesgenossin hätte machen können, diese Polin nämlich, die wahrscheinlich von dieser Entführung nichts weiß, weil sie krank ist, oder aber krank ist, w e i l sie davon weiß. Diese Krankheit aber ist der Art, daß es mir bisher noch nicht gelungen, sie näher kennen zu lernen, wozu jener Pariser Brief mir den besten Vorwand gab. Ich muß sie aber sprechen, auf jeden Fall und um jeden Preis . . . So weit, lieber Fritz“, schloß

Eugen seine Erzählung, „bin ich in meinen Nachforschungen gekommen; ich weiß jetzt, daß an dem armen Kinde ein Bubenstreich verübt worden ist, dessen Umfang ich nicht kenne, der mich aber in einer fieberhaften Angst erhält und mir die Ruhe, die ich bisher erheucheln mußte, zu einer Riesen-Aufgabe macht. Was ist mit dem Mädchen geschehen? Offenbar hat man sie durch falsche Vorspiegelungen zu der Abreise verleitet, sie in die Gewalt des Grafen gespielt und . . . ich könnte rasend werden, wenn ich weiter denke, wenn ich mir alle die Möglichkeiten, die Wahrscheinlichkeiten vorstelle, wenn ich mir ausmale, was Alles dieses arme Geschöpf erleiden muß! Und dennoch beruhigt mich Eins, daß nämlich der junge Werther bisher nicht die Stadt verlassen, daß er, wie mir meine Spione sagen, halbe Tage allein in seiner Wohnung verbringt, Stunden lang auf den unbesuchtesten Wegen umherstreift und bisher noch auf keinem Wege attrapirt werden konnte, der auf die Spur der Verschwundenen hätte führen können. Dies tröstet mich, macht aber zugleich das Räthsel um so dunkler und undurchdringlicher! So viel steht fest, daß Kätchen sich nicht in der Stadt befindet!"

„Und was also hattest Du für heute Abend beschlossen? Du sprachst von einem Plane, bei dessen Ausführung ich Dir behülflich sein sollte?" fragte Fritz.

„Allerdings habe ich einen Plan, dessen Ausführung jedoch Entschlossenheit verlangt. Dieses ewige auf der Lauer sein, dieses Horchen und Forschen würde mich allerdings zu Resultaten führen, denn früher oder später käme ich ohne Zweifel hinter die Geheimnisse dieses Burschen, aber ich kann und darf

das arme Mädchen nicht in der Gewalt dieser Menschen lassen; jede Minute kann ihr die höchste Gefahr drohen, ich darf also nicht die Hände in den Schooß legen. Der Umstand, daß sie bei ihrer Abreise an mich dachte, beweist mir, daß ich ihr nicht ganz gleichgültig bin; meine Leidenschaft für sie wächst mit jedem Tage, zugleich mit meiner Angst um sie, ich muß also einen entscheidenden Schlag thun und dieser soll heute ausgeführt werden!"

„Nur keine Unbesonnenheiten, gegen die ich im Voraus protestire, lieber Eugen!"

„Ich handle niemals unbesonnen, mein Freund, und mag mein Plan auch verwegen erscheinen, der Erfolg wird ihn rechtfertigen. Ich beabsichtige, diesem alten Jesuiten, dem Hermann, direct zu Leibe zu gehen."

„Und wie, wenn ich fragen darf?"

„Ich weiß durch seinen Diener, daß er während der letzten Tage mehre Briefe von außerhalb empfangen hat. Diese Briefe muß ich kennen lernen; ich habe eine Ahnung, daß dieselben uns das ganze Geheimniß enthüllen werden."

„Und wie willst Du in Besitz dieser Briefe kommen?"

„Höre mich an, Fritz, und wenn Du je mein Freund gewesen, so zeige mir dies heute, wo ich Deiner aufs dringendste bedarf. Ich weiß, Du hast Courage; mein Vorhaben ist ein Gewaltstreich, aber ich bürge für den Erfolg. Ich habe diesem Herrn Hermann heute Morgen ein Geschäft vorgespiegelt, das ihm einen glänzenden Gewinn verspricht; ich weiß nämlich, daß er sein Kapital gegen Wucherzinsen ausleiht, und faßte ihn deß-

halb bei seiner Habsucht. Wie ich vorausgesetzt, horchte er mit gespitzten Ohren auf meine Proposition; ich bat ihn, heut Abend um neun Uhr für mich allein zu Hause zu sein, ich würde ihm dann die ganze Angelegenheit vortragen. Bereitwillig sagte er zu und versprach mir sogar, für den Abend seinen Diener zu beurlauben . . ."

„Ich sehe aber gar nicht ein, was das Alles . . ."

„Unterbrich mich nicht! Heut Abend um acht Uhr also gehe ich zu ihm; er pflegt, wenn er rechnet oder schreibt, immer vor seinem Cylinder-Bureau zu sitzen, und vor diesem werde ich ihm also eine lange Geschichte erzählen. Plötzlich — sein Diener ist nicht zu Hause — zieht Jemand im Vorzimmer an der Klingel; dieser Jemand bist Du, Fritz. Ich springe auf, öffne, kehre zurück, um ihm zu sagen, daß ihn Jemand zu sprechen wünsche, und bemächtige mich, wenn er vom Pult aufsteht, erst der Schlüssel desselben, dann aber packe ich ihn, binde ihn mit einem Strick, den Du bei Deinem Eintritt bereit halten wirst, wir stopfen ihm den Mund, damit er nicht schreit, und durchstöbern dann vor seinem Augen con amore seine Papiere. Haben wir gefunden, was wir suchen, so befreien wir ihn wieder, stellen ihn auf seine Füße, bitten ihn um Entschuldigung wegen der Ungelegenheit, die wir ihn bereitet, und empfehlen uns ganz ergebenst."

„Aber das ist ja Gewalt, Ueberfall, Hausfriedensbruch!" rief Fritz aufspringend.

„Allerdings, lieber Freund! Könnten wir ihn vor dem Gesetz anklagen, das eben dergleichen Unternehmungen als unzu-

lässig bezeichnet, so wäre unsre Selbsthülfe unnöthig; da dem jedoch nicht so ist und da die Papiere, welche wir bei ihm finden, jedenfalls so gravirend sein werden, daß er es nicht wagen darf, uns anzuklagen, was ihm zudem nichts nutzen würde, da er keine Zeugen hat, so ist für uns nichts zu riskiren ... Bist Du bereit, Fritz?"

Dieser schüttelte bedenklich den Kopf.

„Die Sache selbst hat nichts Abschreckendes", sagte er gelassen; „aber wie, wenn wir nichts bei ihm fänden?"

„Wir finden, ich bürge dafür!"

„Und wenn er nun schreit und wir in flagranti ertappt werden?"

„Eben deßhalb werden wir dafür sorgen, daß er nicht schreien kann. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir Beide nicht mit diesem alten Jesuiten fertig würden! Uebrigens habe ich auch dem Oberst diesen meinen Plan heute Morgen schon mitgetheilt."

„Und was sagte er?"

„Nun, er rieb sich vergnügt die Hände, billigte mein Vorhaben, rieth aber natürlich die größte Vorsicht."

„Gut, Eugen! Hier meine Hand! Ich erscheine heut Abend als Henker mit dem Strick im Gewande ... Ihn schlugen die Häscher in Bande!" declamirte Fritz lachend ... „Wie denkst Du darüber, wenn wir" ... Er blickte nach seiner Taschenuhr ... „Wenn wir, da es jetzt acht ist, noch eine Flasche Wein leerten auf das Gelingen unsres Vorhabens? Ich will nicht damit angedeutet haben, daß ich derselben bedürfte, um mir

Courage zu trinken, denn Du weißt, es fehlt mir an derselben nicht; aber ich möchte das ganze Drama mit dem nöthigen Humor spielen und den finde ich stets im Saft der Reben."

Eugen war hiermit einverstanden. Beide verließen in bester Laune das Zimmer.

XI.

Ein gutes Geschäft.

Herr Hermann, der würdige Philantrop, saß an diesem Abend bei der einzigen Beschäftigung, welche er überhaupt hatte. Eine Mappe lag vor ihm, deren Inhalt er wohlgefällig durch die Hände gleiten ließ, nämlich einige Dutzend jener verhängnißvollen Papierstreifen, deren lakonischer Inhalt, wenn einmal geschrieben, unumstößlicher als das Wort Gottes, unanfechtbarer als die positivsten Grundgesetze der Natur, heiliger als die zehn Gebote; jener winzigen, unscheinbaren Stückchen Papier, die der Teufel selbst für den Leichtsinn erfunden und die, mit Dinte geschrieben, oft mit dem Herzblut bezahlt werden.

Unser alter Freund Hermann hatte allerdings bedeutende Ersparnisse während seines langen Dienstes gemacht; die selige Gräfin hatte ihm die Ordnung ihrer Geldverhältnisse stets überlassen und da er hierdurch oft für kurze Zeit über bedeutende Summen verfügte, hatte Hermann es für erlaubt gehalten, dieselben zu dem gewagtesten Börsenspiel zu benutzen, das ihm, weil er stets glücklich gewesen, oft enorme Prozente ein=

gebracht. So war er denn in der Lage, sich nach dem Tode der Gräfin mit einem Vermögen ins Privatleben zurückziehen zu können, für welches er sich ein respectables Rittergut hätte erwerben können.

Hermann aber wußte dieses Vermögen klüger zu verwenden. Anstatt den Ertrag desselben von Wind und Wetter, Regen und Sonnenschein abhängig zu machen, wählte er *schnellere* Ernten, die nie unter fünfundzwanzig und oft über funfzig Prozente eintragen. Schon früher war er mit gewissen Geschäftsleuten in Verbindung 'gekommen, die sich's zur Aufgabe gemacht hatten, leidlich sicheren Leuten aus ihren Verlegenheiten zu helfen, und dieses Geschäft ging so lebhaft, daß er ein zwanzigfaches Kapital mit den herrlichsten Zinsen hätte verwerthen können.

Heute nun schien Hermann ganz besonders glücklich gewesen zu sein. Vor ihm lagen drei Wechsel, die den Namen Werther an ihrer Stirn trugen und ein ganz beträchtliches Kapital repräsentirten. Der humane, gefällige Mann hatte dieselben angekauft an dem Todestage der seligen Gräfin, ja er war so besorgt für die Ehre und das Gedeihen der Wertherschen Familie gewesen, daß er gleich nach dem Verscheiden der alten Dame sich in einen Fiaker geworfen, hin und her gefahren war und nicht eher geruht hatte, als bis er diese Wechsel in seine Hände gebracht. Diese unglücklichen, von dem Schwager der Verstorbenen ausgestellten Wechsel waren bereits zweimal prolongirt, Hermann hatte dieselben für ein Spottgeld angekauft, da die Besitzer selbst nur ein Drittel der darauf verzeich-

neten Summen wirklich gezahlt hatten, und erst als diese von dem überraschenden Tode der Gräfin hörten, welcher den Grafen zum Erben ihres ganzen Vermögens machte, sahen sie ein, daß sie eine grenzenlose Dummheit begangen.

Wir nehmen gern an, daß Hermann hiemit keine egoistische Zwecke verfolgt hatte; faktisch aber war es, daß er an jenem bösen Tage eben von den Wechselgläubigern des Grafen kam, als er so glücklich war, Alfred jene Worte in's Ohr raunen zu können, durch welche er Kätchen von den entsetzlichen Folgen seiner — Aufregung rettete. Wie dem sei, in den nächsten Tagen schon waren jetzt die Wechsel zum dritten Male verfallen und Hermann konnte sie dem Grafen präsentiren lassen, ohne daß letzterer davon wußte, daß er der Besitzer dieser Papiere sei. Fügen wir bei dieser Gelegenheit hinzu, daß Hermann vermöge seiner vielen Verbindungen nach dem Ableben der Gräfin durch Vermittelung seiner Geschäftsfreunde noch große Summen für den Ankauf von Werther'schen Wechseln verausgabt hatte, durch welche der Graf sich in Stand gesetzt, jetzt als Erbe eines so enormen Vermögens auf der Stelle eine Menge alter, drückender Verpflichtungen sich abzubürden, und daß Hermann also ein Hauptgläubiger dieses Mannes geworden war. Er, Hermann, mußte ja am besten wissen, wie die Vermögensverhältnisse des Grafen standen, da er von diesem in der Erbschaftsangelegenheit so oft um Rath gefragt und in die Geschäfte hinein gezogen wurde. Der Graf selbst ahnte natürlich nichts von all den Opfern, die der brave Hermann ihm so uneigennützig gebracht, er war weit entfernt, zu vermuthen,

daß die große Mehrzahl der von ihm acceptirten Wechsel sich in Hermanns Mappe befand.

Jetzt hatte der junge Mann, dieser Eugen Reuter, ihm ein neues Geschäft vorgeschlagen, das ihm zwar nicht ganz paßte, weil er augenblicklich wenig Kapital verfügbar hatte; aber der in Aussicht gestellte Gewinn war doch sehr verlockend und man konnte es unmöglich von der Hand weisen.

Eugen kannte den alten Fuchs aus seiner Amtsthätigkeit bei dem Dr. Wilhelmi, er wußte also genau, mit welcher Falle er gefangen werden mußte.

Ueber Hermanns Beschäftigung schritt der Abend vor. Hermann war allein; er hatte seinen Diener für den Abend beurlaubt, wie es Eugen gewünscht, denn das zu verabredende Geschäft war in der That ein delikates.

Plötzlich lärmte die Schelle im Vorzimmer. Hermann schob eilig die Papiere in die Mappe, legte den Zettel bei Seite, auf welchem er seine Gewinn-Berechnungen gemacht, und erhob sich, um selbst zu öffnen.

Wie er erwartet, trat Eugen herein. Der junge Mann war in der heitersten, unbefangensten Laune. Hermann, der stets nüchterne Mann, der nur Wasser trank, sah seinem etwas gerötheten Gesicht an, daß Eugen ein Glas Wein getrunken; er entschuldigte dies, denn nach seiner Meinung hatte sich Eugen schon auf den zu erwartenden Gewinn-Antheil etwas zu Gute gethan. Nur Kapitalisten sind ja im Stande, große Gewinne mit kalter Philosophie in die Tasche zu schieben; gewöhnliche

Sterbliche lassen sich durch dergleichen leicht zu Extravaganzen verleiten.

„Pünktlich wie immer, Herr Reuter!“ empfing ihn Hermann mit dem ewig lächelnden Gesicht. Ich glaubte schon, der herrliche Abend habe Sie ins Freie verlockt!“

Damit führte er Eugen ins Zimmer und bot ihm einen Sessel, während er diesem gegenüber Platz nahm.

„Wie könnte ich, Herr Hermann! Habe ich jemals in Geschäften nicht Wort gehalten?“ antwortete Eugen, indem er seinen Sessel so placirte, wie es sein Plan verlangte, auch zugleich einen flüchtigen Blick auf die Schreibplatte des Cylinder-Bureau warf.

Zu seiner Zufriedenheit sah er das kleine Schlüsselbund an einer der Schatullen hangen.

„Freilich! . . . War auch nur so eine Bemerkung!“ fuhr Hermann lächelnd fort.

„Kommen wir also gleich zur Sache, lieber Herr Hermann, denn ich habe noch einige Geschäfte heut Abend . . . Wir sind doch ungestört, Herr Hermann?“ setzte Eugen sich unterbrechend hinzu, indem er einen Blick im Zimmer umher warf.

„Ganz ungestört, junger Freund. Mein Diener macht sich heute einen vergnügten Abend und wird vor einer Stunde nicht zurück sein.“

„Gut also! . . .“

Eugen holte hier tief Athem wie Einer, der mit einer langen und wichtigen Geschichte anheben will, blickte vor sich nieder und fixirte die krummen Beine Hermanns. In der That

hatte ihn die Flasche Rheinwein, welche er soeben mit Fritz geleert, in so übermüthige Laune versetzt, ihm auch ein solches Sicherheitsgefühl eingeflößt, daß er seines Sieges gewiß, kaum eine ernste Miene zu beobachten im Stande war.

Wie die Rabbiner behaupten, half Satan dem Noah beim Pflanzen der Reben und tränkte sie mit dem Blute eines Lammes, eines Löwen und — mit Respect zu melden — eines Schweines. „Trinkst Du einen Becher, so wirst Du froh und unschuldig sein wie das Lamm, trinkst Du zwei, so wirst Du muthig und stark sein wie der Löwe . . .“ Eugen hatte deren zwei getrunken, seine Laune war die eines Lammes, sein Muth der eines Löwen. Er fühlte eine übermüthige Ausgelassenheit, die sich nothwendig Bahn brechen mußte.

„Apropos, lieber Herr Hermann, bei wem lassen Sie Ihre Beinkleider arbeiten; ich finde, Ihr Beinkleid hat einen ganz wunderbaren Schnitt!“ unterbrach er sich zu Hermanns Erstaunen, der bereits die wichtige Kapitalisten-Miene angenommen hatte.

„Mein Beinkleid?“ wiederholte Hermann ihn groß anstarrend; „aber wie kommen Sie . . .?“

„Es war eben nur eine Bemerkung, Herr Hermann!“ sagte Eugen, Hermanns obige Aeußerung nachahmend. „Sie haben Recht, kommen wir zur Sache! . . . Ich muß Ihnen nämlich gestehen, ich habe mich verleiten lassen, ein Glas Wein zu trinken, und da passirt es mir denn zuweilen . . .“

„Hab's schon bemerkt, Herr Reuter! Also, wenn ich bitten darf, kommen wir zur Sache! . . . Auch ich habe später noch Dies und Jenes zu besorgen!“

„Ganz recht!“ fuhr Eugen fort. „Kommen wir zur Sache. Erlauben Sie nur, daß ich mich ein wenig sammle!“

Eugen, der fortwährend vor sich hinblickte, um Hermann nicht ins Gesicht zu lachen, rückte abermals den Stuhl. „Wenn mich der Fritz im Stiche läßt, werd' ich auch allein mit ihm fertig!“ murmelte er vor sich hin.

Da erschallte die Klingel im Vorzimmer. Hermann lauschte und schüttelte verdrießlich den Kopf.

„Ich bitte, bemühen Sie sich nicht, Herr Hermann; ich habe jüngere Beine!“ rief Eugen aufspringend und trotz Hermanns abwehrender Armbewegung eilte er ins Vorzimmer, um zu öffnen.

„Ein Herr, der Sie zu sprechen wünscht!“ rapportirte er zurückkehrend.

„Fatal! Sie hätten nicht öffnen sollen, junger Freund; wir werden jetzt gestört sein!“ sagte Hermann, sich unwillig erhebend.

Diesen Moment benutzte Eugen, um mit einer geschickten Wendung sich geräuschlos der Schlüssel zu bemächtigen. Im nächsten Augenblick fühlte Hermann eine sichere Faust in seinem Genick, die ihn zu Boden riß. Eine Art von Betäubung ergriff ihn, er fühlte, daß ihm Gewalt angethan wurde. Er öffnete den Mund, um nach Hülfe zu schreien, fühlte aber alsogleich etwas Weiches, ein Taschentuch, zwischen den Zähnen. Er wollte die Arme ausstrecken, um sich aufzurichten, fühlte aber diese so schneidend an den Leib gepreßt, daß er sie nicht zu rühren vermochte. Der Schreck, der Mangel an Luft ver-

ursachten ihm eine flüchtige Ohnmacht; er fiel mit dem Kopf auf den Teppich zurück, daß es dröhnte.

„Eugen, er wird ersticken!" rief Fritz, als Beide sich von ihrer schnellen und geschickten Arbeit aufrichteten, sich noch einmal zu ihm beugend.

„Laß ihn; daran erstickt er nicht!" antwortete dieser mit der höchsten Gemüthsruhe. „Du siehst, die Angst um den Besitz läßt ihm nicht einmal Zeit, das Bewußtsein zu verlieren; er öffnet die Augen schon wieder; er kommt wieder zu sich!... Herr Hermann," fuhr Eugen fort, sich hinab beugend, die Schlüssel hervorziehend und mit denselben vor den Ohren des Gefangenen klirrend; „Sie sehen, ich komme bereits zur Sache! Sein Sie unbesorgt, wir sind keine Spitzbuben, nur etwas neugierige Leute, die sich gern von dem Verbleiben einer jungen Dame unterrichten möchten, mit der Sie vor acht Tagen spazieren gefahren sind. Sie wissen, ich bin an Ordnung gewöhnt und werde Ihre Papiere, die für mich sehr interessant sind, ganz genau wieder so legen, wie ich sie gefunden. Gedulden Sie sich nur so lange als unerläßlich nothwendig und thun Sie sich nicht wehe an den Stricken; Sie sollen bald von ihnen befreit sein!"

Mit diesen Worten eilte er, von Fritz gefolgt, zu dem Pult und begann sein Werk.

Zuerst fiel ihm natürlich die Mappe mit den Wechseln in die Hand. Kopfschüttelnd durchflog er dieselben, als er immer wieder den Namen der Gräfin las, that die Wechsel wieder in die Mappe und begann nun mit dem Schlüssel die Schatullen

und Kästchen des Pultes zu öffnen. Lange suchte er vergebens; freilich fand er Papiere, die ihn in Erstaunen versetzten, aber wie viel Schatullen er auch öffnete, von den gesuchten Briefen fand er keinen.

Endlich gewahrte er in dem mittleren Fach ein besondres Kästchen, das, während er an demselben herum tastete, plötzlich aufsprang, wahrscheinlich durch eine zufällige Berührung von Eugens Hand. Hier waren eine Anzahl Briefe verwahrt, welcher sich Eugen mit zitternder Hand bemächtigte. Indeß alle waren sie schon vergilbt und ihr Inhalt betraf meist Familienverhältnisse Hermanns.

Schon ward Eugen unsicher; seine Hoffnung sank mit jedem Briefe, den er öffnete und gleichgültig wieder in die Schatulle zurück warf. Endlich aber fiel ihm ein ziemlich dickes Couvert in die Hand, dessen Aufschrift ihm einen Freudenschrei entlockte.

„An Kätchen. Geschrieben im Jahre 1858. Nach meinem Tode sofort von ihr zu öffnen," las er, während seine Hände vor freudiger Erregung zitterten. Freilich war, wie schon das Datum zeigte, dieses Couvert nicht neu, freilich wußte er nicht, was es enthalten könne, aber der Name Kätchen genügte ihm, um die höchsten Erwartungen in ihm zu erwecken.

Schnell öffnete er das Couvert. Es enthielt zwei an einander geheftete, eng beschriebene Bogen. Die Unterschrift, der ein Siegel beigedruckt war und unter der noch eine andre Hand einige Zeilen gekritzelt, diese Unterschrift lautete: „Johann Sigismund Schirmer, pensionirter Hauptmann."

„Schirmer! Schirmer!“ rief Eugen triumphirend und als Echo tönte von der Erde ein dumpfer Laut herauf, der offenbar sich der Brust des Geknebelten entrang.

Eugen begann zu lesen. Er las und las; immer größer wurden seine Augen, immer heftiger zitterte das Papier in seinen Händen, endlich lief die Schrift vor seinen Augen so wirr durch einander, daß er keine Zeile, kein Wort mehr zu unterscheiden vermochte.

„Fritz!“ rief er wie toll aufspringend und diesen umarmend. „Zwar weiß ich noch nicht genau, was ich hier gelesen, denn was hier dieses Papier enthält, ist so unglaublich, daß ich selbst bei dem ruhigsten, klarsten Verstande mich für verrückt halten müßte, wollte ich behaupten, daß ich daraus klug geworden sei; nur so viel weiß ich, daß wir einen ungeheuren Fang gethan haben! ... Dank Dir, Fritz! Tausend, tausend Dank! Du hast mir zu einer Enthüllung verholfen, die unbezahlbar ist! ... Schnell, binde den Mann da los! Hörst Du? Nimm ihm seine Stricke ab; ich will mit ihm tanzen, will ihn küssen ... Nein, durchprügeln will ihn, den Schurken! ... Meinetwegen Beides ... Hörst Du, stelle ihn auf seine Füße! So spute Dich doch!“

Und wie von der Tarantel gestochen sprang Eugen, nachdem er das Papier in das Couvert zurück gesteckt, dasselbe hoch haltend im Zimmer umher, erfaßte dabei Hermann, wie dieser, von den Stricken befreit, bleich, mit schlotternden Knien, ein Bild des Erbarmens, sich mühselig aufrichtete, packte ihn und drehte ihn mit sich einige Male herum, daß Hermann, als

Eugen ihn los ließ, gegen die Wand taumelte. Jubelnd ergriff Eugen dann seinen Hut, nahm Fritz beim Arm und zog ihn mit sich fort.

„Komm hinaus!“ rief er. „Luft muß ich haben, um Dir das Unglaublichste zu erzählen! . . . Hinaus, wir haben hier nichts mehr zu suchen! Wir sind ausgezogen wie Saul, der seines Vaters Eselein suchte, und kehren heim wie er, als er ein Königreich fand!“

Fritz folgte mechanisch; hätte er seinen Freund Eugen nicht als einen der vernünftigsten Menschen gekannt, er würde ihn wirklich für verrückt gehalten haben.

Mit einem Blick der Verzweiflung überschaute Hermann die Verwirrung, die Eugen unter seinen so sorgfältig geordneten Papieren angerichtet, und mit einem tiefen Seufzer der Vernichtung sank er auf dem nächsten Stuhl zusammen.

Das war das glänzende Geschäft, welches ihm Eugen verheißen! Niemand wußte genauer als er, was der junge Mann gefunden und mit sich genommen hatte.

„Ruinirt!“ schrie er mit einer Jammerstimme, die tief aus dem Herzen drang. „Ruinirt! . . . Verloren was ich unter Kummer und Sorgen gewann!“

Sein Kopf sank in beide Hände; ein lautes Aechzen drang aus seiner Brust; er wand sich im Stuhl und stieß die wildesten Klagelante aus. Dann plötzlich richtete er sich wieder auf, er starrte sinnend ins Zimmer, als verarbeite er innerlich einen neuen Gedanken, als wolle er den Hoffnungsstrahl ganz in sich

auffsaugen, der soeben durch die Nacht seiner Verzweiflung drang. —

Hastig sprang er auf, warf die von Eugens Hand auf dem Pulte zerstreuten Papiere zusammen, schloß das Pult, suchte mit einer wahren Seelenangst nach seinem Hut und stürzte zum Zimmer hinaus.

XII.

Josef erwacht aus seinem Traum.

Josef Ringermann machte, wie wir aus Eugens Erzählung entnehmen, seine Carriere als Lebemann mit Sturmschritten. Wie es allen Individuen ergeht, die ohne Charakter, Grundsätze und Erziehung, vom Schicksal plötzlich aus untergeordneten, abhängigen Verhältnissen entlassen und durch schnellen Wechsel der eignen Bestimmung übergeben werden, so war auch unser Josef — man verzeihe den etwas abgenutzten Vergleich — ein steuerloses Fahrzeug. Wer ihn haben wollte, der hatte ihn; wer ihn mißbrauchen wollte, fand in ihm sein Spielwerk. Wie verlangend hatte er doch Jahre hindurch auf alle die Genüsse hingeblickt, welche das Leben zu bieten vermag; wie lüstern waren seine Träume stets gewesen; wie hatte er Jeden beneidet, der neben der freien Verfügung über sich selbst auch zugleich die Mittel besaß, des Daseins Freuden, die ja so kostspielig sind, zu bestreiten! Und jetzt plötzlich war er nicht nur frei und unabhängig, er konnte sorgenlos über eine Kasse verfügen, die seiner Ueberzeugung nach gar nicht zu erschöpfen war.

Am liebsten hätte er sich nun seine Rittersporen durch die Gunst eines so schönen Mädchens wie Magda verdient. War es nicht ein ehrenvolles, sogar glänzendes Debut, sich in dieselben schönen Arme schließen zu lassen, denen sich soeben erst ein Graf Werther entwunden? — Aber das sollte wohl nicht sein, denn als Josef, nachdem er Magda vor Kätchens Haus begleitet, am Nachmittage sie wieder aufsuchte, sagte ihm die alte Dienerin, Magda sei lebensgefährlich erkrankt. Dieselbe Nachricht hatte er täglich an ihrer Thür erhalten. Josef, dem es an Liebe überhaupt gelegen war, entschloß sich deshalb schnell, sein Herz anderweitig zu placiren, und in seinem zweiten Versuch war er glücklicher, wie wir demnächst hören werden.

Die inzwischen verstrichenen acht Tage waren dem glücklichen Josef wie in einem süßen Rausch dahin geflossen. „So comme il faut wie ich lebt kaum ein Zweiter auf dieser Welt!“ sagte er sich stets, wenn er einmal einen ruhigen Augenblick hatte. Liebe, Wein und Spiel, diese drei noblen Passionen füllten einzig seine Zeit aus und wenn er des Morgens vom Rausche des Abends erwachte, so war es seine Aufgabe, da wieder anzuknüpfen, wo er am Abend aufgehört hatte — wenn nicht die Nacht selbst für ihn ein geräusch- und genußvoller Uebergang von einem Tage zum andren gewesen war.

Seine Verpflichtung, sich täglich bei dem jungen Grafen Werther nach dessen Befehlen zu erkundigen, hatte er längst vergessen; er dachte an diesen nur, wenn er sich von Geld entblößt sah, dann aber schrieb er an Alfred ein Billet und der Ueberbringer kehrte stets entweder mit einer Rolle Geld oder

mit einem Couvert voll Banknoten zurück. Auch Alfred schien ganz damit zufrieden, daß Josef ihn nicht persönlich behellige, und so gab es denn nichts, was Josef zu einer Aenderung seiner Lebensweise hätte veranlassen können.

Junge Männer, die keine Knauser sind, eine gute Kasse verrathen und ihr Geld unter die Leute zu bringen verstehen, sind nie um eine geistesverwandte Gesellschaft verlegen. Auch Josef hatte sich im Umsehen einen Kreis der intimsten Freunde gewonnen, denn ihm war Jeder recht, der einen guten Rock trug und guten Humor besaß, auch Jeder ihm eine Flasche Wein werth, der ihm den gemeinsamen Genuß mit plumpen Scherzen zu würzen verstand.

Ebenso wenig Unterscheidungsgabe verrieth Josef natürlich auch in Angelegenheiten seines liebebedürftigen Herzens; ja, nach der Eroberung, welche er gemacht, war es ihm sogar willkommen, „daß es mit der schönen Polin nichts geworden.“ Wie einem ruhmsüchtigen Feldherrn war ihm der billigste Sieg der beste, und so hatte es denn der Zufall gewollt, daß Josef das allerdings nicht allzu spröde Herz einer jungen und über ihre Verhältnisse eleganten Nähterin gewonnen, die ihm sein sorgloses Dasein mit den duftigsten Rosen zu durchflechten bemüht war.

An demselben Abend, an welchem wir Eugen und Fritz in der Wohnung Hermanns so emsig beschäftigt sahen, hatte Josef mit seiner Angebeteten am Arm das Freie gesucht. Man hatte ein recht heiteres Souper bei einem Garten-Restaurant vor der Stadt verabredet; ein halbes Dutzend lustiger Freunde hatten

sich pünktlich eingefunden und Josef, der an diesem Morgen erst eins seiner sich täglich wiederholenden Billets geschrieben und als Antwort eine Summe von hundert Thalern erhalten hatte, Josef war heute in seiner ausgelassensten Laune.

Freilich hatte Graf Alfred dem Boten Josefs aufgetragen, diesem zu sagen, es sei dies das letzte Geld, das er von ihm erhalte, aber Josef lachte über diese Aeußerung; er meinte, das müsse er besser wissen; was der Graf ihm da sagen lasse, sei „eine ganz dumme Redensart."

Die Gesellschaft hatte sich in dem heute wenig besuchten Garten eine der geräumigsten Lauben ausgesucht. An Josefs Seite saß die Dame seines Herzens, Fräulein Aline, und empfing mit einer gefälligen Manier, welche auf die Gewohnheit aristokratischen Umgangs schließen ließ, die Huldigungen der übrigen jungen Männer, welchen Josef im Bewußtsein ungefährdeten Besitzes ohne alle Eifersucht zuschaute.

Alle waren heut Abend außerordentlich animirt; man lachte und scherzte; der Champagner übte seine Zauberkraft auf die Gemüther; die Kellner flogen hin und her während des Soupers. Aline, die ja die Honneurs machte, gerieth in die übermüthigste Laune und verlor, wie das ihren Geschwistern dieser Sphäre in der Regel passirt, die gesellschaftliche Balance, d. h. sie wußte nicht genau abzuwägen, wie viel Rücksicht und Aufmerksamkeit sie Josef und seinen Freunden zuzumessen habe. Mit einem Worte: Josef ward durch die Aeußerungen ihrer Weinlaune endlich doch zur Eifersucht angestachelt.

Anfangs hielt er es freilich nicht für „comme il faut," sich

dies merken zu lassen; er verschluckte seinen Aerger. Aline, die ihm bisher wie eine Göttin erschienen, verrieth jedoch die Mängel und Fehler aller Sterblichen und fiel in seinen Augen um mehre Stufen von dem Sockel ihrer Liebenswürdigkeit. Das war der erste Wermuthstropfen, welchen Josef in seinem Freudenkelch fand. Indeß ein Tropfen genügt oft, um uns den süßesten Nektar zur Galle zu machen.

Josef ward unruhiger, je mehr er einsah, daß er in der Unterhaltung von seinen gewandteren Freunden in den Hintergrund gedrängt wurde; er ward einsylbig, stürzte ein Glas nach dem andren hinunter und suchte sich seine Ueberlegenheit dadurch zu retten, daß er sich in die Rolle des Amphitrion warf. Er commandirte eine Flasche nach der andren, ward brutal gegen die Bedienung, als diese durchaus nicht begreifen konnte, was er eigentlich an ausgesuchtesten Desserts und Leckerbissen noch verlange, und spielte endlich den Verstimmten und Blasirten, als er einsah, daß er nicht verstanden werde und daß selbst seine Freigebigkeit als Amphitrion erfolglos ihre Grenzen gefunden habe.

Noch ein andrer Umstand trug ein wenig zu dieser Verstimmung bei. In der benachbarten Laube nämlich hatte sich eine kleine Gesellschaft von älteren Herren niedergelassen, die dort ein bescheidenes Souper einnahmen. Einer derselben, ein Mann mit weißem Haar und weißem Schnurbart, schien ihn auffallend zu beobachten; Josef bemerkte sogar, wie er seinem Nachbarn etwas zuflüsterte, wie ihn namentlich dieser scharf

und durchbohrend ins Auge faßte und dem weißbärtigen Herrn zunickte.

Josef mit seiner Dreistigkeit würde dies gar nicht weiter beachtet haben, wenn ihm nicht das Gesicht des Letzteren bekannt gewesen wäre. Trotzdem wußte er sich nicht zu entsinnen, wo und wann er diesen Herrn gesehen. Das ganze Wesen des Mannes stellte außer Zweifel, daß Josef mit ihm in seinem früheren abhängigen Verhältniß bekannt geworden. Josef war freilich dickhäutig genug, sich aus diesem Umstande nichts zu machen, indeß was hatten die Beiden da drüben mit einander zu flüstern und ihn dabei zu fixiren! Das aber war es, was seine Verstimmung noch mehrte.

Lautes Gelächter seiner Umgebung zog seine Aufmerksamkeit wieder in den Kreis der Unterhaltung; Aline war in göttlicher Stimmung und amüsirte durch ihre drolligen Einfälle die ganze Gesellschaft.

„Was kann nur unsrem Josef passirt sein; er ist so nachdenkend, als entwerfe er schon den Kalender für's nächste Jahr!" rief einer der Freunde.

Josef, um eine Antwort verlegen, griff zum Glase und stürzte den Inhalt desselben hinunter.

„Wenn man so glücklich ist, eine Perle wie unsre schöne Aline gefunden zu haben, so sollte man sich von einem König beneiden lassen!" warf ein Andrer ein, der Aline zunächst saß und ihr namentlich viel Aufmerksamkeit schenkte.

Aline schien es zweckmäßig, den verstimmten Josef ein wenig durch Eifersucht zu stacheln.

„Perle!" rief sie mit ironischem Lächeln. „Unser Josef ist kein Juwelier, der Perlen zu taxiren verstände! . . . Ich wette drauf, seine Gedanken sind augenblicklich bei einer ganz andren Perle!"

Josef machte ein blasirtes Gesicht, als besäße er der Perlen im Ueberfluß.

„Er denkt eben an seine schöne Gräfin!" fuhr Aline stachelnd fort.

„Gräfin? . . . Gräfin?" riefen Mehre. „Ah, die schöne Polin wahrscheinlich, von der man munkeln gehört hat!"

„Polin? . . . Gott bewahre!" rief Aline, der von dieser Affaire noch nichts bekannt war, in der selbst aber die Eifersucht jetzt erwachte.

„Ich weiß von keiner Gräfin!" antwortete Josef, in dessen Kopf der Rausch bereits seine Nebel zu spinnen begann.

„So? Hab' ich Dich nicht selbst einmal mit ihr auf der Straße sprechen gesehen?" fuhr Aline fort. „Du weißt doch . . Die große, schöne Dame mit den schwarzen Augen . . . Sie sah so bleich, so leidend, so schmachtend aus! . . . Ja, wenn man so vornehme Eroberungen macht wie die Gräfin von der Nadel . . ."

Ein schallendes Gelächter erhob sich.

„Sagt' ichs nicht immer, daß unser Josef ein heimlicher Aristokrat ist! Er hält es mit den ältesten Familien des Landes!" rief Einer der Gesellschaft. „Fräulein Aline, erzählen Sie uns von dieser Gräfin von Zwirn oder von der Nadel, wie sie heißt!"

Josef spielte den Blasirten weiter; er nahm eine geheimnißvolle Miene an; dies reizte Aline und auch sie begann die Eifersucht wirklich zu empfinden, die sie bisher nur affectirt hatte.

Auf das Drängen der Uebrigen erzählte sie von einer sehr schönen Nähterin, die sie, als sie Josef das erste Mal gesehen, auf der Straße an seiner Seite gefunden. Schon von dem Augenblick an habe sie einen wirklichen Abscheu gegen dieses Mädchen gefühlt und dieser Abscheu habe sich allmählich zum Haß gesteigert, als dieses Mädchen in dem Magazin, für welches auch sie arbeite, stets merkbar bevorzugt worden sei. Keine von ihren Colleginnen, fügte sie hinzu, habe dieses Mädchen ausstehen können, die sich stets so züchtig und zimperlich stelle, dabei aber eine Garderobe besitze, deren sich eine Fürstin nicht zu schämen brauche. Wegen ihrer vornehmen Manieren, hinter denen schließlich doch nichts sei, und weil sie sich stets was Besseres gedünkt als die Uebrigen, habe man ihr diesen Spitznamen gegeben. Mit ihren Colleginnen sei die vornehme Gräfin natürlich niemals umgegangen, weil diese ihr zu ordinär erschienen, hauptsächlich aber wohl, weil sie nicht habe beobachtet werden wollen. Das aber sei ein wahres Glück für sie und ihre Freundinnen gewesen, denn . . ."

Hier unterbrach sich Aline und warf einen halb mitleidigen, halb verächtlichen Blick auf Josef.

„Du thust mir leid, armer Josef!" setzte sie nach einer Pause mit Achselzucken hinzu. „Wahrscheinlich wird die Polizei sich wohl das prüde Fräulein geholt haben, und das war ja vorher zu sehen!"

Jetzt war natürlich die Person, von welcher Aline erzählte, doppelt interessant geworden.

„Die Polizei?" rief man von allen Seiten. „Erzählen Sie! Was hatte sie denn verbrochen?"

„Nichts hatte sie verbrochen!" rief Josef, dem der Wein heftig im Kopf arbeitete, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die Gläser tanzten. „Ich habe das Mädchen kaum gekannt, bin ihr nur einmal in der Straße begegnet und mußte sie natürlich anreden."

„Wie Sie sich jetzt ausreden müssen, Herr Ringermann!" versetzte Aline pikirt. „Und wenn ich fragen darf: wie und wo hat man die Bekanntschaft dieses Engels gemacht?"

„Das kümmert Niemanden!" rief Josef etwas verlegen werdend, denn er erinnerte sich, daß er Kätchen noch am letzten Tage ihrer Anwesenheit im gräflichen Hause das Mittagsmahl auf ihrem Zimmer hatte serviren müssen. Hätte es Aline nicht augenscheinlich darauf abgesehen, ihn zu ärgern, er würde gar nicht für Kätchen Partei ergriffen haben, denn diese war ihm vollkommen gleichgültig, so aber ward er wider seinen Willen auf ihre Seite gedrängt. Zudem jagte der Wein ihm das Blut dermaßen zum Gehirn, daß er selbst nicht mehr klar wußte, was er vertheidigte. Hätte Aline sein Temperament gekannt, sie würde das Spiel nicht weiter getrieben haben.

„Aber die Polizei!" rief einer der jungen Männe[r.] Was war's denn mit der Polizei?"

„Nun, die wird sie wohl in Numero Sicher gebracht haben,

denn sie hat ja lange schon ein Auge auf sie gehabt!" antwortete Aline.

„Aber was hatte sie denn verbrochen?"

„Hm! Verbrochen?" wiederholte Aline. „Die Spatzen auf den Dächern erzählten sich's ja, daß sie . . . nun . . . daß sie in dem Verdachte stehe, eine alte Dame vergiftet zu haben, während sie mit dem Neffen derselben ein intimes Verhältniß hatte .. Daher kommen wahrscheinlich auch alle die schönen Kleider! ... Es kommt doch Alles an den Tag!" schloß Aline mit einer gewissen Salbung.

„Und ich sage: Das Alles ist eine verfluchte Lüge!" schrie Josef aufspringend, während sein Gesicht sich mit glühender Röthe färbte, seine Adern an der Stirn schwollen und seine Augen trunken über die Gesellschaft hinglotzten.

„Aber lieber Josef, wenn es Aline doch *sagt* ... Sie kann das doch nicht aus der Luft gegriffen haben!" warf derselbe Freund ein, der dem Mädchen zunächst saß, mit ihr schon lange verliebte Blicke gewechselt hatte und im Vertrauen auf Josefs Rausch jetzt eben einen etwas unvorsichtigen Händedruck mit ihr wechselte.

„Und ich ... ich *sage* nochmals, daß das eine *Lüge* ist, weil ich das besser wissen muß und weil ich auch weiß, wo das Mädchen ist! ... Und wer es jetzt noch wagt, das Gegentheil zu behaupten, dem werfe ich die Flasche in's Gesicht!" schrie Josef mit purpurnem Gesicht.

Er hatte Alinens Treulosigkeit bemerkt; auch die Galle trat ihm noch in's Blut, und ohne den Erfolg seiner Warnung ab-

zuwarten, riß er die vor ihm stehende Flasche aus dem Kühlbecken und schleuderte sie seinem Freund in's Gesicht, daß diesem das Feuer aus den Augen und das Blut aus der Stirn spritzte.

Aline stieß einen Schrei des Entsetzens aus, als sie ihren Nachbarn bewußtlos zurück sinken und das Blut von seiner Stirn rinnen sah. Auch die übrigen Gäste waren aufgesprungen, um möglicherweise interveniren zu können, wichen aber bestürzt zurück, als sie sahen, daß Josef, vollständig betrunken, mit rollenden Augen wie ein gereizter Tiger dastand und den Champagner-Kühler noch ergriffen hatte, um auch diesen dem Ersten an den Kopf zu werfen, der es wagen könnte, ihm zu widersprechen.

Einige Sekunden lang herrschte starres Entsetzen; Aline war auf den Stuhl gesunken, ihr Antlitz war leichenblaß, sie zitterte vor Angst am ganzen Leibe. Niemand wagte es, selbst dem wirklich stark Verwundeten beizuspringen, aus Furcht vor Josefs Wurfgeschoß.

Da plötzlich verwandelte sich die Scene. Josef, dessen Wuth sich besänftigte, als sein Auge Muße hatte, das blutgetränkte Antlitz seines ohnmächtigen Freundes zu erkennen, Josef fühlte eine Hand auf seiner Schulter.

War es der Effect der Ueberraschung oder hatte der Anblick des Blutes ihn plötzlich ernüchtert, Josef zuckte zusammen; die Waffe entsank seiner Hand; er blickte überrascht zurück.

Hinter ihm stand derselbe Herr, mit welchem der weißbärtige Nachbar in der andern Laube vorhin so bedeutsame Worte ge-

flüstert. Dieser letztere Nachbar war kein Andrer, als der Oberst von Beda.

„Mein Herr," sagte der Fremde zu ihm, „ich bin der Polizeidirector ***. Selbst wenn ich keine anderweitige Ursach hätte, mich für Ihre Person zu interessiren, würde mich das eben Vorgefallene veranlassen, Sie um Ihre Begleitung zu ersuchen. Ich bitte, folgen Sie mir!"

Das Wort „Polizeidirector" genügte, um abermals einen panischen Schreck in der ohnehin so alarmirten Gesellschaft zu verbreiten. Aline stieß einen halb erstickten Angstlaut aus und warf um Rettung flehende Blicke auf die jungen Männer, die nur für sich selbst besorgt ihre Hüte suchten. Die Bedienung war herbei geeilt und nahm sich auf einen Wink des Polizeidirectors des Verwundeten an, der inzwischen wieder zu sich gekommen war und in den Pavillon geführt wurde.

„Meine Herren," wandte sich der Erstere an die Gäste, „Sie werden mir Ihre Namen und Ihre Wohnung angeben, obgleich ich dieselben zum Theil kenne, und sollen heut Abend nicht weiter von mir belästigt werden . . . Sie, mein Kind," fügte er zu Aline gewendet hinzu, „werden sich nach Hause verfügen und morgen früh Weiteres hören!"

Damit wandte er der Laube den Rücken und verschwand mit dem Obersten im Dunkel des Gartens.

Josef, der wie vom Schlage gerührt, vollständig nüchtern und sich der ganzen Bedeutung des Augenblicks bewußt, dagestanden, war inzwischen von zwei ebenfalls wie aus der Erde herauf gestiegenen Polizeidienern in die Mitte genommen und

zu einem Wagen geführt worden, der bereits am Eingange des Gartens auf ihn wartete. Schweigend, mit gesenktem Kopf schritt er dahin; seine Glieder zitterten dermaßen, daß er in den Wagen gehoben werden mußte; mit einem dumpfen Aechzen lehnte er sich in denselben zurück. Der Weg, welchen der Wagen nahm, war so düster, wie ihm seine ganze Zukunft erschien.

Wenn er sich fragte, wie das Alles so schnell hatte geschehen können, so wußte er sich keine Antwort zu geben . . . So früh mußte sein schöner Traum zerrinnen!

Kaum hatte der Wagen sich entfernt, als ein Schatten flüchtig über die schlecht beleuchtete Chaussée in der Richtung zum Thore dahin huschte. Es war Aline, die sich übermüthig den Teufel an die Wand gemalt hatte, als sie von der Polizei gesprochen. War sie auch reines Herzens genug, um von derselben nichts Schlimmes befürchten zu müssen, so war ihr doch jede Berührung mit dieser Behörde schon entsetzlich und mit Angst und Zagen gedachte sie des nächsten Morgens.

XIII.

Eine nächtliche Promenade.

Oberst von Beda hatte eben seine Wohnung wieder erreicht und ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab, als Eugen mit leuchtenden Augen und erhitztem Gesicht hereinstürzte.

Athemlos warf sich der junge Mann auf einen Stuhl und schnappte nach Luft.

„Was ist Ihnen, Eugen?“ fragte der Oberst gespannt, indem er sich vor ihn stellte. „Sie sind so aufgeregt . . .“

„Aufgeregt! . . . Außer mir bin ich, Herr Oberst!“ rief Eugen, endlich zu Worte kommend. „Hier, lesen Sie dieses Papier, das ich . . . das ich . . . in dem Pulte dieses . . . dieses Schurken gefunden! . . . Mir ist so confus . . . mir tanzen meine Sinne durch einander . . . ich weiß nicht, ist das Alles nur ein Spiel meiner Phantasie . . . oder . . . Aber lesen Sie, Herr Oberst, lesen Sie! . . . Uff! . . .“

Damit riß er das Couvert aus seiner Brusttasche, reichte es

dem Obersten und fand jetzt erst Zeit, sich die Schweißtropfen zu trocknen, die ihm von der Stirn rannen.

Auch der Oberst ward von einer lebhaften Unruhe befallen; seine Hände zitterten sichtbar, als er den Inhalt des Couverts aufschlug; mit gierigem Blick durchflog er das Papier.

„Bei Gott, das ist's!“ rief er endlich. „Eugen, wie haben Sie es angestellt, einen so wichtigen Fang zu thun?“

„So ist es wirklich wahr? So bin ich also nicht verrückt? ... Und das Alles, was ich in der Eile gelesen zu haben glaubte, wäre wirklich ...?“

„Es ist, wie Sie gelesen haben, mein junger Freund!“ bestätigte der Oberst, das Papier mit entschlossener Miene zu sich steckend.

„Aber das wäre ja eine Intrigue, ein Complot, so schwarz, so rabenschwarz ...“

Der Oberst legte Eugen die Hand auf die Schulter.

„Lieber Eugen,“ sagte er, „betrachten und beurtheilen Sie die Sache einstweilen so kaltblütig als möglich; Ihre Aufgabe ist erfüllt; ich danke Ihnen. Ruhen Sie jetzt aus, denn auch ich war heut Abend sehr glücklich. Alles was ich jetzt noch von Ihnen im Interesse der Sache zu wünschen habe, ist tiefes Schweigen ... Haben Sie übrigens Jemanden mit dem Inhalte dieses Papiers bekannt gemacht?“

„Keine Seele!“ rief Eugen. „Nicht einmal Fritz, der mich begleitete, weiß davon; ich ließ mir ja nicht einmal Zeit, ihm Aufschluß zu geben; ich mußte ja erst zu Ihnen!“

„Gut! Vortrefflich! ... Gehen Sie jetzt nach Hause und

überlassen Sie mir den Rest. Morgen früh werde ich Sie aufsuchen!"

„Nach Hause!" wiederholte Eugen kopfschüttelnd. „Nein, Herr Oberst, das kann ich nicht; mir würden meine vier Wände zu eng sein, die Decke würde mir auf den Kopf fallen!... Wenn ich doch nur erst wüßte, wo Kätchen ist! Mir fiel es schon auf dem Wege hieher wie Centnerlast auf's Herz, daß sie . . . daß wir gar nichts gefunden . . ."

„Hierüber verspreche ich Ihnen morgen schon Auskunft zu geben!"

Eugen ergriff überglücklich die Hand des Obersten und blickte ihm freudestrahlend in's Antlitz.

„Sie, Herr Oberst!... Wär's möglich!... Sie wüßten...?"

„Noch weiß ich nichts; aber ich werde es wissen! Einstweilen beruhigen Sie sich!"

„O, jetzt will ich ruhig sein!" rief Eugen jubelnd, während der Oberst seinen Hut ergriff.

„Sie gehen, Herr Oberst?" fragte er, als dieser sich schon in der Nähe der Thür befand.

„Ich muß, lieber Eugen. Ich werde leider heut Abend so spät noch den Staatsanwalt belästigen müssen . . . Ruhen Sie inzwischen hier aus. Mein Diener wird Ihnen ein kleines Souper serviren. Es wird am besten sein, wenn Sie Ihren Freund heut Abend nicht mehr sehen, damit Sie nicht seinen wohl motivirten Fragen ausgesetzt sind!"

„O, seien Sie unbesorgt, Herr Oberst; mein Mund ist stumm; Fritz soll kein Sterbenswort von mir erfahren; er soll

nur sehen, daß ich glücklich, überglücklich bin, aber erfahren soll er nichts! . . . Da er mir jedoch heute so redlich beigestanden, wär' es undankbar, wollt' ich ihn vergebens an der Ecke der Promenade auf mich warten lassen. Ich nehme Ihr Souper an, Herr Oberst, wenn Fritz es mit mir theilen darf!"

„Mit Vergnügen!" sagte der Oberst lächelnd. „Ich werde ihn auf meinem Wege finden und ihn selbst herauf schicken... Gute Nacht, da ich erst nach einigen Stunden zurück sein und Sie wohl schwerlich noch hier finden werde! ... Jean, besorge ein Souper für zwei Couverts und eine Flasche von meinem besten Ungar!" rief er im Abgehen seinem Diener zu und verließ das Haus.

Der Oberst hielt sein Wort. Er fand den Actuarius Fritz Wagner, wie er ungeduldig an seiner Ecke auf und nieder rannte und ärgerlich über Eugens Ausbleiben vor sich hin brummte. Mit freudiger Verwunderung empfing er die Einladung des Obersten und eben so hungrig wie neugierig auf das Geheimniß, das ihm Eugen unterwegs so hartnäckig vorenthalten, rannte er die Treppe hinauf in des Obersten Wohnung.

„Jetzt Eugen, verlange ich zu wissen, was Du eigentlich heut Abend bei dem Schurken da erobert hast!" begann er, sich in einen Stuhl werfend. „Du gingst unterwegs wie eine lebende Sphinx neben mir her; Du murmeltest räthselhafte Worte, Du telegrafirtest mit den Armen und vertröstetest mich, indem Du sagtest, Du müssest erst den Obersten sprechen!"

Eugen war noch immer so aufgeregt, daß er die Worte

seines Freundes Fritz überhörte. Eine ganz neue Welt von Anschauungen, von Gedanken und Plänen hatte sich in ihm und um ihn aufgethan, sein Herz pochte so heftig, als wolle es ihm die Brust sprengen, sein Auge leuchtete, sein Gang, mit welchem er nach des Obersten Beispiel im Zimmer sich auf und ab bewegte, hatte mehr Elasticität als sonst.

Fritz in seiner Ungeduld erhob sich, als er keine Antwort bekam, und er vertrat seinem zerstreuten Freunde den Weg.

„Wenn ich zu der Wand dort, zu jenem Tische da spräche, sie würden mir mehr Gehör schenken als Du, Eugen!“ sagte er vorwurfsvoll. „Steh mir endlich Rede, wie Du es mir schuldig bist!“

Anstatt der erwarteten Antwort warf sich Eugen an seines Freundes Brust, umarmte und drückte ihn und stieß dabei die seltsamsten und komischsten Seufzer der Freude aus.

Fritz schüttelte den Kopf; ihm war ernstlich bange um den Verstand des armen Eugen.

„Sag' mir, Eugen, hast Du wirklich Deine fünf Sinne noch zusammen?“ fragte er, sich von ihm losmachend und ihn bei den Schultern packend.

„Morgen, lieber Freund, sollst Du Alles erfahren,“ antwortete dieser endlich. „Du wirst begreifen, wie gerechtfertigt mein Benehmen ist! Fritz, es giebt Dinge zwischen Himmel und Erden, von denen selbst Hamlet sich nichts träumen ließ! Quäle mich heut Abend nicht; morgen, morgen soll Dir Alles klar werden!“

Eben trat Jean, des Obersten Diener, herein, um zu ser-

viren. Fritz, der die Hoffnung aufgab, seine Sphinx zum Reden zu bringen, begann mit dem Ungarwein zu liebäugeln, den Jean herein trug.

„Wohlan denn, ein Siegel muß wenigstens gelöst werden!“ rief er, die Flasche ergreifend und entkorkend. „Eugen, Du siehst, wie uneigennützig ich bin. Dies erste Glas Deiner Liebe und den sanguinischen Hoffnungen, die Deine Brust erfüllen!“

Fritz entwickelte beim Souper einen höchst gesunden Appetit; Eugen war und blieb so aufgeregt, daß er kaum einen Bissen zu genießen vermochte. Der Erstere hatte alle Versuche aufgegeben, seine Wißbegier heute zu befriedigen und suchte die Belohnung für seine Hülfsleistung in des Obersten Ungarwein.

Der Oberst von Beda war, als er Fritz zu seinem Freunde hinauf geschickt, weiter geeilt, ohne eigentlich zu wissen, was er zunächst beginnen solle. Auch ihn hatten die Enthüllungen, welche Eugen gebracht, wenn auch nicht ganz unvorbereitet gefunden, doch so überstürzt, daß er mit sich selbst erst ungestört überlegen mußte, wie er mit all der Klugheit und Vorsicht zu Werke gehe, welche seine Angelegenheit erheischte.

Sinnend schritt der Oberst durch die Straßen. Der Sommerabend war längst der Nacht gewichen, die Häuser schlossen sich überall; ermüdet schlenderten die von ihren abendlichen Spaziergängen Heimkehrenden an ihm vorüber. Die Straßen wurden stiller und einsamer, und außer einigen Nachzüglern oder einigen lustigen Trupps, die aus dem Weinhause kamen, war es als-

bald nur der langsame, gewichtige Tritt des Nachtwächters, welcher durch die Straßen hallte.

„Es ist unerhört und dennoch zweifellos, wie unbegreiflich die Sache auch erscheint!“ murmelte der Oberst vor sich hin. „Je mehr ich mir den geheimen Zusammenhang aufdecke, desto unzweifelhafter erscheint mir das Uebrige, wie sehr sich auch mein Inneres dagegen sträubt! ... „Wie,“ raisonnirte er weiter, „kam dieses Papier in die Hände dieses Menschen, und wie, wenn Andre darum wußten, die das höchste Interesse daran hätten, das Geheimniß in die tiefste Nacht zu verhüllen, wie ist es denkbar, daß sie die Beweise in fremden Händen ließen!... Unerklärlich das! ... Wußte er davon, so war dies ein Verbrechen, auf das er noch ein zweites häufte. Wußte er nicht davon, so bleibt das zweite immer noch die höchste Wahrscheinlichkeit ... Und wie nun aber, wenn das zweite auch nur eine ihm willkommene Fügung des Schicksals, an der er unschuldig? ... Wie aber erklärte ich mir dann das sichtbare Einverständniß mit diesem Menschen; wie sollte ich mir ferner die unzweifelhafte Intrigue erklären, die offenbar gegen dieses arme Geschöpf gesponnen worden ist? ... Hm! Hm! ...“

Die Schritte des Obersten wurden ohne sein Wissen durch die in ihm kämpfenden Zweifel und Gewißheiten dermaßen gespornt, daß er mehre Straßen zurückgelegt, ohne zu ahnen, welche Richtung er einschlug. Er fühlte die Verpflichtung, einen entscheidenden Entschluß zu fassen und schnell und ohne Verzug ihn auszuführen, wie es die Sache erheischte; und dennoch

fürchtete er sich vor einer Uebereilung, die ebenso bedenkliche Folgen haben mußte.

Der arme Oberst war zum Träger eines Geheimnisses geworden, das Entsetzliches in sich schließen mußte; nur ein solches konnte den so besonnenen alten Soldaten in diesem Grade aufregen; und wie wir sehen, mußte er noch einen guten Theil dieses Geheimnisses errathen, befürchten.

Während er die breite, stille Straße hinab eilte, in welcher nur hier und da eine einsame, müde Laternenflamme brannte, vernahm er plötzlich Stimmen in kurzer Entfernung vor sich. Er blickte auf und sah etwa funfzig Schritte entfernt eine Equipage stehen, in welche soeben ein Diener in blau-gelber Livrée einen leichten Reisesack trug.

Erst jetzt dachte der Oberst daran, sich zu orientiren. Er schaute zu den ihn umgebenden Häusern hinauf und erkannte in diesen die vornehmen Paläste. Nur ausnahmsweise waren einzelne Fenster derselben erleuchtet, tiefe Stille herrschte in und vor den Häusern. Der unterhalb zwei hell brennenden Portal-Laternen haltende Wagen und die beiden an demselben harrenden Diener bildeten die einzige Unterbrechung der nächtlichen Stille.

Eben im Begriff umzukehren, blieb der Oberst plötzlich wie an das Trottoir gefesselt stehen. Jenes Palais dort mußte er kennen; der Umstand, daß vor demselben ein Wagen hielt, daß man Reise-Effekten in diesen Wagen schaffte, — dies bildete eine höchst merkwürdige Parenthese in seinem Gedankengange.

„Ein Wagen vor dem Werther'schen Hause!" murmelte er,

seinen Blick schärfend, unwillkürlich an die Häuser tretend und näher eilend. „Kein Zweifel! Es ist die Livrée! ... Sollte der Graf ...?“

Mit noch größerer Vorsicht und sich tiefer in dem Schatten haltend, schlich der Oberst weiter, trat hinter das vorspringende Portal eines Nachbarhauses und faßte von hier aus den Wagen scharf in's Auge.

„Bei Gott! ... Der Graf!“ rief er plötzlich, denn aus dem Hause trat eine hohe Gestalt im Paletot, ließ sich von den Dienern in den Wagen helfen und fuhr ohne jede Begleitung die dunkle Straße hinab.

„Seltsam! ... Seltsam!“ murmelte der Oberst, ohne seinen Versteck aufzugeben, die beiden Diener belauschend, die dem Wagen nachschauend stehen blieben und sich noch einige Minuten unterhielten.

Vergeblich strengte der Oberst sein Gehör an, um etwas von dieser Unterhaltung aufzufassen. Als er sich endlich entschloß, die offene Straße zu gewinnen, um wie zufällig an den Dienern vorüber zu gehen, kehrten diese gerade in's Haus zurück und als der Oberst dasselbe erreichte, stand er vor der geschlossenen Thür.

Kein Fenster in dem ganzen Hause war beleuchtet. Alles athmete die tiefste Stille. Der Oberst setzte seinen einsamen Weg fort und seine Tritte verhallten allmählich in der Nacht.

Um dieselbe Zeit verließen Eugen und Fritz das Haus des Obersten. Vor der Wohnung des Ersteren trennten sich Beide, nachdem Fritz versprochen, am Morgen vor der Bureaustunde

noch einen Abstecher bei seinem schweigsamen Freunde zu machen. Trällernd in heiterster Stimmung schritt Fritz weiter. Froh, endlich mit sich und seinen Gedanken allein zu sein, erreichte Eugen seine Wohnung.

Von den stürmischsten Empfindungen bewegt, warf er sich auf das Sopha, um einmal mit Ruhe die Ereignisse dieses Tages zu überdenken, welche in seinem Innern eine solche Revolution hervorgebracht. Und diese Gedanken, die sich stets nur um das eine ihm so theure Wesen conzentrirten, um dessen willen er schon so viel schlaflose Nächte verbracht, diese Gedanken ließen natürlich auch während der Nacht lange keinen Schlummer in seinen Augen kommen.

Schon graute der Morgen, als er endlich von der Ermattung überwältigt in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit versank, aus welchem ihn der erste Sonnenstrahl weckte.

XIV.

Ein schwerer Gang.

Am nächsten Morgen durchlief ein dunkles Gerücht die Stadt, das den größten Eindruck auf zwei Männer machte, nämlich auf den Dr. Wilhelmi, den Anwalt des Grafen Werther, und auf Herrn Hermann, den Hauptgläubiger desselben.

Wir beschäftigen uns hier einstweilen nicht mit der Wirkung dieses allerdings sehr alarmirenden Gerüchtes und suchen Magda Bresinska wieder auf, die wir verlassen, als wir sie bewußtlos zu Füßen Alfreds liegen sahen.

In einem Zustande, der wenig Hoffnung gab, da der herbei gerufene Arzt erklärt hatte, es sei ein Blutgefäß in ihrer Brust gesprungen, ward die Unglückliche, nachdem man sie zum Leben zurückgerufen, in ihre Wohnung gebracht. Ihre alte Dienerin, noch untröstlich in Folge des leidenden Zustandes, in welchem sie ihre Herrin hatte fortgehen sehen, brach in lauten Jammer aus, als sie ihren Liebling blaß wie eine Leiche, unfähig ein Wort zu äußern, todesmatt und mit halb gebrochenem Auge in die Wohnung tragen sah.

Der Arzt bot all seine Kunst auf; Magda verlor alsbald wieder das Bewußtsein und versank während des Tages von einer Ohnmacht in die andere. Kein Wort kam am ersten Tage über ihre Lippen; nur mit einer matten Handbewegung dankte sie den Liebkosungen der Alten. Auch die Nacht verstrich, ohne daß Magda mehr Leben verrathen hätte. Dennoch hegte der Arzt Hoffnung, da ihr Zustand am zweiten Tage keine Verschlimmerung zeigte, auch das Blutauswerfen sich nicht wiederholt hatte.

Am dritten Tage erwachte Magda früh Morgens aus einem stärkenden Schlummer. Sie schlug die Augen auf und sah die unermüdliche Dienerin, ermattet vom nächtlichen Wachen, an ihrem Bette sitzen.

„Zoë, mir ist besser!" flüsterte Magda leise. „Gieb mir einen Trunk! . . . Du treue Seele, ich habe Dir wohl viel Kummer verursacht!" fügte sie hinzu, indem sie der Alten zum Troste ein Lächeln versuchte.

Anstatt der Antwort barg diese ihr Antlitz in Magda's Hand und netzte dieselbe mit heißen Thränen.

„Zoë," fuhr Magda fort, „fasse Muth, wie ich es thue! Sobald mir der Himmel die Kraft giebt, kehren wir zurück! Du sollst Deine theure Heimath wieder sehen und wieder glücklich sein. Und auch ich will es wieder werden; Gott hat mir den Muth dazu gegeben! . . . Sieh Zoë," fuhr sie nach einer Pause fort, während das Lächeln eines Engels über ihr bleiches Antlitz schwebte; „sieh, in dieser Nacht führte mich der Traum zu meiner armen Mutter zurück. Ich sah sie vor mir, wie sie

mit ihrem ehrwürdigen weißen Haar vor ihrem Kruzifix kniete und für das Heil ihres verirrten Kindes betete . : . Und als ich zu ihr trat, mich vor ihr hinwarf und rief: Mutter, hier ist Dein reuiges, unglückliches Kind! da jauchzte sie auf und schloß mich in ihre Arme und küßte mich! . . . Glaubst Du nicht auch, Zoë, daß solche Träume Wahrheit sind?"

„O gewiß, Magda!" rief die Alte außer sich vor Freuden. „Gott segne Dich für diesen Entschluß!" . . .

Von da ab genaß Magda schnell. Schon am vierten Tage fühlte sie Kraft genug, das Bett verlassen zu können, und wankte, auf Zoës Arm gestützt, zum Sopha. Hier saß sie stundenlang, in sich gekehrt, sinnend, aber mit himmlischer Ruhe auf ihrem leidenden, abgehärmten Antlitz. Ihr schönes Auge zeigte nichts mehr von jenem verzehrenden Feuer, das sie innerlich aufzureiben gedroht hatte; der Seelenfriede, der in ihr wieder eingekehrt war, verklärte ihr Antlitz; all der Haß, all die Verzweiflung, all das Ringen und Dürsten nach Vergeltung und Genugthuung war der tiefen, frommen Ergebung gewichen, die in ihr Herz eingezogen. Magda hatte abgeschlossen mit der Vergangenheit; ihr Blick richtete sich in die Zukunft und diese gemahnte sie, daß ihr selber vergeben werden müsse. Die Kindesliebe, für eine kurze aber schreckensvolle Zeit durch die Gewalt der in ihr aufgeflammten Leidenschaft erstickt, machte ihre alten Rechte über ihr Herz geltend; seit jenes Phantom, das sie geblendet und in einem Taumel fortgerissen, verschwunden, seit dieser verhängnißvolle Zauber durch das Entsetzen selbst gebrochen war, trat das Bild der armen, schwer gekränkten Mutter

wieder vor ihre Seele; Magda kannte nur noch die Reue, und als das Bild der Mutter, vergebend und versöhnend, ihr im Traum erschienen, hatte auch diese Reue nichts Folterndes mehr wie ehedem, und der Augenblick, wo sie sich in die Arme der Mutter werfen konnte, war der ganze Inhalt ihres Denkens und Empfiindens geworden.

So saß Madga auch an diesem Morgen in ihrem Zimmer. Die Sonne lachte so freundlich herein, alle die Blumen, welche die sorgsame Zoë während Magda's Krankheit herbeigeschleppt, um ihrem Liebling eine Freude zu bereiten, dufteten so schön am Fenster, der Himmel blickte so klar — — Magda hatte beschlossen, heute zum ersten Male wieder draußen die frische Luft zu athmen, nach der sie eine unendliche Sehnsucht fühlte.

Sie hatte zur Promenade eine einfache, aber reizende Toilette gemacht; ihr Spiegel hatte ihr gesagt, daß ihre Wangen sich allmählich wieder mit leisem Roth färbten. Magda hatte nicht umsonst diesen Spiegel um Rath gefragt und auch ihre Toilette galt nicht nur der frischen Morgenluft draußen. So ruhig und sicher wie es in ihr war, hatte sie freilich auch die volle Berechtigung, mit Plänen umzugehen.

Auch Zoë hatte sich schon in ihren Staat geworfen, um ihre Herrin zu begleiten, als plötzlich die Schelle im Vorzimmer klang. Geschäftig eilte die Alte hinaus und kehrte mit höchster Spannung auf dem Antlitz zu ihrer Herrin zurück.

„Ein Brief aus Frankreich!" rief sie mit bebender Stimme. „Aus Paris soll der Brief sein!" setzte sie hinzu, während sie mit zitternder Hand Magda denselben hinreichte.

Auch die Hand des Mädchens war nicht minder unsicher, als sie sich ausstreckte. Wie ein electrischer Schlag war diese Nachricht durch Magda's Glieder gedrungen; sie vermochte nicht sich aufrecht zu erhalten, sank in einen Stuhl und starrte die Aufschrift des Briefes an.

Da stand deutlich ihr Name: Magda Bresinska. Auch der Poststempel Paris war deutlich zu lesen. Kaum aber hatte sie den Brief gewendet und das Siegel erblickt, als ein Schrei ihren Lippen entfuhr.

„Von meiner Mutter!“ rief sie erschüttert aus, während die Hand mit dem Brief in den Schooß sank.

„Magda, Magda! Du siehst, es ist die Erfüllung Deines Traumes!“ rief die Alte vor ihr niederknieend. „Oeffne den Brief, Magda! Es ist ja ein Brief der Mutter!“

Und Magda faßte sich. Mit heftig zitternder Hand löste sie das Couvert. Sie warf einen Blick auf den Inhalt; sie erkannte die mit matter, kraftloser Hand geschriebenen Züge. Inbrünstig preßte sie das Papier an ihre Lippen.

Während Thränen ihren Augen entrannen, heiße Thränen, die es ihr kaum möglich machten, die theuren Schriftzüge zu lesen, durchflog sie hastig den Brief und sank dann schluchzend in Zoës Arme.

„Vergeben! Verziehen!“ rief sie mit gebrochener Stimme . . . „Ach, ich kenne ja das edle Herz meiner Mutter! . . . Gott im Himmel, ich danke Dir!“

Lange vermochten Beide kein Wort zu finden. Endlich küßte Zoë ihre Herrin auf die Stirn und führte sie zum Sopha.

„Du siehst, Gott hat Alles zum Guten gewendet!“ sagte sie feierlich. „Jetzt erhole Dich, Magda, und sobald Du Dich kräftig genug fühlst, laß uns dem Ruf der Mutter folgen!“

Magda drückte die Hand der Alten.

„Noch heute, Zoë!“ sagte sie leise . . . „Noch heute! Verlaß Dich darauf!“

Magda bedurfte einiger Sammlung. Sie las wieder und immer wieder den Brief der Mutter, welchen diese an sie gerichtet, als sie durch die Bemühungen ihres Anwalts ihrer Tochter Wohnort erfahren, und was Magda eben der Dienerin versicherte, stand in der That bei ihr als Entschluß fest.

Die Letztere lag noch in ihrem Kämmerchen auf den Knien und dankte in langem Gebet dem Himmel dafür, daß er sie Beide wieder in die Heimath zurückführe, als Magda's Stimme sie aus ihrer Andacht rief.

„Zoë,“ sagte diese mit ruhigem Ton, „mach' Dich bereit; Du sollst mich auf dem letzten Gange begleiten, der mir hier obliegt!“

Zoë blickte die Herrin fragend an; Magda's Antlitz aber war so ruhig, daß in demselben keine Antwort zu lesen war. Schweigend gehorchte sie dem Befehl und Beide betraten alsbald die Straße.

„Wohin, Madga?“ fragte endlich die Alte, als diese nicht die Richtung zur Promenade einschlug.

„Du wirst es erfahren!“ antwortete Magda.

Beide setzten ihren Weg durch verschiedene Straßen fort,

bis sie eine Ecke erreichten, an welcher Zoë mit allen Zeichen des Schrecks auf dem Antlitz inne hielt.

„Magda! Noch einmal: wohin?“ rief sie zitternd.

„Folge mir!“ antwortete Magda mit einer Ruhe, die der alten Dienerin unbegreiflich erschien.

„In jenes Haus?“ rief Zoë abermals und zwar mit steigender Angst.

„In jenes Haus!“ bestätigte Magda weiter schreitend.

„Magda, um aller Heiligen willen, was willst Du thun?“ rief Zoë, sich der Hand ihrer Herrin bemächtigend und diese fest umschlingend.

„Ich will ihm ein letztes Lebewohl sagen!“ antwortete Magda. „Alfred ist nicht glücklich, er kann es nicht sein, denn auf seinem Herzen lastet ein fürchterliches Geheimniß. Im Schlummer verrieth er mir eines Tages, als er, ein Raub der Verzweiflung, zu mir kam und zu Tode gehetzt durch seine Aufregung in einen Halbschlummer versank. Später erst lernte ich die schwere Bedeutung der Worte begreifen, durch welche sein gefoltertes Herz im Schlummer sich Erleichterung suchte, und ich bereue, daß die eigene Leidenschaft mich einmal so weit hinreißen konnte, dieses Geheimniß in meiner Hand zu einer Waffe gegen ihn zu mißbrauchen . . . Jetzt muß ich zu ihm; so viel an mir liegt, will ich ihm seinen Frieden wieder geben!“

„Und Dein eigener Friede, Magda?“

„Gott gab ihn mir wieder durch den Segen meiner theuren Mutter!“ antwortete Magda mit Innigkeit. „Wäre er glücklich, ich würde den Muth nicht haben zu diesem Schritt, und

wäre ich unglücklich, es fehlte mir die Kraft dazu. Mir ist verziehen worden, so will auch ich verzeihen, und diese Verzeihung ihm selbst zu bringen soll meine höchste Genugthuung sein. Fühlst Du denn nicht, wie hoch ich über ihm stehen werde, wenn er mich ruhig, ja zufrieden sieht, wenn er mich im Besitze dessen erblickt, wonach er selbst vergeblich ringen wird?"

Ueberwunden durch Magda's Ruhe, aber doch kopfschüttelnd folgte ihr die Alte auf dem ihr so verhängnißvoll erscheinenden Gange. Ihr erschien es, als heiße dies das Schicksal herausfordern, als sei es Frevel, sich in des Löwen Grube zu stürzen.

Magda's Antlitz überstrahlte ein so ruhiges Siegesbewußtsein, daß die Alte ebenfalls Courage faßte, als sie einsah, daß ihres Lieblings Entschluß nicht zu ändern sei. Demnach schritt sie mit schwerem Herzen über die Straße und auf das ihr wohl bekannte Haus zu.

Als Beide den weiten Hausflur betraten, hielt Magda einen Augenblick inne. Ein Freudestrahl erhellte das Antlitz der Dienerin; sie hoffte, Magda werde noch umkehren.

Diese aber bedurfte dieses einen Momentes nur, um das gewaltige Klopfen ihres Herzens zu beschwichtigen, um tief Athem zu holen. Die Hand auf die hoch wallende Brust pressend, entrang sich ihr ein tiefer Seufzer.

„Komm, Zoë!" flüsterte sie kaum hörbar mit gepreßter Stimme und schritt zur Treppe.

Niemand begegnete ihr, als sie zum ersten Male dieses Haus betrat; Alles schien wie ausgestorben. War's nur das Wieder=

spiel ihrer Gefühle — es ward ihr unheimlich zu Muthe, als sie den oberen Flur betrat.

Die Thür des Corridors, an welcher sie einen Namen las, der ihr Blut in schnellere Bewegung trieb, stand weit geöffnet. Magda hielt abermals einen Augenblick inne; ein dunkles Vorgefühl weissagte ihr Schlimmes. Dann aber entschloß sie sich und trat in den dunklen Corridor.

Auch hier zeigte sich Niemand. Es herrschte ein eigenthümliches Halbdunkel im Gange; nur im Hintergrunde fiel das Licht aus einer geöffneten Thür grell herein.

„Magda, ich beschwöre Dich, laß uns umkehren!“ flüsterte Zoë noch einmal und mit merkbarem Zittern.

Magda aber hörte nicht. Sich vollständig bewußt, was sie thue, schritt sie auf diesen Lichtschein zu und betrat die Schwelle eines Gemachs.

Vor ihr lag ein sehr elegantes Wohnzimmer, mit dem raffinirtesten Comfort ausgestattet. Mühsam nur bahnte sich das Sonnenlicht den Weg durch die schweren seidenen Draperien der Fenster und spielte auf dem kostbaren Teppich zu ihren Füßen.

Auch hier Alles still, Alles todt. Festen Schrittes betrat sie diesen Salon, von welchem eine offene Thür in ein anderes, noch eleganter eingerichtetes Boudoir führte. Dort mußte sie irgend ein lebendes Wesen finden; auf diese Thür also trat sie zu.

Ein halber Laut der Ueberraschung drang von Magdas Lippen; sie that einen Schritt zurück und senkte den Blick zu Boden. Zoë stand wartend draußen vor der Schwelle; sie wagte

nicht, ohne die Erlaubniß ihrer Herrin das Zimmer zu betreten.

Magda sammelte sich schnell. Sie hob den Blick vom Boden; sie wagte noch einmal hinzuschauen, weil Nichts sich weder vor ihr noch um sie her regte.

Da lag auf dem Divan eine Männergestalt ausgestreckt.

Das Antlitz war bleich, entsetzlich bleich, das Haar war halb über die Marmorstirn gefallen und beschattete das Auge; die eine Hand hing vom Divan herab und berührte fast den Teppich.

„Er!" flüsterte Magda tief bewegt vor sich hin, während ein Zittern ihre Glieder durcheilte. Es war derselbe, um dessen willen sie hieher gekommen; sein Anblick war für das arme Mädchen erschütternd, um so mehr, als sein Antlitz so leichenblaß, so hager und abgehärmt erschien, wie es nur das höchste Unglück entstellen kann.

Magda war darauf gefaßt gewesen, daß Alfred ihr in seiner ganzen aristocratischen Haltung entgegen treten werde, vielleicht sogar mit demselben Hohn, den sie im Gedächtniß noch auf seinem stolzen Antlitz sah; dieser Anblick war für sie aber ein ganz unberechneter.

Vielleicht schlief er; vielleicht hatte ihn der innere Schmerz übermannt, vielleicht sogar hatte die Reue an diesem Schmerz ihren Theil! Wäre es nicht grausam gewesen, ihn aus dem Schlummer zu wecken, der ihn so mitleidig der folternden Wirklichkeit entrissen? — — —

Magda bedurfte ihrer ganzen Seelenstärke, um ihres Vorsatzes eingedenk zu sein. Jetzt, da sie vor ihm stand, fühlte sie,

daß die Liebe für ihn keineswegs bereits erstorben. So schlägt kein Herz, das gleichgültig ist, und was ihr selbst vielleicht nur als Mitleid erschien, war mehr, viel mehr als das.

Fort von hier! war plötzlich ihr einziger Gedanke. Noch hatte Niemand sie gesehen, noch konnte sie fliehen; sie fühlte, daß sie es mußte, daß sie mehr gewagt, als sie bei diesem Anblick vermochte.

Ihr Blick streifte noch einmal die herabhängende Hand des Schlafenden, diese feine Hand, die sie so oft geliebkost hatte. Ihr Auge aber öffnete sich weiter, starrer; ein durchdringender Schrei und Magda stürzte zum Sopha.

Was sie anfangs nicht entdeckt, schlug sie jetzt mit Entsetzen. Diese Hand war mit Blutflecken bedeckt, Blut färbte den Teppich vor dem Divan und wie sie heran stürzte, sah sie Alfred leblos, mit starrem, kaltem Auge da liegen — kein Schlummernder, wie sie geglaubt, eine Leiche — kalt — todt!

Magda's Auge verschleierte sich für einen Augenblick; ihr Kopf schwindelte. Dann sich fassend ergriff sie athemlos die rechte Hand Alfreds. Diese war kalt und starr auf die Brust gedrückt; dick geronnenes Blut bedeckte die Hand und die Kleidung, welche sie umgab; ein schmaler Toledaner Dolch lag bluttränkt neben der Leiche.

Jetzt erst erfaßte Magda mit Entsetzen was geschehen war. Sie brach in die Knie zusammen, sie lehnte die Stirn auf diese kalte Brust, in der es ja seit lange kein Echo mehr weder für ihre Liebe noch für ihren Schmerz gegeben.

„Todt!" rief sie ächzend . . . „Todt! Und ohne mir ein Lebewohl gesagt zu haben!"

In tiefem, aufrichtigem Schmerz lag Magda vor dem Divan, so betäubt von diesem Schlage, daß sie sich selbst und den Ort vergaß, an welchem sie sich befand. Minuten verstrichen.

Plötzlich fühlte sich Magda an der Schulter berührt. Sie erwachte aus ihrem schmerzvollen Hinbrüten, sie fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen, als wolle sie ihre Sinne klären. Sie blickte auf, starrte dem Todten in die bleichen Züge, deren ganze Entstellung sie jetzt erst bemerkte, und bedeckte dann mit Schaudern das Antlitz.

„Hu, es ist fürchterliche . . . entsetzliche Wahrheit!" ächzte sie vor sich hin.

Abermals berührte die Hand schonend ihre Schulter. Sie blickte um sich und sah einen ihr wohl bekannten Diener, neben ihm einen Mann in Polizei-Uniform.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," sagte der Diener, sie erkennend. „Ich sehe, George hat seinen Posten verlassen, während ich zur Behörde eilte, um ihr Anzeige von diesem traurigen Vorfall zu machen."

„Ja, ja, traurig!" wiederholte Magda die Stirn senkend, mit gefalteten Händen, während Thränen über ihre Wangen rannen. „Warum haben Sie das Entsetzliche nicht zu verhüten gesucht!"

„Der Graf war bereits seit den letzten acht Tagen in einem Zustande, in welchem ihm kaum Einer von uns zu nahen wagte," antwortete der Diener. „War er zu Hause, so blieb er allein,

nahm kaum Speise und Trank zu sich und würdigte uns keines Wortes. Ich sah längst ein Unglück vorher, aber wie hätte ich es abwenden können! . . . Heute Morgen erhielt der Graf einen Brief von seinem Vater und als ich vor einer halben Stunde kam, um nach seinen Befehlen zu fragen, fand ich ihn als Leiche . . . Gott weiß, was ihn dazu getrieben haben mag; sein Verstand muß gelitten haben; man erzählte sich heut Morgen schon ein Gerücht . . ."

Ein bedeutsamer Wink Magda's hieß ihn schweigen, denn sie ahnte den Inhalt dieses Gerüchtes. Mechanisch nahm sie den Brief, welchen ihr der Diener reichte; mit unverkennbarer Angst las sie die wenigen Zeilen:

„Mein Sohn! Ich reise heut Abend. Du siehst mich nicht wieder. Was unsre Familie, unsren Namen auch treffen mag, trage es mit Standhaftigkeit, es ist die Schuld Deines Vaters, der Dein und mein Schicksal vergeblich zu corrigiren versuchte. Wir sind verloren. Ich bin es doppelt. Fluche mir nicht; was ich Böses gethan, geschah ja nur, um Gutes zu stiften. W."

„Wir fanden den Brief auf dem Tische hier," fuhr der Diener fort. „Von des jungen Herrn Grafen Hand keine Zeile. Es ist wohl kein Zweifel, daß er nicht mehr ganz Herr seiner Sinne war . . . Es muß etwas Schreckliches vorgegangen sein, das seinen Verstand so zerrütten konnte!"

Magda wußte sich den Inhalt dieses Briefes besser zu deuten als der nur in halben Worten sprechende Diener; ein Schauder überfiel sie, wenn sie an die Ursache dachte, welche den Unglück-

lichen zu einem solchen Entschluß hatte leiten können . . . Und sie selbst war vielleicht eine dieser Triebfedern gewesen! War sie selbst doch als Anklägerin gegen ihn aufgetreten! . . .

Magda schauderte vor sich selbst. Sie fühlte, daß die körperliche Unsicherheit zurückkehre, die sie soeben erst überwunden zu haben glaubte. Diese Scene hatte allzu gewaltig auf ihr Gemüth gewirkt. Der Gedanke, daß der Mann, der ihr so unendlich wehe gethan, dem zu verzeihen sie gekommen war, bereits vor einem höheren Richter stehe, daß sein Ende ein so plötzliches, so fürchterliches gewesen — alles Dies brachte sie einer Ohnmacht nahe. Sie schwankte; eine Todtenblässe bedeckte ihr Antlitz; sie suchte nach einer Stütze und sank in die Arme ihrer Dienerin, die starr und unbeweglich wie eine Statue beim Anblick des Todten hinter ihr gestanden, aber in dem Tode dieses Mannes, wie entsetzlich er auch war, doch eine wirkliche Erlösung ihrer theuren Herrin erblickte.

„Sie ist gerettet!" flüsterte sie vor sich hin, während sie Magda mühselig in den Salon führte, wo ihr der andre Diener des Unglücklichen beisprang, der sich aus Furcht, mit der Leiche eines Selbstmörders allein zu sein, geflüchtet hatte und erst jetzt zurückkehrte, da er wußte, daß bereits die Behörde herbei geeilt war.

Sorgfältig ließ Zoë ihre arme Herrin in einen Sessel nieder, während die Thür des Boudoirs auf ihren Wink geschlossen wurde.

Schon nach wenigen Minuten kehrte indeß Magda das Bewußtsein zurück. Sie blickte ermattet um sich; ein tiefer

Seufzer verrieth, daß auch das Gedächtniß des Geschehenen zurückkehrte, als sie die fremde Umgebung erkannte.

„Zoë!“ sagte sie deren Hand ergreifend und ihre heiße Stirn in dieselbe legend. „Zoë, glaubst Du, daß dies Gottes Gericht über sein Vergehen gegen mich war? . . . O, welche Strafe wird dann meiner warten!“

Zoë, von dem Geschehenen selbst so überwältigt, daß ihr die Glieder den Dienst versagen wollten, bot Alles auf, um Magda Trost einzusprechen; sie beugte sich über sie, barg Magdas Antlitz an ihrer Brust und streichelte ihr die bleiche Wange.

„Gott hat noch nicht gerichtet, mein Kind; er wird ihn erst richten! Mag sein Gericht ihm gnädig sein! . . . Du, mein armes Kind, hast gelitten, hast geduldet; nicht Strafe, nur Belohnung kann Deiner warten, wenn Du diesem Fingerzeig des Schicksals folgst, das Dich vor ihm schützen wollte, als Du den Frevel gegen Deine eigne Ruhe begingst, ihn noch einmal aufzusuchen, den zu fliehen Du so viel Ursach hattest!“

Magda nickte trauernd mit dem Kopf, während ein paar durchsichtige Perlen sich aus den dunklen Wimpern losmachten und auf die Hand der Dienerin rollten.

„Du nennst dieses fürchterliche Ende einen Fingerzeig des Schicksals!“ murmelte sie leise . . . „Ich weiß es besser, Magda; er konnte nicht leben; aber er ist unschuldig an Dem, was ihm die Waffe gegen sich selbst in die Hand drückte!“

„Das überlaß' dem da droben, mein Kind!“ sagte Zoë mit feierlicher Stimme. „Jetzt aber denke nicht mehr an ihn, sondern an Dich selbst! . . . Laß uns fort eilen; man darf uns

hier nicht sehen! . . . Gedenke des Versprechens, das Du mir gabst . . . Noch heute laß uns die Stadt verlassen, wo Alles Dich an Deinen Schmerz erinnert!“

„Du hast Recht, Zoë!“ antwortete Magda, indem sie mühselig einen Versuch machte, sich zu erheben. „Aber sehen möcht' ich ihn noch einmal! . . . Noch einmal beten möcht' ich an seiner Leiche . . . um Vergebung für ihn will ich flehen . . .“

„Nimmermehr, Magda!“ rief Zoë ängstlich. „Es wäre auch zu spät! . . . Hörst Du die Männer drüben? . . . Sie würden Dich entfernen, denn sie würden Deinen Schmerz nicht verstehen!“

„O, Zoë, das versteht jedes Menschen Brust, selbst die härteste! An den Marken eines Menschenlebens fühlt ja Jeder, daß er selbst nur ein Staub ist!“

Magda warf unter Thränen einen flehenden Blick auf Zoë, diese wandte sich ab, denn sie wußte, daß sie diesem Blick nichts versagen könne, und dennoch brannte es ihr an dieser Stätte wie Feuer unter den Füßen.

Da hörte man Stimmen und Tritte im anstoßenden Boudoir. Zoë benutzte dies. Magda beim Arm ergreifend, zog sie dieselbe an den Ausgang des Salons und willenlos ließ diese sich über den Corridor führen.

Erst als sie sich auf der Straße befanden, athmete die alte Dienerin leichter, denn ihr war's in dem Hause, als strecke der Tod seine Krallen auch nach ihrem Liebling aus. Sich selbst fast unbewußt erreichte Magda ihre Wohnung und sank hier, überwältigt vom Sturm ihrer Gefühle, kraftlos zusammen . . .

* * *

Schon am Mittage lief ein zweites Gerücht, das am Morgen ausgesprengte überholend, durch die Stadt.

Graf Werther hatte die Flucht ergriffen, dies bestätigte sich. Am Morgen hatte man sich dies bereits erzählt, ohne daß Jemand erklären konnte, weshalb. Jetzt hieß es: Man habe am gestrigen Abend einen früheren Diener des Grafen gefänglich eingezogen; dieser habe ein Geständniß abgelegt, das ganz plötzlich ein grauenhaftes Licht über den fast vergessenen Tod der alten Gräfin verbreite. Eben in Folge dieses Geständnisses habe der Graf die Flucht ergriffen.

Aber nicht genug damit. Ein drittes Gerücht erzählte zugleich, der Sohn des Grafen habe, niedergeschmettert durch die Schande, welche seinen Namen treffe, sich selbst entleibt.

Endlich eine Stunde darauf gesellte sich zu jenen Gerüchten noch ein anderes, das jene completirte. Es bestätigte sich, daß der frühere Diener des Grafen gestanden, er, ein leichtsinniger, genußsüchtiger Mensch, habe, bestochen durch die glänzenden Versprechungen des Grafen, den Tod der reichen Dame herbei geführt; der alte Graf sei wirklich verschwunden, Niemand wisse wohin; der junge Graf habe sich das Leben genommen, man wisse recht gut, warum. Und der neue Windstoß des Gerüchtes setzte hinzu: man habe den früheren Haushofmeister der Gräfin erhenkt in seinem Zimmer gefunden.

Die Veranlassung dieses Selbstmordes, erzählt man, seien einestheils die Gewissensbisse dieses Mannes, der durch Zufall um das Verbrechen gewußt und den Thäter verschwiegen,

anderntheils aber der Umstand, daß er durch die Flucht des Grafen ruinirt worden, dem er sein ganzes Vermögen geborgt.

Der Tag verstrich, während das Gerücht alle Stadttheile durchlief.

Die Abendzeitungen brachten dasselbe bereits als positive Wahrheit, ausgeschmückt durch allerlei wundersame Randbemerkungen und Hindeutungen auf die Lebensweise des alten Grafen und seines Sohnes. Eine der Zeitungen erwähnte sogar der teuflischen Niederträchtigkeit, mit welcher man geflissentlich den Verdacht auf ein unschuldiges Mädchen von achtbarer Familie geworfen, das ebenfalls räthselhafter Weise verschwunden sei. Vielleicht liege auch diesem Verschwinden ein neues Verbrechen zu Grunde.

Endlich am andren Morgen brachten die Zeitungen unter vielen die Sache ausmalenden Schilderungen die Nachricht, es habe am Abend, kurz vor der Flucht des Grafen ein heftiger Auftritt zwischen ihm und dem Haushofmeister stattgefunden. Das Verschwinden des Mädchens, der früheren Gesellschafterin der unglücklichen Gräfin, kläre sich bereits auf, doch sei man noch nicht gewiß, welchem der beiden Motive man Glanben schenken müsse. Nach der einen Version habe, — so laute das Geständniß des verhafteten früheren Lakaien — der alte Graf das schöne Mädchen heimlich aus der Stadt entfernen lassen, weil sein Sohn eine unglückliche Leidenschaft für sie gefaßt. Die andre Version aber sei so ungeheuerlich, daß man kaum wagen dürfe, sie zu veröffentlichen; sei sie aber begründet, so werde die Welt durch die Enthüllung eines neuen Verbrechens

überrascht werden, in welchem namentlich der frühere Haushofmeister eine Hauptrolle spiele, der sich alsdann also nicht nur aus Verzweiflung über den Verlust seines Geldes erhängt habe, sondern überhaupt ein General-Spitzbube gewesen sein müsse, wie die Welt kaum einen zweiten aufzuweisen habe.

So kreuzten und ergänzten sich die Gerüchte und Alles schauderte vor Dem, was man gehört und wahrscheinlich noch hören werde.

XV.

Der unglückselige Strick.

Als am Morgen vor seiner Bureau=Stunde Fritz Wagner wie verabredet noch bei Eugen vorsprach, überzeugt, daß ihm jetzt endlich dieser den Schlüssel des Räthsels geben werde, pochte er vergeblich an Eugens Thür. Niemand öffnete.

„Eine verschlossene Thür! Ist das der Lohn für meinen Freundschaftsdienst, der mich möglicherweise auf die Festung hätte bringen können? Ist das Deine Liebe, Eugen?“ brummte er vor sich hin. „Vielleicht aber hat sich der Spitzbube sogar eingeschlossen, um nicht von mir behelligt werden; man wirft mich bei Seite, wie einen Dietrich, nachdem man andrer Leute Schränke damit erbrochen!“

Fritz, um sich zu überzeugen, lugte durch das Schlüsselloch, ohne jedoch irgend eine Bestätigung seines Verdachtes zu finden.

Zu seinem Aerger ward er dabei durch Frau von Sommer überrascht.

„Der junge Herr ist nicht zu Hause!“ fuhr sie ihn etwas bissig an und zwar mit einem Gesicht, auf welchem Fritz ihren

Unwillen gegen seinen Freund sehr deutlich lesen konnte. Frau von Sommer war in der That in der schlechtesten Laune. Auch ihr waren die erwähnten Gerüchte bereits zu Ohren gekommen; die Dienstmagd, welcher (wie ihresgleichen immer mehr weiß als sie wissen sollen) recht wohl bekannt war, daß der vornehme junge Mann, der öfters hier Besuche machte, Graf Alfred von Werther sei, diese Magd brachte die Nachricht von der Flucht des Grafen schon ganz zeitig, als sie vom Bäcker kam, und Frau von Sommer mochte ihre Gründe haben, weshalb sie diese Nachricht so verstimmte. Dazu war noch gekommen, daß Eugen ganz früh am Morgen den Besuch eines ältlichen und sehr stattlichen Herrn erhalten, daß sie aus der Unterhaltung Beider an der Thür einzelne Worte aufgeschnappt, die sie sehr beunruhigten, und so mußte denn Fritz ihr sehr unwillkommen sein.

Dieser schaute sich die junge Frau von oben bis unten an; er wußte, daß zwischen ihr und seinem Freunde seit der Kündigung nicht das beste Vernehmen herrschte

„Ich dank' Ihnen für die Nachricht!" sagte er kurz angebunden, drehte ihr den Rücken und eilte die Treppe hinab.

Als er in das Bureau des Dr. Wilhelmi kam, empfingen ihn die Schreiber mit der Nachricht von der Flucht des alten Grafen, dessen Geschäfte ja in den Händen des Doctors ruhten. Letzterer, so erzählte man, sei schon ganz zeitig und in großer Aufregung ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt, obgleich sehr wichtige Geschäfte vorlägen.

Fritz antwortete gar nichts auf diese merkwürdige Nachricht,

er setzte sich auf seinen Platz, war aber entsetzlich zerstreut und begann an der Feder zu kauen.

„Ich bin doch neugierig, wann ich aus der Sache klug gemacht werde!“ murmelte er.

Doctor Wilhelmi stürmte jetzt wie ein Orkan in das Bureau herein, ertheilte in höchster Aufregung die nothwendigsten Instructionen, schob einen Stoß Akten unter den Arm und eilte zum Stadtgericht.

„Es ist was faul im Staate Dänemark!“ brummte Fritz. „Aber was kümmert's mich!“

Zwei Stunden darauf kam die Nachricht von dem Selbstmorde des jungen Grafen.

Fritz sprang auf und stürzte dabei in der Hast das große Dintenfaß um. Das Bewußtsein, daß er selbst unzweifelhaft seine Hand bei diesem Drama im Spiele gehabt, daß man ihn aber zum Statisten in einer solchen Tragödie gemacht, diese Ueberzeugung versetzte ihn in die höchste Empörung. Zum Erstaunen seiner Collegen lief er mit allen Zeichen der höchsten Aufregung im Bureau auf und ab.

Da brachte Jemand die Nachricht von dem Schicksal des früheren Haushofmeister Hermann.

Fritz ward zu Muthe wie einem Mörder, dem die Furcht vor Entdeckung keine Ruhe läßt. Ohne ein Wort zu sagen, stülpte er den Hut auf den Kopf und rannte auf die Straße.

„Dieser Eugen bringt mich zur Verzweiflung!“ rief er aus. „Kein Zweifel, daß ich selbst diesem Menschen gestern den Strick gebracht, an dem er sich erhängt; ich bin gewissermaßen ein

Mitschuldiger an diesem Selbstmorde! Man wird mich in die Untersuchung mit hinein ziehen, man wird auch mir den Proceß machen! Ich komme vor's Criminalgericht; ein Jahr Zuchthaus ist das niedrigste Strafmaß, wenn man überhaupt mildernde Umstände hier gelten läßt! Und wofür das Alles? Für die verwünschte Leidenschaft eines guten Freundes, der sich möglicherweise schon heimlich aus dem Staube gemacht hat und mich ahnungslos in der Patsche sitzen läßt! . . . Wenn man mich jetzt ergreift, wenn man mich in's Verhör nimmt, werde ich obenein noch die Rolle eines verstockten Bösewichts spielen, denn der Teufel soll mich holen, wenn ich etwas zu verrathen weiß von dieser ganzen heillosen Geschichte!"

Fritz war außer sich; seine Angst wuchs mit jeder Minute. Er eilte in das Weinhaus, um seinen Kummer zu beschwichtigen; zu retten war er nach seiner Ueberzeugung nicht, also konnte er seine Verzweiflung immerhin in einer Flasche Wein ertränken.

Aber auch hier schien ihm keine Ruhe zu werden. Alle Gruppen rings umher sprachen nur von der Flucht und dem Doppel-Selbstmorde. Fritz that einen Seufzer, der einen Stein hätte erweichen können.

Nach und nach indeß begann es in ihm ruhiger zu werden. Der Wein verjagte die trüben Bilder seiner Zukunft, in welcher er sich bereits in der Sträflingsjacke Wolle spulen sah. Was er um sich her erzählen hörte, floß, als er aufmerksamer lauschte, wie Balsam in sein gequältes Herz, ja allmählich kam es ihm sogar vor, als habe er gestern wirklich durch jenen Hausfriedensbruch ein gutes Werk gestiftet, denn man sprach

allgemein, wenn auch höchst düster und verworren von grauenhaften Enthüllungen, die dem Gerichte schon bekannt geworden und demnächst die ganze Menschheit mit Entsetzen erfüllen würden.

Endlich erschien ein Gast, eine Gerichtsperson, mit der Nachricht, das Gericht habe bereits die Beschlaglegung des ganzen gräflichen Vermögens verfügt.

Fritz bezahlte seine Zeche; er erhob sich, um direct auf das Stadtgericht zu gehen und sich von einigen ihm befreundeten Subaltern-Beamten ein Licht in dieser düstren Sache anzünden zu lassen.

XVI.

Ein Morgenbesuch.

Sehen wir uns inzwischen nach Eugen um, dem von allen diesen Gerüchten nichts bekannt wurde, weil er nicht in der Lage war, davon zu hören.

Als er sich am Morgen angekleidet auf dem Sopha fand, sprang er verwundert auf und beschaute sich von oben bis unten. Die wenigen Stunden des Schlafes hatten ihn in Folge geistiger und körperlicher Ermattung von der Wirklichkeit so weit abgeführt, daß er im ersten Momente des Erwachens sich über dieses seltsame Schlafcostüm keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Aber diese Wirklichkeit, als sie ihm klar wurde, war so entzückender Art für ihn, daß er schon im zweiten Momente, nachdem er flüchtig seine Sinne geordnet, jubelnd die Hände zusammenschlug, im Zimmer umhertanzte und einmal über das andre Kätchens Namen rief.

Mitten in diesem heidnischen Tanze überraschte ihn das Eintreten des Obersten von Beda.

„Sie, Herr Oberst! Und schon so früh! . . . Ach wie glücklich mich Ihr Besuch macht, denn er überzeugt mich, Ihre Miene sagt es mir, daß das Alles kein Traum gewesen!“

Mit diesen Worten eilte ihm Eugen entgegen. In seinem Freudetaumel vergaß er ganz den Respekt, welchen er sonst seinem Vormunde gewidmet, und packte den alten Herrn mit beiden Armen.

Oberst von Beda ließ sich dies gern gefallen und lächelte über den Jubel seines Mündels.

„Lieber Eugen,“ begann er, sich einen Stuhl nehmend, „Sie haben sich gestern so geschickt bewiesen, daß ich nicht anstehe, Sie heute mit einer wichtigen Mission zu beauftragen, — die Sie sicherlich mit noch weit mehr Vergnügen übernehmen werden,“ setzte er scherzend hinzu.

„Befehlen Sie, Herr Oberst! . . . Alles was Sie mir auftragen, thue ich gern! . . . Aber erinnern Sie sich auch des Versprechens, das Sie mir gestern gaben?“

„Gewiß erinnere ich mich! Hören Sie mich ruhig an. Unsre Angelegenheit scheint eine überraschende Wendung zu nehmen!“

Eugen starrte den Oberst mit höchster Spannung an.

„Ich habe Ihnen gestern Abend zu sagen unterlassen, daß es mir gelungen, den früheren Lakaien des Grafen Werther, Ihren Freund, durch den Polizei-Direktor *** verhaften zu lassen und zwar auf Grund sehr gravirender Aeußerungen, welche dieser Mensch in Gegenwart des letzteren machte. Graf Werther, der Vater, ist in der Nacht noch abgereist; der Zufall wollte, daß ich selbst Zeuge davon war. Wie ich hoffe und

in seinem Interesse wünsche, wird er nicht zurückkehren. Gewiß hatte er Nachricht von Hermann oder von der Verhaftung dieses Burschen, vielleicht auch von Beidem. Da seine Person uns nicht interessirt, wünsche ich ihm eine glückliche Reise . . . Der Polizei-Direktor versprach mir nun gestern Abend, den Burschen sofort in's Verhör zu nehmen; er hat sein Wort gehalten und brachte mir schon bei Tagesanbruch persönlich die Resultate dieses Verhörs, die alle meine Erwartungen und Befürchtungen übertreffen . . ."

„Und Kätchen . . . ?" unterbrach ihn Eugen in immer wachsender Spannung.

„Ich komme darauf; hören Sie nur! Der Eile wegen theile ich Ihnen nur mit, was Sie vor Allem wissen müssen und was zunächst zu unsrer Aufgabe gehört."

Eugen rückte ungeduldig auf seinem Stuhl.

„Der Verhaftete, ein feiger Patron, bekannte sofort, daß er um das Verbleiben des Mädchens wisse, daß er aber an der Entfernung desselben unschuldig sei. Fräulein Schirmer befindet sich bei der Mutter dieses Burschen in dem etwa zwölf Meilen von hier an der Eisenbahn belegenen Städtchen X."

Eugen athmete tief auf; eine Zentnerlast wälzte sich von seinem Herzen.

„Unter dem Vorgeben, daß das Mädchen dem jungen Grafen gefährlich sei, der allerdings eine heftige Leidenschaft für sie gefaßt, hat man sich an den Burschen gewendet, der die Sache vermittelte. Weitere Unbill scheint dem armen Kinde nicht zugefügt zu sein; man hat sie eben nur von hier wegschaffen

wollen und Graf Alfred scheint von ihrem Versteck wirklich nichts zu wissen."

„Gott sei gelobt!" rief Eugen. „Wie habe ich stets bei dem Gedanken gezittert, daß . . ."

„Ich glaube nun, Eugen," fuhr der Oberst lächelnd fort, „daß ich es Ihnen als eine Belohnung für Ihre gestrige entschlossene That schuldig bin, Sie mit der Zurückführung des Mädchens hieher zu beauftragen."

Eugen sprang wie electrisirt auf; sein ganzes Antlitz strahlte vor Freude.

„Am liebsten wär's mir, das Mädchen bliebe noch, wo sie ist, vorausgesetzt, daß sie sich dort nicht in schlechten Händen befindet. Da ich dies nun aber nicht wissen kann und da das arme Kind so viel geduldet, daß ihr eine Freude doppelt wohlthuend sein muß, so machen Sie sich reisefertig. In einer Stunde geht der Bahnzug und geht Ihnen Alles nach Wunsch, so können Sie schon heut Abend mit dem Fräulein hier sein!"

Eugen fiel dem Obersten um den Hals. Dieser schmunzelte über die ungekünstelte Freude des jungen Mannes.

„Ich . . . ich soll Kätchen abholen, soll sie hieher führen, soll an ihrer Seite sitzen! O, das ist zu viel Glück!" rief er ganz außer sich.

„Am besten, lieber Eugen, wird es sein, Sie mäßigen sich in Ihrer Freude ein wenig, damit Sie Ihren Auftrag mit all der Ueberlegung ausführen können, welche die Sache erfordert. Wir können nicht wissen, wie weit wir den Aussagen des Bur=

schen zu trauen haben und ob das Auffinden des Fräuleins so leicht sein wird, wie wir uns vorstellen."

„Sie haben Recht, Herr Oberst!" antwortete Eugen, ein wenig verstimmt.

„Sie können sich auf die Eisenbahn begeben, wie Sie da sind," fuhr der Oberst fort. „Finden Sie das Mädchen, so sagen Sie ihr weiter nichts als: der Oberst von Beda, der Freund ihres seligen Vaters, der eben erst hieher zurückgekehrt sei und von ihrem Schicksal gehört habe, schicke Sie zu ihr. Sie solle sofort mit Ihnen zurückreisen, denn sie stehe fortab unter meinem Schutz ... Dies und nichts weiter sagen Sie ihr; nichts weiter! ... Da sie vermuthlich keine Veranlassung haben wird, Ihnen zu mißtrauen, so bedarf es hoffentlich keiner schriftlichen Vollmacht von mir! ... Noch einmal schärfe ich Ihnen ein: beobachten Sie die größte Vorsicht und schweigen Sie! Sollten Sie auf unerwartete Hindernisse stoßen, so bedienen Sie sich des Telegraphen, um mich sogleich davon zu benachrichtigen ... Jetzt reisen Sie mit Gott! Heute Abend liefern Sie das Mädchen in meiner Wohnung ab. Da ich Junggeselle bin, werde ich inzwischen wohl Zeit finden, für ein passendes Obdach zu sorgen ... Adieu, lieber Eugen!"

Der Oberst ging. Eugen ließ sich kaum Zeit, die allernöthigste Reise-Toilette zu machen, und stürmte dann zum Zimmer hinaus.

XVII.

Die Verbannte.

Eine Woche hindurch lebte Kätchen bereits in der kleinen Stadt, wohin sie Hermann geschickt und wo sie von einer ältlichen, dürftig gekleideten Frau und deren Tochter am Bahnhofe empfangen worden war. Beide hatten sie vom Bahnhofe mit sich genommen wie Jemanden, von dem man nicht recht weiß, was man mit ihm anfangen soll; man hatte ihr ein halb dunkles Hinterzimmer eingeräumt, in welches die hohen Hofmauern nur das nothwendigste Tageslicht herein dringen ließen und das ersichtlich bisher von der Tochter bewohnt worden war. Dann hatte man sie sich selbst überlassen, nachdem sie jede Erfrischung abgelehnt.

Am ersten Abend, als man ihr Licht brachte, setzte sich Frau Ringermann, ihre Wirthin, zu ihr, gab sich Mühe, eine vertrauliche Unterhaltung einzufädeln und suchte, aus Kätchen das Geheimniß heraus zu locken, das ohne Zweifel in ihrer Person stecken mußte. Man hatte der guten Frau nichts weiter geschrieben, als daß man für Kätchen hier in dieser kleinen Stadt

ein Unterkommen suchen solle, gleichviel was für eins; da sie eine Waise sei, werde ihr jede Stellung willkommen sein.

Nun aber sah Kätchen der guten Frau keineswegs wie eine gewöhnliche Waise aus; ihr fehlte Alles, was man so im Allgemeinen unter einer Waise versteht; zudem imponirte ihr die Schönheit, das ernste, würdevolle Wesen des Mädchens. Der Stempel des Unglücks, die Spuren des Schmerzes auf ihrem Antlitz ließen auf Mancherlei schließen — jedenfalls lag ein Geheimniß hinter diesen schwermuthsvollen großen Augen verborgen und das mußte die gute Frau heraus haben.

Demnächst war es aber noch Eins, was die letztere beunruhigte. Was für ein Unterkommen sollte sie einem jungen Mädchen von dieser vornehmen Haltung verschaffen, vor welcher ja Jedermann in der kleinen Stadt hochachtungsvoll den Hut ziehen mußte! Hätte man ihr geschrieben, Kätchen sei eine Baronin, die incognito reise, so würde sie das ohne Weitrres geglaubt haben, aber ein armes, hilfsbedürftiges Mädchen — danach sah sie nicht aus, denn ein solches Air hatten selbst die Töchter des Bürgermeisters und des Landraths, der beiden wichtigsten und vornehmsten Personen, nicht.

Kätchen ihrerseits fühlte sich durch die Gesprächigkeit der Frau sehr belästigt, denn sie wäre so gern mit sich und ihrem Schmerz allein gewesen; aber sie ließ dies nicht merken und zeigte ihr die größte Leutseligkeit. Noch mehr belästigt fühlte sie sich, als auch die Tochter später am Abend sich einfand, um mit ihr Bekanntschaft zu machen.

Dieses Mädchen, von ganz hübschem Aeußeren, aber natür-

lich ohne jegliche Bildung, hatte Etwas im Wesen, das Kätchen verletzte, wie sehr jene sich auch in ihren Schranken zu halten suchte. Es lag etwas Freches und Ordinäres in ihrem ganzen Benehmen, instinctmäßig fühlte Kätchen heraus, mit wem sie es zu thun hatte, und es bedurfte gar nicht der Klagen ihrer Mutter, wie schwer es sei, sich von der Hände Arbeit zu ernähren, weshalb denn auch ihre Tochter beschlossen habe, sich in der großen Stadt Beschäftigung zu suchen. Die gute Frau versäumte natürlich hinzu zu setzen, daß ihr Fräulein Tochter bereits einmal ihr Glück draußen versucht hatte, daß dieselbe vor einem Jahre mit einem der Kunstreiter, die in dem Städtchen Vorstellungen gegeben, durchgegangen und nach wenigen Monaten, als derselbe ihrer satt geworden, bettelarm zurückgekeht war. Eine eigentliche Beschäftigung hatte das Fräulein augenblicklich also nicht und die Mutter lebte von der Feinwäsche, die freilich nicht viel einbringen konnte.

„Ich begreife nicht," schloß die Mutter des ehrenwerthen Josef ihre Rede, „wie mein Sohn es zugeben konnte, daß man Sie von der großen Stadt hierher schickte, wo doch der Erwerb so kümmerlich ist; indeß da Sie einmal da sind, müssen wir schon sehen, was zu machen ist!"

Kätchen erfuhr jetzt, was ihr Hermann verschwiegen: daß sie sich bei der Mutter eines früheren gräflichen Lakaien befinde. Sie antwortete mit einem Seufzer und da die Frau einsah, daß sich ihr das Geheimniß, nach welchem sie forschte, heute nicht werde enträthseln lassen, so tröstete sie sich damit, daß ja

morgen auch noch ein Tag sei, wünschte Kätchen eine gute Nacht und verließ mit ihrer Tochter das kleine Zimmer.

Das unglückliche Kind athmete wieder auf, als sie sich allein sah. Freilich war sie dem ihr zur Folter gewordenen Leben in der großen Stadt entronnen, aber was war aus all den Träumen geworden, die sie hieher begleitet! Sie hatte gehofft, hier ein stilles, friedliches Asyl zu finden, hier in tiefer Zurückgezogenheit in unermüdlichem Fleiß ihr tägliches Brod zu gewinnen, fern von allen Ansprüchen, welche das Herz und die Jugend zu machen berechtigt, ein friedliches Dasein zu führen, zu vergessen, was die Welt ihr an Unrecht zugefügt, und so endlich einmal wieder froh zu werden. Mit dem Andenken ihres theuren Vaters in der Brust, des Einzigen, der sie geliebt hatte, und vielleicht auch mit einigen Erinnerungen an den jungen Mann, der sich ihrer so liebevoll angenommen — damit wollte sie die Stunden der Muße ausfüllen und jeden Gedanken an ein höheres Glück von sich fern halten.

Mit geringeren Ansprüchen hat wohl niemals ein junges Gemüth an der Schwelle des Lebens gestanden, leider aber scheint das Schicksal gerade die Aufrichtigkeit solcher Bescheidenheit am härtesten auf die Probe zu stellen. Es ist eine traurige Wahrheit, daß dem von aller Hülfe Entblößten ein Piaster oft ebenso unerreichbar ist wie eine Million. Der erste Schritt ist immer der schwerste, so zum Glück wie zum Reichthum.

Schon wenige Stunden später sollte Kätchen bereits einsehen, wie verwegen selbst diese armseligen Träume gewesen. Ihr reines, unentweihtes Gemüth sagte ihr, in welche Umgebung

sie gerathen. Wußte Hermann hievon? Kannte er den Charakter, das Wesen dieser Menschen, denen er sie übergeben? Schon zum zweiten Male hatte dieser Mann ihr ein Asyl verschafft, das mindestens zweideutig zu nennen war; entweder er handelte mit dem größten Leichtsinn gegen sie, oder es lag dieser Handlungsweise eine Berechnung zu Grunde, welche Kätchen nicht zu durchschauen wagte.

Dort — das sah Kätchen bereits an diesem Abend ein — dort in der großen Stadt gab es wenigstens für den Unglücklichen einen weiten Spielraum; dort konnte man sich nach allen Seiten hin flüchten vor dem verfolgenden Schicksal; hier aber fühlte sie sich wie in einem Gefängniß, hier war der Raum so eng, die Luft so drückend, die Stille so peinigend. Jener Lärm der großen Stadt, der ihr so beängstigend gewesen, jetzt sah sie ein, daß er wenigstens den Vortheil hatte, den inneren Schmerz zu betäuben. Alles, was sie hier umgab, berührte sie enger, unmittelbarer; es war ihr, als sei sie mit einem Netz umgarnt, dessen Fäden jeden ihrer Nerven umschlangen; es lag ihr so schwer, so drückend auf der Brust, daß sie hätte aufschreien mögen, als sie allein war.

Dennoch, mit all der Philosophie, deren dieses junge, in Leiden sich allmählig stählende Gemüth fähig war, verstand sie es, sich zu beruhigen; sie sagte sich, daß der Aufenthalt in diesem Hause ja nur vorübergehend; sie machte sich Vorwürfe, daß sie undankbar sei und nahm sich vor, zeitig die Ruhe zu suchen. Morgen, davon war sie überzeugt, werde sie anders denken; sie war ja das Leben in der kleinen Stadt gewohnt, es war ihr

sogar lieb geworden und sie hatte sich nach demselben zurückgesehnt.

Kaum aber begann sie sich zu entkleiden, als in dem vorderen, anstoßenden Zimmer sich eine laute Unterhaltung entspann. Sie hörte Männerstimmen, lautes Gelächter, Aeußerungen, welche ihr Zartgefühl im höchsten Grade verletzten. Mit Entsetzen sah sie die Befürchtungen, welche sie eben erst niedergekämpft, bewahrheitet.

Der Lärm im Vorderzimmer währte bis Mitternacht. Kätchen hatte nicht gewagt, sich nieder zu legen. Zitternd vor einem Gedanken, der ihr das Blut erstarren machte, saß sie angekleidet auf dem Rande des Bettes. Die Ermüdung legte sich wohl oft auf ihre Augenlider und drückte diese zu, erschreckt aber raffte sie sich jedesmal wieder zusammen und ermunterte sich, bis endlich der Lärm schwieg, Alles im Hause still ward und auch sie sich der ersehnten Ruhe überlassen konnte.

Wir wollen unsere Leser nicht mit Aufzählung aller der kleinen unangenehmen Berührungen ermüden, in welche Kätchen trotz ihrer Klugheit und Fügsamkeit mit ihrer neuen Umgebung gerieth. Sie fürchtete dieses Weib seit der erste Abend sie über deren Charakter aufgeklärt, und die Nähe dieses Mädchens war ihr wie die eines Skorpions. Dennoch war sie vorsichtig genug, dies nicht zur Schau zu tragen.

Schon am ersten Morgen wünschte sie einige Fingerzeige, nach welchen sie sich ein anständiges Unterkommen verschaffen könne. Man schien sehr taub, machte auf alle die Schwierigkeiten aufmerksam und deutete darauf hin, daß ja der Herr

Hermann in seinem Briefe versprochen habe, schon in den nächsten Tagen hinreichend Geld für den Unterhalt des Gastes senden zu wollen; es sei demnach eine so große Eile gar nicht nothwendig. Wenn Kätchen übrigens Langeweile habe, so gebe es zu thun genug im Hause, und wenn sie nach der Arbeit an kleinen Zerstreuungen Gefallen finde, so lasse sich auch dafür sorgen.

Kätchen war zu dem Ersteren gern bereit und lehnte das Letztere dankbar ab. Während des Tages fand sie in ihrem Zimmer Beschäftigung. Eine kleine Promenade durch die Stadt lenkte die Aufmerksamkeit der Bewohner auf ihre Schönheit, die hier unmöglich versteckt bleiben konnte.

Am Abend ward Kätchen eingeladen, im Vorderzimmer eine Tasse Thee mit zu trinken; man erwartete einige Freunde. Kätchen dankte, begab sich in ihr Zimmer, und die Nachbarschaft war an diesem Abend ebenso unruhig wie gestern.

Am dritten Tage schüttelte die Hausfrau den Kopf und äußerte halblaut, es sei doch sonderbar, daß man das versprochene Kostgeld noch immer nicht gesandt. Kätchen, um das Weib sich wenigstens geneigt zu erhalten, nahm aus ihrer Sparkasse einige Thaler und reichte sie ihr mit dem Bemerken, sie möge dies einstweilen annehmen, sie selbst sei noch nicht ganz von Mitteln entblößt.

Die Frau nahm das Geld mit einer satyrischen Miene. „Aha!“ murmelte sie vor sich hin. „So sind meine Vermuthungen doch nicht so ganz grundlos! Der junge Graf, von dem mir Josef einmal geschrieben! . . . Ich begreife nur

nicht, warum man dann so spröde und zimperlich thut! Die Grafen wachsen hier allerdings nicht wie die Kartoffeln, aber man muß sich im Nothfall auch mit Geringerem behelfen! ... Nun, wir werden uns schon besinnen!"

Am vierten und fünften Tage kam noch immer das versprochene Geld nicht. Kätchen begegnete gerümpften Nasen; die Mutter schwieg zwar, aber die Tochter gestattete sich einige anzügliche Bemerkungen. Mit schwerem Herzen griff Kätchen abermals in ihre Sparkasse und zu ihrem Schrecken sah sie, daß nur noch wenige Thaler in derselben zurückblieben ... Was sollte aus ihr werden, wenn diese auch in die Hände dieses Weibes wanderten! Von Bemühungen um ein Unterkommen für Kätchen war nicht die Rede, wie oft sie auch darum bat; im Gegentheil, man schien ihr selbst jeden Schritt dieser Art abschneiden zu wollen. Kätchens Angst wuchs mit jeder Stunde. Dieses Haus war ihr eine Hölle und wenn sie, gejagt von ihrer Verzweiflung, auf die Straße eilte, war es ihr, als begegne sie spöttischen, ja verächtlichen Mienen von Seiten der Weiber, herausfordernden und unverschämten Blicken von Seiten der Männer. Dem einen Fluch glaubte sie entronnen zu sein und hier senkte sich ein neuer, nicht minder vernichtender auf ihr unschuldiges Haupt. Es war ihr, als müsse sie in die Erde sinken, als endlich eine Aeußerung in ihr Ohr tönte, die ihr auch den letzten Rest des Zweifels nahm, an welchen sie sich noch geklammert.

Kätchens Muth war erschöpft. Die Welt war ihr ein Labyrinth, aus welchem sie keinen Ausweg mehr zu finden ver-

mochte! — Noch besaß sie einige Thaler, noch besaß sie einige Schmucksachen, die sie verkaufen konnte. Sie mußte fort von hier, nachdem sie sich überzeugt, daß man sie nur hieher gesandt, sie um so gewisser zu verderben. Nicht in die große Stadt wollte sie, wo sie ihren Feinden wieder in die Arme gelaufen wäre, nein, in ihren stillen, theuren Heimathsort, an das Grab ihres Vaters, dorthin, an die Ufer des Rheins, nach welchen das arme gequälte Herz eine so unendliche Sehnsucht empfand. Ja, dort wußte sie noch edle Menschen zu finden; nur dort war sie ja glücklich gewesen, und umschwebt von dem schützenden Geiste des Seligen hoffte sie es noch einmal dort zu werden.

Sie eilte zu ihrem Reisekoffer und fand diesen zu ihrem Schrecken unverschlossen. Sie suchte nach der tief auf dem Boden des Koffers versteckten Börse, sie durchwühlte Alles — Die Börse war verschwunden.

Wie vom Blitz getroffen stand Kätchen da. Aber noch einmal begann sie suchen . . . und noch einmal vergebens! Die Börse war nicht mehr da.

Kätchen suchte das kleine Etui, in welchem sie die wenigen Goldsachen verwahrte, die ihr vom Vater geschenkt waren; auch dies war nicht zu finden und umsonst waren alle ihre Bemühungen.

Kalter Schweiß deckte Kätchens Stirn. Regungslos und bleich starrte sie auf den Inhalt des Koffers. Auch das letzte Rettungsmittel war ihr genommen! Sie war bestohlen, schändlich bestohlen!

Heiße Thränen rannen über ihre Wangen; die Hände verzweifelnd gefaltet stand sie da, mit Entsetzen sah sie ein, daß sie nicht nur unter ein Dach des Lasters, sondern auch des Diebstahls gerathen war. Und durch wen? Durch Leute, welche vorgaben, ihr wohl zu wollen, die sie mit gleißnerischer Miene in den Abgrund zu stoßen beabsichtigt.

„Alles, Alles nahm man mir!“ jammerte die Verlassene. „Meine Ruhe, meinen Frieden, mein gutes Bewußtsein, meinen ehrlichen Ruf, meine Ehre und nun auch das Letzte noch, was ich besaß! Den letzten Zehrpfennig, das letzte Andenken meines Vaters!“

Kätchen war nahe daran, selbst an der Vorsehung zu zweifeln; hatte doch diese nichts für sie als Schmerz, Schmach und Jammer! . . . Freilich glaubt Jeder von uns, sein Bündel hienieden sei am schwersten zu tragen; wir keuchen unter seiner Last und schleppen damit, so lange uns unsere Füße tragen. Hoffe auf Gott! ruft uns die schöne Lehre des Dulders zu; aber Hand aufs Herz, Leser, es giebt Schickungen, die uns die Rathschlüsse der Vorsehung mehr als unbegreiflich erscheinen lassen; es giebt Lasten, die in keinem Verhältniß zu der Tragfähigkeit einer armen Menschenseele stehen, und wenn wir trotz allem Vertrauen endlich hülflos zusammen gesunken sind, — rächt das Schicksal immer den Fußtritt, den uns die Lieblosigkeit unsrer Nächsten versetzt?

An diesem Punkte stand auch Kätchen. Trotz all ihrer moralischen Kraft, trotz all ihrem Gottvertrauen, das die beste Erziehung in ihr Herz gepflanzt, ihr fehlte die Energie zu fer-

nerem Kampf in dem Moment, wo sie sah, daß auch die letzte Waffe ihrer Hand entrungen war. Auf allen Seiten sah sie sich vom Verderben umringt und jetzt brach auch die letzte Brücke unter ihrem Fuß zusammen.

Mit einem aus dem Tiefsten des wehen Herzens dringenden Schmerzenslaut sank sie zusammen.

Die nächsten Tage fanden sie in dumpfer Resignation. Trotz all den Hindernissen, welche ihr in den Weg gelegt wurden, hatte sie einige Versuche gemacht, ein Unterkommen zu finden, war aber mit sichtbarer Geringschätzung zurück gewiesen worden. Ihr schwer verletztes Gefühl sagte ihr nur zu deutlich, daß hier auf eine ehrenvolle Existenz nicht zu rechnen war.

Kätchen überschlug im Geiste den Werth ihrer Kleidungsstücke. So viel mußten sie werth sein, um daraus wenigstens die kleine Summe zu gewinnen, mit welcher sie die große Stadt wieder erreichen konnte. Dort wollte sie betteln gehen, sich als Magd verdingen — gleichviel was es war; nur fort mußte sie, denn in diesem Hause hatte man es offenbar darauf abgesehen, sie zur äußersten Verzweiflung zu treiben. Man begegnete ihr mit Brutalität, man trieb die Schamlosigkeit, welche man ihr während der ersten Tage wenigstens nicht offen zur Schau getragen, vor ihren Augen, und verhöhnte sie rücksichtslos.

So war eine Woche verstrichen, als Kätchen ihrer Wirthin anzeigte, daß sie ihre Kleidungsstücke verkaufen und mit dem Erlös wieder zu ihrem bisherigen Aufenthaltsort zurückkehren werde.

Ein spöttisches Gelächter war die Antwort. Die Kleider,

hieß es, müßten als Unterpfand zurück bleiben, bis das versprochene Kostgeld angelangt sei, von dem man trotz den schönen Verheißungen noch keinen Schimmer gesehen; wenn sie gehen wolle, so möge sie sich nicht geniren; übrigens erzähle man sich sonderbare Geschichten. Die Behörde habe sich nach ihrem bisherigen Lebenswandel in der großen Stadt erkundigt und da seien denn sonderbare Dinge zum Vorschein gekommen. Danach zu urtheilen könne sie ihrem Schöpfer danken, wenn sie überhaupt noch ein ehrliches Obdach habe, denn nicht Jedermann sei so vorurtheilsfrei, sich mit fremden Geschöpfen einzulassen, die selbst der Polizei verdächtig, sich dabei das Air einer Gräfin gäben u. s. w.

Damit verließ sie das Zimmer.

Ein doppelter Donnerschlag. Kätchen versank in eine Betäubung, aus der sie erst nach einer Stunde erwachte. Ihr Kopf schmerzte; es pochte und glühte in ihrem Gehirn, das Fieber brannte in ihren Adern, mit beiden Händen packte sie ihre Schläfen, in denen es tobte, als wolle es ihr den Kopf zersprengen.

„Gott im Himmel, Barmherzigkeit!" schrie sie mit herzzerreißender Stimme. „Ich bin krank! Ich bin toll! Mein ganzes Leben muß ein Wahnsinn sein, mit dessen Ausgeburten dieses Gehirn sich foltert! Dieser Jammer, der nicht enden will, dieses Elend, das sich immer von Neuem häuft, — es kann ja nicht Wahrheit sein!"

Und mit der Kraft der Verzweiflung raffte sie sich vom Bett, auf welches sie besinnungslos hingesunken war und — —

erschreckt, zusammenfahrend wie vor einer Vision, dann wieder verlangend die Arme ausstreckend und in einen Thränenstrom ausbrechend, schrie sie aus innerster Seele:

„Sie! ... Sie! ... O nein, auch das muß Trug sein! Auch das ... Auch das! ... Ja, ich bin wahnsinnig, ich bin es! Ich fühle es! ... O, mein Kopf! Er schmerzt so fürchterlich! ... Und mein armes Herz, es bricht! ... Zu Hülfe! ... Ich ... ich ...“

Abermals sank Kätchen mit einem Jammerschrei zurück und abermals verlor sie das Bewußtsein.

In der That war der Anblick, welcher ihr Auge beim Erwachen schlug, ein so unerwarteter, daß Kätchen im Uebermaß ihrer Verzweiflung an der Wahrheit, an der Möglichkeit all dieser Leiden zweifelnd, auch dieses Bild für eine Täuschung halten mußte.

Eugen stand vor ihr; Eugen, der soeben, von der Wirthin gefolgt, herein getreten, die in ihm natürlich den jungen Grafen vermuthet und mit diesem endlich das längst erwartete Geldschiff angelangt glaubte.

Mit Entsetzen sah Eugen den Zustand des armen Mädchens, und dieser Anblick war für ihn so erschütternd, daß er selbst für einen Augenblick die Besonnenheit verlor. So mußte er sie wieder finden, ein Raub des Schmerzes, der Verzweiflung! Ihr Angstschrei schnitt ihm ins Herz; der Blick, mit welchem sie ihn anstarrte wie eine Erscheinung aus einer andren Welt, der unendliche Jammer, welcher sich über ihre entstellten Züge

ausbreitete, machte ihn zur Statue. Auf ein solches Wiedersehen war er nicht gefaßt gewesen!

Für Eugen war dieser Anblick so ergreifend, daß er ganz außer Fassung Minuten lang dastand. Wenig bekannt mit all den Prüfungen, welchen uns das Leben unterwirft, ohne eine Ahnung von all der Seelenpein, welche das Schicksal oft auf ein einziges schwaches Wesen ladet, hatte er auch von Kätchens Leiden bisher wenig gekannt. Wer auch hätte ihn in die Schmerzen einweihen sollen, mit welchen diese stille Dulderin täglich zu kämpfen gehabt!

Jetzt, da er gekommen war, um sie aus einer Lage zu befreien, über die er sich einigermaßen beruhigt, seit er wußte, daß sie hier nicht den persönlichen Angriffen ihres Verfolgers ausgesetzt gewesen, jetzt sah er Kätchen in einem Zustande der Verzweiflung, er hörte sie Jammerworte ausstoßen, welche ihm das Blut in den Adern erstarren machten.

Was war mit dem Mädchen vorgegangen? Ihr Auge, halb gebrochen von höchster Seelenqual, ihr todtbleiches Antlitz, ihre Worte, ihre Ueberraschung, als sie Eugens ansichtig wurde, der Wahnsinn, von dem sie gesprochen, das Alles stürzte Eugen in eine Fluth von entsetzlichen Vermuthungen, welche ihm selbst jede ruhige Ueberlegung unmöglich machten.

Dennoch, durch alles Dies leuchtete ihm die wahre und innige Freude in's Herz, welche sein Anblick in der Unglücklichen erregt, und das gab auch ihm schnell den Muth zurück.

Er warf einen Blick umher in dem Zimmer und ließ sein Auge forschend auf der in so unterwürfiger Haltung neben

ihm stehenden Frau ruhen. Diese zeigte die theilnehmendste Miene, denn Frau Ringermann affectirte ihr Mitleid so meisterhaft, daß Eugen kein Arg haben konnte.

Da öffnete sich die Thür und die würdige Tochter trat mit allen Zeichen der Neugier und Schadenfreude ins Zimmer. Als sie Eugen erblickte, fuhr sie zurück und wußte nicht recht, was sie von diesem Besuch zu halten habe.

Eugens Auge haftete auch auf ihr. Das Gesicht, die ganze Erscheinung des Mädchens gefiel ihm nicht. Unwillkürlich gab er ihr ein Zeichen, zurück zu bleiben, und ebenso unwillkürlich verschwand das Fräulein wieder.

„Was ist hier vorgefallen?" fragte Eugen endlich, sich der ganzen Bedeutung seiner Mission bewußt werdend.

„Ach, . . . nichts, Herr Graf!" antwortete die Frau mit gutherzigem Lächeln. „Es ist wohl einer der Anfälle . . . das Fräulein hat sie schon öfter gehabt; wahrscheinlich hat sie Heimweh; der Herr Graf sahen ja soeben, wie froh sie war, als sie Ihrer ansichtig wurde."

Die letzteren Worte begleitete Frau Ringermann mit einem Blick kupplerischen Einverständnisses, der Eugen entrüstete.

„Für wen halten Sie mich?" rief er, diese Annäherung des Weibes stolz zurückweisend.

„Nun . . . Sie sind doch der Herr Graf . . .?" antwortete sie scheu und mißtrauisch werdend.

„Ich bin kein Graf; ich bin gekommen, um dieses arme Mädchen aus einer Umgebung zu erlösen, die mir ihren be-

dauernswerthen Zustand fast erklären müßte! . . . Vor allen Dingen eilen Sie zum Arzt; die Arme ist krank!"

Zaudernd stand Frau Ringermann da, schüttelte den Kopf und machte ein impertinentes Gesicht, als Eugen an Kätchens Bett trat und sich über sie beugte.

Mit Schrecken sah er den kalten Angschweiß auf Kätchens Stirn; ihre Hände waren kalt und starr; ein heftiger Krampf hatte sich der Armen bemächtigt.

Eugen glaubte anfangs vor einer Leiche zu stehen. Er ergriff ihre Hände, er bedeckte sie mit Küssen, er rief Kätchens Namen, er eilte im Zimmer auf und ab und jammerte, stürzte wieder an das Bett und harrte in Todesangst auf die Ankunft des Arztes.

Dieser kam nicht. Frau Ringermann war, als sie eingesehen, daß ihre Aussicht auf das versprochene Geld sich nicht realisirte, daß Eugen nicht der Graf sei und daß also aus der ganzen Geschichte in keiner Weise ein reeller Vortheil zu ziehen — Frau Ringermann war in das vordere Zimmer zurückgekehrt und verabredete dort mit ihrer Tochter, was unter diesen Umständen zu machen sei.

Eine Viertelststunde war verstrichen, als endlich Kätchen's Bewußtsein zurückkehrte. Langsam schlug sie das schöne Auge auf; ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Sie fühlte heftigen Kopfschmerz, das Fieber tobte in ihren Adern, ihr Herz begann von neuem seine ungestümen Schläge, so laut und schnell, daß es ihr an Athem fehlte. Ein halber Schmerzenslaut suchte der inneren Angst Luft zu machen.

Plötzlich fiel ihr Blick auf Eugen, der an ihrem Bette stand, ohne sich zu regen. Kätchens Zustand erschien ihm so bedenklich, daß er fast fürchtete, von ihr erkannt zu werden, und dennoch fühlte er das Bedürfniß, sie zu beruhigen, ihr mitzutheilen, welch eine günstige Wendung ihr Schicksal genommen.

Eugens Anblick machte wirklich auf Kätchen einen heftigen Eindruck; ihre Hände falteten sich auf der Brust, ihr vom Fieber leuchtendes Auge hob sich gen Himmel; es schien, als danke sie diesem für den rettenden Engel, den er ihr gesandt.

„So war es also kein Traum!" flüsterte sie vor sich hin.

Eugen beugte sich zu ihr hinab und suchte ihre Hand zu fassen.

„Kätchen," wagte er leise und schüchtern diesen Namen zum ersten Male in ihrer Gegenwart auszusprechen. „Was ist Ihnen geschehen? Ich kam, um Sie zurück zu führen, um Sie aus einer Umgebung zu erlösen, die . . ."

Kätchen machte ein mattes Zeichen mit der Hand.

„Mir ist, als sähe ich einer gänzlichen Erlösung entgegen," sagte sie, die Hand auf die Stirn legend. „O, es war die höchste Zeit, daß Sie kamen, oder vielleicht . . . ist es auch schon zu spät!" setzte sie langsam hinzu. „Ich fühle es, ich bin krank, sehr krank . . . Es war zu viel; ich glaubte mich stärker als ich wirklich bin . . ."

„Fassen Sie vor Allem neuen Muth, Kätchen," sagte Eugen, die zarte, jetzt glühend heiße Hand drückend, welche, wie es schien, so gern in der seinigen ruhte. „Vergessen Sie, was

Sie Trauriges erlitten, denn Alles hat sich zum Guten, zum Glück gewendet; Sie werden wieder heiter und froh sein; Sie haben redliche, aufrichtige Freunde . . ."

Kätchen schüttelte trauernd den Kopf.

„Freunde!" rief sie mit schmerzlichem Lächeln. „Gram und Kummer, Elend und Verzweiflung sind meine Freunde gewesen und werden es auch ferner sein!"

„Sie waren es vielleicht! O, ich kann mir denken, was Sie gelitten!" fuhr Eugen fort. „Aber jetzt . . . Glauben Sie, Kätchen, daß meine Freundschaft für Sie aufrichtig ist?"

Ein leiser Druck der Hand war Kätchens Antwort.

„Es war Unrecht von Ihnen, daß Sie uns verließen, daß Sie mich von Ihrer Abreise nicht unterrichteten!"

Kätchen nickte mit dem Kopfe. Ihr Antlitz begann immer mehr zu glühen.

„Wir hatten keine Ahnung von Ihrem Verbleiben," fuhr Eugen fort. „Man hatte dies in das tiefste Geheimniß gehüllt; da wir aber rastlos forschten, gelang es uns heute, Ihren Aufenthalt zu erfahren."

„Ich sah zu spät ein, daß man mich verderben wollte!" flüsterte Kätchen furchtsam.

„Sie haben einen Freund, der sich Ihrer aufs innigste annimmt, der aber zu spät von Ihrem Verschwinden erfuhr; es ist . . .

Ein Schmerzenslaut unterbrach Eugen. Vom Fieberfrost geschüttelt hatte sich Kätchen zurückgeworfen; ihre Augen schlossen sich, ihre Hände, ihr ganzer Körper zitterten.

Eugen sprang auf. „Der Arzt! Wo ist der Arzt!“ rief er zum Zimmer hinaus eilend. Er durchsuchte die kleine Wohnung und fand endlich Frau Ringermann gleichgültig mit ihrer Tochter am Fenster sitzend.

„Haben Sie zum Arzt geschickt?“ fuhr Eugen sie an.

Sie zuckte nichtachtend die Achsel.

„Weib, haben Sie kein Mitleid für eine Kranke?“ rief Eugen, sie bei der Schulter packend.

„Das Frauenzimmer liegt uns lange genug auf dem Halse! Kein Mensch bezahlt für sie; was gehen mich fremde Leute an!“ versetzte sie brutal.

Eugen warf seine Börse auf den Tisch und dieser Anblick erst vermochte Frau Ringermann das nöthige Mitgefühl einzuflößen.

„Hier in der Vorstadt wohnt leider kein Arzt,“ sagte sie. „Doch wenn es durchaus nöthig ist, kann meine Tochter in die Stadt laufen!“

„Ich selbst werde ihn holen; geben Sie mir das Mädchen dort mit, um ihn zu finden!“

Wenige Minuten später befand sich Eugen in Begleitung des Mädchens auf dem Wege zum Arzt. Als er erst nach einer halben Stunde mit diesem zurückkehrte, lag Kätchen im heftigsten Nervenfieber, das die Arme mit einer Gehirn-Entzündung bedrohte . . . .

Täglich empfing der Oberst eine telegrafische Nachricht über den Zustand seines Schützlings, und täglich ward die Aussicht geringer, das Leben der Unglücklichen zu erhalten, obgleich der

Oberst selbst seinen Arzt nach dem Städtchen gesandt und dieser sich die erdenklichste Mühe gab, ein Leben zu retten, auf welches der Oberst so hohen Werth zu legen schien.

Endlich erhielt er einen Brief von Eugens Hand, dessen Inhalt den Obersten gänzlich entmuthigte. Eugen schrieb:

„Was in Menschenkräften steht, ist von uns aufgeboten, um Kätchens Leben zu erhalten, doch Alles scheitert und selbst die Ursachen, welche eine solche Erschütterung dieses zarten Wesens bewirkt, werden uns verborgen bleiben, obgleich ich sie ahnen kann. Schwer, unendlich schwer muß diese Dulderin gelitten haben, sie, die bei so viel Schönheit und Jugend nur auf den Dornen des Lebens gewandelt! Herzzereißend ist es, die wilden Phantasien zu hören, welche das Fieber auf ihre Zunge legt; sie aber sind es eben, die mir verrathen, was die Unglückliche bisher in ihrer Engelsdemuth schweigend und leidend getragen!

Was mir aber am meisten das Herz zerreißt, was mir selbst täglich, ja stündlich eine Anklage gegen die Vorsehung entlockt, das ist die Ueberzeugung, daß ich hoffen durfte, daß ich aber kaum dies wagend schon am Grabe meiner Hoffnung stehe. Sie spricht meinen Namen in ihren Phantasien; sie ruft nach mir, wenn das Fieber sie zu den erlittenen Qualen zurückträgt und ihr einen Angstschrei entreißt; sie streckt die Hand, diese zarte in Fieberhitze glühende Hand nach mir aus, und weun ich seit heute Morgen zu ihr trete, wenn ich ihre Angst mit den überzeugendsten Worten zu beschwichtigen suche, so erkennt sie mich nicht mehr. Jetzt erst sehe ich, welch eine

schreckliche Verwüstung die Krankheit in diesem Gemüthe angerichtet! . . . O, es ist himmelschreiend, einen Engel wie diesen unter so grausamen Prüfungen erliegen zu sehen! . . .

So eben tritt Ihr Arzt vom Krankenbette zu mir. Die Krise ist da . . . In wenigen Stunden hat sie ausgerungen, oder . . . Großer Gott, ich wage es nicht, Angesichts solcher Leiden nur einen Schimmer von Hoffnung zu fassen, und dennoch klammert sich mein Herz mit einer wahren Todesangst an dieses Phantom! Könnte ich beten in dieser Herzensqual, in dieser Folter, der ich nun so viele Tage und Nächte hindurch unterlegen, ich würde auf meine Knie stürzen und den Himmel um Rettung anflehen! Aber was vermöchte noch ein Gebet! Hat die Vorsehung in kalter Strenge, ich möchte sagen Grausamkeit, so viel Elend über ein schuldloses Wesen verhängt, was könnten Worte fruchten, wo dieses Engels eigner Mund schon so lange umsonst um Gnade und Barmherzigkeit gejammert!" . . .

XVIII.

Das verlorne Paradies.

Vier Wochen sind verstrichen seit der Oberst von Beda diesen Brief empfing, und Manches hat sich inzwischen geändert.

Der Sommer ging seinem Ende zu. Die Residenz füllte sich wieder mit der großen Zahl Derer, die mit dem ersten warmen Sonnenstrahl hinaus fliegen und mit dem ersten herbstlichen Hauch wieder nach Hause kehren.

Oberst von Beda, der seine diesjährige Cur so früh begonnen, um nach Beendigung derselben noch eine Erholungsreise anzutreten, hatte auf diese schönen Reisepläne verzichten müssen. Die von uns geschilderten Ereignisse, in welche er sich gemischt, in deren Abwickelung er selbst ein treibendes Rad spielte, hatten ihn vollauf beschäftigt und ihm beide Hände voll Arbeit hinterlassen.

Was wir in den letzten Kapiteln unsrer Geschichte erzählt, hatte in der Residenz allerdings vierzehn Tage hindurch die Zungen der Leute in Bewegung gehalten, es war die cause célèbre des Tages gewesen; dann aber hatten andre Vorfälle,

wie das immer geschieht, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen; man sprach von jenen unheimlichen Ereignissen nur noch hier und da, wenn sie durch gerichtliche Erlasse aufgefrischt wurden, im Ganzen aber waren sie etwas Altes geworden und hatten damit ihren Reiz verloren. In dieser geschwätzigen Welt wird selbst das Interessanteste schnell alt, sobald es von allen Seiten durchgesprochen ist, und in großen Städten namentlich hat man unmöglich Zeit, sich mit Dem noch zu unterhalten, was vor vier Wochen geschehen ist.

Der alte Graf war und blieb verschwunden, ohne daß man bei den eifrigsten Nachforschungen auch nur die geringste Spur von ihm zu finden vermochte. Der junge Graf hatte ein anständiges Begräbniß erhalten. Hermanns ganzer Nachlaß bestand neben seinem Mobiliar aus einigen hundert Thalern baaren Geldes und einer ganzen Mappe voll unbezahlbaren Wechseln.

Magda Bresinska hatte wirklich noch an demselben Tage die Stadt verlassen. Niemand hatte sich um sie gekümmert, denn Wenige nur hatten sie gekannt, und so war sie denn geräuschlos vom Schauplatz abgetreten.

Unsren Eugen hatte man seitdem nicht wieder in der Residenz gesehen, ja sogar Fritz Wagner war aus dem Bureau des Rechtsanwalts Dr. Wilhelmi verschwunden und keiner seiner früheren Collegen wußte zu sagen, was aus ihm geworden. Er hatte nach einer kurzen Unterredung mit Wilhelmi sich von seinen Collegen verabschiedet, zu Hause seinen Koffer gepackt,

seinen Wirth bezahlt und die Wohnung verlassen unter dem Vorgeben, er trete eine längere Reise an.

So bleibt uns nur unser ehrenwerther Oberst. Aber auch dieser scheint jetzt eben, da wir ihn wieder aufsuchen, mit neuen Reiseplänen umzugehen, denn auch in seiner Wohnung stehen einige Koffer gepackt und sein Diener Jean hat ebenfalls Ordre, sich für den heutigen Abend reisefertig zu machen.

Trotzdem müssen an dem Morgen, wo wir ihn in seiner Wohnung besuchen, ihm Nachrichten zugekommen sein, die einen Strich durch seine Berechnungen gemacht. Mit seinem „Hm! Hm!" das er stets ausstößt, wenn etwas Unruhiges in ihm vorgeht, schreitet er langen Schrittes im Zimmer auf und nieder, die Hände auf dem Rücken, das Auge am Boden haftend.

„Hm! Hm! Keine genügende Beweise der Identität!" murmelte er vor sich hin. „Als wäre das Alles nicht Beweis genug, ja im Ueberfluß! . . . Freilich, Gerichte sind Gerichte! Sie dürfen in solchen Angelegenheiten auf moralische Beweise hin nicht entscheiden, und dennoch . . . woher noch mehr Beweise nehmen? . . . Dieser Brief meines alten braven Schirmer, legalisirt von der Behörde, ist bisher der einzige schriftliche Beweis, den ich zu stellen vermag; Alle sind todt, kein lebender Zeuge, den ich anrufen könnte! . . . Hätte wenigstens Einer dieser Schurken sein Vergehen dadurch einigermaßen zu sühnen versucht, daß er ein schriftliches Bekenntniß hinterlassen; aber auch das nicht . . ."

Der Oberst blieb sinnend stehen und legte die Hand an die Stirn.

„Wie ich die Sache auch hin und her überlege, es bleibt dies die einzige Möglichkeit! Vielleicht finde ich dort Leute, die mir über das Verbleiben dieses Menschen Auskunft geben können, und müßt' ich ihn am Ende der Welt suchen lassen, ist er noch unter den Lebenden, ich werde ihn finden . . . Jean, es bleibt bei Dem, was ich Dir gesagt!“ rief er zur Thür hinaus in das Vorzimmer. „Wir reisen heut Abend!“

* * *

Lassen auch wir es dabei und kehren wir wieder zu dem Anfangspunkte unsrer Geschichte, an die Ufer des Rheines zurück.

Dort war's noch Alles wie damals und wenn auch der Herbst das Laub schon zur Hälfte von den Bäumen geschüttelt und die bunten Blätter, sobald er recht bei Laune war, durch die Gärten und quer über die Felder und die Stege, ja sogar über den breiten Strom hinwegstreute, es waren, wie das oft geschieht, noch ganz warme Tage wieder gekehrt. Die Sonne schien wiederum, als wolle es noch einmal Sommer werden, die Vögel saßen hoch oben in den halb entlaubten Kronen der Bäume und sangen ihren gen Süden gezogenen Kameraden ein nachträgliches Abschiedslied, und in den Weingärten, an den Abhängen der Berge, die sich sanft und wellenförmig zum Ufer hinabzogen, reifte die Traube.

Eines schönen Morgens, als der Nebel noch auf dem Strome

lag und sich vor den Sonnenstrahlen in lauter zerrissene weiße Schleier theilte, schritt ein junger Mann in den Paletot gehüllt, mit der Reisemütze auf dem Kopf, vom Städtchen her auf den Garten zu, in welchem zu Anfang des Sommers der Hauptmann Schirmer gewohnt.

Der junge Mann schien fremd in dieser Gegend und folgte daher gewissenhaft den Schritten zweier älterer Männer in schlichter Bürgerkleidung, die seine Wegweiser zu sein schienen.

Als Beide an dem hohen Bretterzaun anlangten, über welchen der wilde Wein mit seinen buntgefärbten Blättern melancholisch die Arme herabhängen ließ, wandte der Eine sich zu dem jungen Fremden zurück, während der Andere ein Bund großer Schlüssel hervorholte und sich der Gartenpforte näherte.

„Wir sind zur Stelle, mein Herr!“ sagte der Erstere zu dem jungen Mann. „Dies ist der Garten, in welchem der selige Hauptmann gewohnt. Wir werden hier wohl Alles in schlechtem Zustande finden, denn Niemand hat sich den Sommer hindurch um die Stätte hier gekümmert, und so wird auch im Hause wohl Alles geblieben sein wie es war, als man die Möbel versteigerte, mit deren Erlös die Kosten der Beerdigung und das Gericht bezahlt wurden. Man hat im Grunde recht herzlos gegen den braven Hauptmann gehandelt und der Schmerz, hier wie ein Bettler fortgejagt zu werden, hat den Alten sicherlich ins Grab gebracht . . . Aber so sind die reichen Leute!“ setzte der Mann mit einem Seufzer hinzu.

„Aber warum verjagte man denn den Alten, wenn man mit diesem kleinen reizenden Grundstück keine andre Absicht

hatte, als Alles zerfallen und verderben zu lassen?“ fragte der junge Mann, indem er in den Garten eintrat.

„Hm! Gott mag's wissen!“ antwortete Jener. „Anfangs hieß es, die Erben beabsichtigten, das Häuschen da nieder zu reißen und eine prachtvolle Villa auf der Stelle zu erbauen; dann aber hörte man wieder, sie hätten sich eines Anderen besonnen, und endlich erfuhren wir, daß sie wegen Verkaufs des Grundstücks in Unterhandlung ständen. Das, lieber Herr, werden Sie nun am besten wissen, da Sie mit der Vollmacht des gegenwärtigen Besitzers kamen, um sich das Grundstück übergeben zu lassen.“

Fritz Wagner — denn kein Andrer als er war der junge Fremde — überhörte diese Aeußerung und blieb im Anschauen der Unordnung stehen, in welche der Garten gerathen war. Ueberall hatte das Unkraut die Spuren der Sorgfalt überwuchert, mit welcher sonst das Gärtchen gepflegt worden. Die Sandsteinbänke, die Stege und die Rabatten waren von herabgefallenem Laube bedeckt; der wilde Wein, mit welchem die Mauern des einstöckigen Wohnhauses bekleidet waren, hatte seine Ranken so dicht über die Fenster und die Thüren gezogen, daß das ganze Häuschen wie ein großes unförmliches Dickicht erschien. Der Taubenschlag auf dem Dache stand geöffnet; keine der früheren geflügelten Bewohnerinnen ließ sich sehen; man hatte auch sie entweder unter den Hammer gebracht oder der Marder hatte sie sich geholt. Mit einem Wort: hier war Alles Unordnung und Vernachlässigung.

Es währte einige Minuten, bis es Fritz gelang, den me-

landcholischen Eindruck niederzukämpfen, welchen diese Stätte auf ihn machte. Sicherlich hatte man ihm Manches von hier erzählt. Dann raffte er sich auf, trat an die Brüstung, unter welcher der Strom seine ungeheuren Massen dahin wälzte, und blickte lange und entzückt zu den jenseitigen Ufern hinüber.

„So also sieht der Rhein aus!“ rief er, sich von den trüben Eindrücken losmachend und sich ganz der Wonne hingebend, welche dieser Anblick auf ihn machte, denn drüben lagerte der klarste Sonnenschein auf den Bergen, den Gärten, den Villen und den Ruinen; immer mehr theilte sich der Nebel, der die fernsten Gegenstände noch mit einer leichten Feen-Gaze umschleiert gehalten, und immer prachtvoller gestaltete sich das Panorama.

Eben schaufelte auch einer der Dampfer mitten im Strom dahin; von den Thürmen der umherliegenden kleinen Ortschaften begannen die Glocken ihr feierliches Geläute, denn es war ein Sonntag-Morgen, an welchem selbst die Natur, ohnehin so verschwenderisch ausgestattet, ihre herrlichsten Feiertags-Gewänder angelegt.

„Das also ist der Rhein!“ wiederholte Fritz entzückt. „Wie oft sehnte ich mich, ihn zu sehen; wie oft verzichtete ich auf diesen schönsten meiner Wünsche, und jetzt ... ja, ja, jetzt schickt mich der Himmel an eine der herrlichsten Uferstätten; ja noch mehr, er gab mir meine Freiheit, er gab mir die Vollmacht, hier zu schalten und zu walten nach meinem Belieben, und wenn ich die Vollmacht nicht schwarz auf weiß in der Tasche hätte, ich würde versucht sein, mich für einen verzauberten Prin-

zen oder für einen fahrenden Ritter zu halten, dem jeden Augenblick seine durch ihn erlöste Prinzessin aus jenem mit Unkraut überzauberten und verschlossenen Hause entgegen treten kann . . . Wäre ich nun ein Mensch wie er im Buche steht, ich würde auf der Stelle dem Himmel ein Dankgebet für diese wunderbare Schickung zusenden. Aber heut am Sonntag, wo alle gewöhnliche Menschen beten, würde der liebe Gott von meiner Frömmigkeit am Ende nichts wahrnehmen, ich will deßhalb lieber meine Schuldigkeit als Bevollmächtigter thun und meine Ordre ausführen, damit morgen Alles an's Werk gehen kann. Ich selber werde wohl zaubern müssen, wenn ich bis morgen Alles in Stand gesetzt haben will; sehen wir also, was sich machen läßt!“

Und Fritz, der practische Mensch mit dem gesunden Mutterwitz, war mit einem Sprunge bei seinen beiden Begleitern. Er nahm ein Taschenmesser heraus und begann wie der Colonist im Urwalde die mit Spinngeweben überzogenen Ranken zu durchschneiden, welche die Thür des Hauses versperrten.

Man öffnete diese Thür, trat in den kleinen Hausflur, in die ganz verödeten Zimmer, an deren Wänden sich die Tapeten gelöst, und durchsuchte alle die kleinen Räume bis zum Dach. Dann versammelte Fritz seine beiden Begleiter wieder im Garten, um ihnen eine Rede zu halten.

„Ihr wißt,“ begann er, „daß der Oberst von Beda jetzt Besitzer dieses Grundstücks ist und daß ich an seiner Stelle hier bin, um Alles gehörig in Stand zu setzen. Das muß nun aber bis morgen Nachmittags geschehen sein und es gilt

also das Möglichste zu leisten. Der Garten soll ganz wieder hergestellt werden, wie er bei Lebzeiten des Hauptmann Schirmer gewesen. Dies wird leicht geschehen sein, wenn wir das Unkraut entfernen; schafft also die dazu nöthigen Leute herbei. Freilich ist heute Sonntag, aber der liebe Gott wird nicht böse sein, wenn wir aus der Noth eine Tugend machen. Der Tapezier soll auch sofort hieher, um auch die Zimmer wieder in den alten Stand zu setzen. Hierzu wird nun auch nothwendig sein, die früher dem Hauptmann gehörigen Mobilien wieder zusammen zu suchen, die, wie ich höre, in der Stadt versteigert worden sind. Ist Euch bekannt, wer diese Mobilien an sich gebracht?"

Als Beide dies bejahten und ihm erzählten, daß die wenigen Mobilien von einem in der Stadt wohnenden Fabrikanten erstanden seien, der seinen Inspector damit eingerichtet, ließ sich Fritz die Adresse dieses Mannes nennen, übergab einem der beiden Leute die Aufsicht über Haus und Garten, während der Andre mit ihm in die Stadt eilen mußte, um die nöthigen Arbeitskräfte aufzubieten. Fritz war nämlich an diesem Morgen erst eingetroffen, er hatte, wie man hörte, große Eile und gönnte sich in seinem Amtseifer keine Ruhe. Schon am Mittage waren im Hause und im Garten bereits alle Arbeiter in Thätigkeit und ehe der Abend herabsank, war das Gärtchen wieder in dem alten Zustande.

Freilich fehlten die Tauben, die am Horizonte Spazierflüge über den Rhein machten, und die emsigen Bienen, die jetzt ruhten nach der Arbeit, und die Blumen und Blüthen, die

wir im Frühsommer sahen; anstatt ihrer aber glänzten die schönsten Früchte durch die Blätter und saftig schwollen die Trauben unter dem gelblich gefärbten Laube der Reben. Es war im Grunde doch dasselbe Paradies, das im Frühsommer, wie wir wissen, verloren ging.

Nur die Beiden, die hier einst so friedlich und glücklich gewohnt, waren verschwunden. Der alte Hauptmann war in ein andres Paradies eingegangen, und Kätchen, die arme, unglückliche Waise, die sich einst, als sie noch glücklich war, von hier hinausgesehnt in eine Welt, deren glänzende Außenseite täglich an ihr vorübergestreift und sie zu jener Sehnsucht verleitet, die aber dieser Welt Prüfungen, Qualen und Jammer herber empfinden sollte, als kaum eine ihrer Schwestern, Kätchen — —

Doch bleiben wir bei dem Verlauf unsrer Erzählung!

Fritz war mit allen seinen Arrangements schon am nächsten Morgen fertig und warf einen triumphirenden Blick auf seine „natürliche Zauberei", wie er sein ganzes Werk nannte. Eben stand er wieder an der Brüstung und schaute hinab in das Wasser, welches, von der herrlichsten Mittagssonne beglänzt, sich unter ihm dahin wälzte, als er durch das Geräusch eines Wagens gestört wurde, der vor der Gartenpforte hielt.

Im nächsten Augenblick war diese geöffnet. Die erwarteten Gäste waren da. Der Oberst von Beda im Reisecostüm führte eine junge Dame am Arm herein, die, als sie kaum den Garten betreten, sich mit beiden Händen an den ihr dargereichten Arm des Obersten klammerte, als bedürfe sie einer Stütze, plötzlich den Schleier zurücklegte, einen hastigen Blick auf das

Häuschen, auf den Garten umherwarf, dann aber das Antlitz an der Brust ihres Begleiters barg.

Sie war so bleich, die Arme; aus ihrem großen, dunklen Auge sprachen tiefer Schmerz und zugleich innige Freude; an dem Seufzer, welcher sich ihrer Brust entrang, mochten beide Gefühle gleich großen Antheil haben.

„Kätchen", bat der Oberst mit schmeichelnder Stimme, indem er seinen Arm losmachte, ihr Haupt aufrichtete und ihr in das bleiche Antlitz schaute. „Kätchen, ich glaubte, Ihnen eine Freude zu bereiten, indem ich Sie wieder in Ihre Heimath führte! Sie selbst schienen so glücklich, als ich Ihnen das Ziel unsrer Reise sagte . . ."

„O, ich bin es ja! Es ist ja das Uebermaß so plötzlich wiederkehrenden Friedens, das Uebermaß der Freude, das mich beim Anblick dieser theuren Stätte ergriff; dieser Stätte, die mir so unsäglich oft in meinen Träumen erschien . . . Zürnen Sie mir nicht, wenn das Andenken meines Vaters sich in diese Freude mischt, denn hier an dieser Stelle war es ja, wo ich von ihm schied; hier war es, wo er mir ein baldiges Wiedersehen zurief, während seine Stimme unter dem Schmerze der Trennung bebte! . . . Ach, es war ja, als ahne er, daß wir uns nicht mehr sehen sollten!"

Ein paar helle Thränen rannen bei diesen Worten über das bleiche Antlitz Kätchens, auf welchem die Krankheit noch ihre Spuren zurück gelassen. Sie nahm die Hand des Obersten, sie suchte dieselbe an ihre Lippen zu führen; dieser aber verhinderte es und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Auch mir," sagte er, „verhieß er in seinem Briefe damals ein Wiedersehen, auf das ich nie gehofft hatte. In der Ueberzeugung, daß er selbst bald bei Ihnen sein werde, mein Kind, unterließ ich es anfangs, mich von dem Cur-Orte aus nach Ihnen zu erkundigen, in welchen mich die Aerzte schickten. Erst nach meiner Rückkehr vernahm ich, was Sie gelitten, und ich danke dem Himmel, daß es mir vergönnt war, Ihnen noch beizustehen . . . Jetzt aber, Kätchen, halten Sie Ihr Versprechen, meine Tochter zu sein!" setzte der Oberst lächelnd hinzu. „Machen Sie mich nicht eifersüchtig auf das Andenken des Seligen und spenden Sie unserm jungen Freund, Herrn Wagner, einen dankbaren Blick, der schon seit einigen Minuten hier vor uns steht und auf eine Erwiederung seines Willkommgrußes wartet!"

Der Oberst reichte Fritz die Hand; auch Kätchen riß sich los von den trüben Erinnerungen, welche nothwendigerweise hier ihr Herz bestürmten, und drückte lächelnd dem jungen Mann die Hand.

„Was geschehen konnte, mein Fräulein, um Haus und Garten wieder in den alten Stand zu versetzen, ist geschehen," sagte er, ihr die Hand küssend. „Sollten Sie etwas vermissen, so befehlen Sie!"

Besser als durch Worte drückte der Blick des Mädchens die ganze wehmüthige Freude aus, welche sie empfand. Schweigend verließ sie den Obersten und trat unter die kleine Laube, an die Brüstung, schweigend auch ließ sie das Auge wie damals über den Strom hinschweifen und als jener Augenblick in ihr

Gedächtniß zurückkehrte, wo sie damals so sehnsüchtig ausgerufen: „Ach, die große, schöne Welt!“ da war's ihr zu Muthe wie Einem, der an einem Abgrund schlummernd erwacht, und ängstlich flog ihr Blick zurück in den Garten zu den schützenden Freunden, denen sie ihre Rettung verdankte.

„Hat der Himmel beschlossen, mich noch glücklich zu machen,“ dachte sie unwillkührlich, „so geschah das Alles vielleicht, um mich zu prüfen, um mich zu härten, um mich zu warnen; seiner Schickung allein verdanke ich es ja, daß ich nicht unterging, als meine Kraft mich verließ, als die Verzweiflung mich erfaßte, und . . . Gott allein weiß, was aus mir hätte werden können!“ unterbrach sie schaudernd ihren Gedankengang und ließ sich von dem Obersten und Fritz in das Häuschen führen.

Auch hier war Alles wie sie es verlassen. Des Vaters Sorgenstuhl, des Vaters Arbeitstisch, seine kleine Bibliothek, die Bilder, die Mobilien, sogar die Vorhänge — Alles war das Alte! Ihn, den theuren Vater, freilich hatte die Vorsehung ihr genommen, aber diese hatte ihr an seiner Stelle edle Freunde gesandt, und konnte sie einen besseren zweiten Vater wünschen, als den biedren Obersten, der sich die Aufgabe gestellt zu haben schien, sie alles Erlittene vergessen zu machen und ihr in dem kleinsten ihrer Wünsche zuvor zu kommen! . . . Ja, welch eine Ueberraschung war es für sie, als sie die kleine Küche betrat und ihr aus dieser sogar die alte Magd des Vaters entgegeneilte, die Thränen der Freude weinte, als sie Kätchen wieder sah.

Und doch fehlte immer noch Einer, zu dem Kätchens Ge-

danken so oft eilten, wenn sie sich so recht innig ihres neuen Glückes bewußt ward; Einer, dem sie so viel Dank schuldig war, der ihr so viel uneigennützige Freundschaft bewiesen. Er konnte nicht sehen, wie glücklich sie war; er, der sie doch so elend, so verzweifelnd gesehen hatte!

„Mein liebes Kätchen," begann der Oberst, als der Abend hereingebrochen war und erstere wie zu Zeiten des Vaters den Thee bereitet hatte, „unser junger Freund, Herr Wagner und ich, wir werden uns in das Städtchen zurückbegeben, wo ich für uns heute Morgen im Hotel Quartier gemacht habe. Wie wir das mit uns Beiden, Herrn Wagner und mir, für die Zukunft einrichten werden, das weiß ich noch nicht anzugeben; einstweilen habe ich Herrn Wagner aus seiner Carriere herausgerissen, ihn zu meinem chargé d'affaires ernannt, ihm eine sehr angenehme, sorgenlose Zukunft vorgespiegelt und ich muß nun daran denken, ihm Wort zu halten. Heut Abend, sobald wir in unsrem Quartier sind, Herr Wagner, besprechen wir das Weitere, und wenn ich auf der Post die von Eugen erwarteten Nachrichten finde, so werden Sie die Hände voll Arbeit bekommen . . . Sie, liebes Kätchen, will ich selbst für diese eine Nacht nicht allein unter einem fremden Dache zurücklassen. Nehmen Sie daher dieses Papier und werfen Sie vor dem Schlafengehen einen Blick hinein, damit Sie wissen, wo Sie sich befinden!"

Damit zog er ein großes, versiegeltes Couvert aus der Brusttasche und überreichte es Kätchen, die das Papier verwundert und unschlüssig anstarrte.

„Die alte vertraute Magd wird Ihnen für diese Nacht wohl Schutz genug sein," fuhr der Oberst fort, indem er zum Hut griff. „Sie schlummern diese Nacht zum ersten Male wieder unter dem väterlichen Dache, mein Kind," fuhr er fort. „Herr Wagner und ich wir laden uns für morgen früh bei Ihnen zum Kaffee und sollte unser junger Freund durch Geschäfte verhindert sein, so komme ich allein . . . Gute Nacht also, Kätchen!" setzte er lachend hinzu, indem er die Stirn des durch diesen plötzlichen Aufbruch erstaunten Mädchens küßte, packte Fritz beim Arm und eilte mit ihm in das Dunkel hinaus.

Als Kätchen langsam und zögernd das Couvert öffnete und ein großes, bestempeltes Papier hervorzog, las sie in demselben den in ihrem Namen abgeschlossenen Kaufvertrag über das Häuschen und den Garten.

Kätchen stand sprachlos da. Laut diesem vor Notar und Zeugen abgeschlossenen Vertrage hatte sie eine Summe von 20,000 Gulden an den Besitzer dieses Grundstücks gezahlt . . . Sie, die vor wenigen Wochen am Rande der Verzweiflung gestanden, als man ihr die letzten Sparpfennige gestohlen, sie, die vor starrem Entsetzen über ihre Hülflosigkeit in eine lange Nacht des Fieberwahns verfallen, war jetzt erwacht als Besitzerin dieses kleinen Paradieses, dieser kleinen Erdscholle, die ihr theurer war als ein ganzes Königreich!

Kein Schlummer kam während der Nacht vor lauter Aufregung in Kätchens Auge. Ihr Herz war ein Raub der wehmüthigsten Erinnerungen und wenn sich zuweilen ihr Auge schloß, sah sie das theure Bild des Vaters, wie er an ihr Bett

trat, wie er segnend seine Hände auf ihr Haupt legte; ja, einmal sogar war es ihr, als beuge er sich zu ihr, als berühre sein Mund ihre Stirn; und wenn sie dann ihre Arme ausstreckte, um den Theuren an sich zu drücken, war das Phantom verschwunden . . . Dann auch kamen die Gedanken an all das Glück, das sie jetzt nach so vielen Leiden plötzlich erdrücken zu wollen schien. Ihr, ihr allein gehörte diese Stätte! Niemand konnte sie fortab wieder von hier vertreiben! Und endlich kamen dann auch alle die düstren Erinnerungen wieder. Zwischen dem Sterbebette der Gräfin bis zu ihrem Krankenbette in dem fremden Städtchen lag ja eine ganze Welt von Schmerz und Elend! Sie erschrak, wenn ihre Gedanken diese Welt durchschweiften, sie hielt die Gegenwart für einen tröstenden Traum, sie mußte alle ihre Sinne zusammen raffen, um sich zu überzeugen, daß sie in der Wirklichkeit lebe.

So kam endlich der Morgen und mit ihm trat die alte Magd mit dem glücklich lächelnden Gesicht ein, die den Augenblick kaum hatte erwarten können, wo sie ihrer wiedergefundenen Herrin den Morgengruß bringen könne.

Die Alte hatte einen Brief in der Hand, der, wie sie sagte, schon ganz zeitig von dem Herrn Obersten geschickt sei.

Kätchen öffnete zitternd das Schreiben. Traute sie doch noch immer nicht dieser zauberischen Wirklichkeit!

„Mein liebes Kätchen!“ schrieb der Oberst. „Das Vergnügen, meinen Kaffee zum ersten Male bei meiner liebenswürdigen Tochter einnehmen zu können, wird mir durch gestern Abend eingetroffene Briefe gestört; ja ich muß sogar

auch Sie wieder aus der Ruhe, die ich Ihnen soeben erst vergönnt zu haben glaubte, stören. Die empfangenen Nachrichten zwingen mich, heute gegen Abend wieder abzureisen, und Sie, Kätchen, sollen mich begleiten. Zerstreuung wird Ihnen wohl thun, und da der Zweck meiner Reise kein unangenehmer ist, so verspreche ich Ihnen, unterwegs in der besten Laune zu sein. Herrn Wagner habe ich zu unsrem Reise-Marschal ernannt.

Bereiten Sie sich also zum Aufbruch vor, denn ich werde Sie im Laufe des Tages nicht sehen können. Daß Sie bald in Ihr kleines Paradies zurückkehren sollen, verspreche ich Ihnen."

Dieser Brief störte Kätchens Freude. Wie herzlich hatte sie den Obersten zu empfangen gedacht, wie innig hatte sie ihm danken wollen — und jetzt sollte es wiederum auf die Reise gehen! —

Kätchen konnte nicht umhin sich zu gestehen, daß der Oberst sie immer mit einer Art von Geheimniß umgab. Was bedeutete das? Ihr war es erklärlich, daß er mit einem so edlen, aufopferungsfähigen Herzen sich des verlassenen Kindes eines früheren Kameraden so liebevoll annahm; aber wozu brauchte er ihr das Häuschen zu schenken, warum zog er es nicht vor, ihr wirklich ein Vater zu sein, sie persönlich unter seinem Schutz zu behalten? ... Und ferner: was war aus Eugen geworden, den sie seit mehr als einer Woche nicht gesehen? Der Oberst hatte auf ihre Fragen geantwortet, er sei in Geschäften auf Reisen; warum aber ging er allen näheren Angaben

aus dem Wege? Und endlich: was konnte er als pensionirter Oberst so weitläufige Geschäfte haben, daß er nicht nur Eugen, sondern auch Herrn Wagner und sich selbst so fortwährend auf Reisen in Athem erhielt?

Für Kätchen war das Alles unerklärlich. Indeß, dankbar und von innigster Freude erfüllt, ergab sie sich in Alles, was der Oberst anordnete, denn sie wußte ja, daß er es so wohl meinte, und begann ihre Anstalten zur Reise zu treffen.

XIX.

Auch ein Menschenloos!

Als Kätchen wider alles Erwarten so weit hergestellt war, daß ihr Zustand keine Besorgniß mehr einflößte, war Eugen, der Tag und Nacht in der Nähe ihres Krankenbettes gewesen, von dem Obersten in der Pflege des Mädchens abgelöst worden und hatte nach einer längeren Unterredung mit diesem sich zunächst nach der Residenz begeben.

Dort galt sein erster Weg dem alten Freunde Fritz Wagner, der, wie wir gehört, seine Stellung im Bureau des Rechtsanwaltes aufgeben und auf Reisen gehen mußte. Eugen hatte ihm im Namen des Obersten so glänzende Offerten gemacht, daß er bereitwillig auf alle Vorschläge einging.

Auch Eugens Aufenthalt in der Residenz war nicht von langer Dauer. Der Oberst, der trotz seiner Krankenpflege Zeit fand, auf einige Tage in der Woche in der Residenz zu sein, sandte ihn bald hiehin, bald dorthin, bis Eugen endlich Nachrichten schickte, die den Obersten veranlaßten, seine Reise

nach dem Rhein in Gesellschaft des inzwischen gänzlich genesenen Schützlings anzutreten.

Acht Tage vor seinem Eintreffen dort hatte Eugen sich ebenfalls in diesen Gegenden aufgehalten und war dann plötzlich nach Hamburg gereist. Hier finden wir ihn wieder und zwar in steter Gesellschaft einiger Subaltern-Beamten der Polizei, die er durch lockende Versprechungen fortwährend in seinem Interesse auf den Beinen zu erhalten wußte.

Für ihn galt es nämlich, eine Person aufzufinden, die im Jahre 1848 aus einem der bevölkertsten Fabrik-Districte des Rheins nach Amerika ausgewandert war und seitdem als verschollen galt. Er hatte in dem früheren Wohnort dieses Mannes, eines gewöhnlichen Fabrik-Arbeiters, Nachfragen gehalten. Niemand wußte zu sagen, in welchem Staate Nordamerikas der Ausgewanderte sich befinde. Man hatte Eugen dann in ein andres Dorf verwiesen, wo er einen Anverwandten jenes Menschen finden werde, der vielleicht Auskunft geben könne, und von diesem hatte Eugen endlich Mittheilungen erhalten, welche ihm die besten Hoffnungen machten.

Jener verschollene Auswandrer sollte vor mehreren Wochen nach Deutschland zurückgekehrt und entweder in Hamburg oder Bremen, seinem Landungsorte, sitzen geblieben sein. Eugen reiste, nachdem er den Obersten von dem Resultate seiner Bemühungen unterrichtet, nach Bremen und als dort die Spur des Gesuchten nicht zu finden war, nach Hamburg.

Hier schienen seine Nachforschungen gekrönt zu werden. Mit Hülfe der Polizeibehörde hatte er heraus gebracht, daß in

der Vorstadt Sanct Pauli ein Arbeiter Namens Schmiedlein wohne, der vor Kurzem mit einem Auswanderer-Schiffe aus Südamerika hierher gekommen und am Rhein gebürtig sei.

Wir finden Eugen wieder in dem Augenblick, wo er von einem Polizeidiener in Civil begleitet, sein Hotel am Jungfernstiege verläßt und die vor demselben haltende Equipage besteigt.

Eugens Wesen, seine Haltung seine Miene zeigt mehr Bewußtsein, mehr Ernst und Selbständigkeit als früher; Verhältnisse bestimmen in der Regel das Aeußere und Innere des Menschen, Abhängigkeit drückt den Charakter, Freiheit dehnt, weitet und stählt ihn, und so trug denn auch Eugens Person, seit er die Elnbogen frei hatte, seit er die offizielle Bureau-Miene abgelegt, all die Energie und Selbständigkeit zur Schau, deren er in den Angelegenheiten bedurfte, welche er gegenwärtig verfolgte. Eugen hatte mehr Männlichkeit, mehr Aplomb als früher und der Oberst hatte schon mehrfach Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß Eugen wirklich der Mann war, dessen er bedurfte.

„Es wird nothwendig sein, den Wagen hier warten zu lassen, Herr Reuter,“ sagte der Polizeidiener, als sie die Thalstraße erreicht. „Wir biegen dort ein; wir wollen den Mann nicht einschüchtern, was ohne Zweifel geschehen würde, wenn er die Equipage sieht!“

Eugen folgte dem Polizeidiener, der nach etwa fünf Minuten vor einem kleinen Hause stehen blieb, dessen ganzes Aeußere auf die in demselben herrschende Dürftigkeit schließen ließ.

Beide betraten einen schmalen, halb dunklen Gang, dessen

Bretterboden schon morsch und durchlöchert war, und kletterten eine ebenso halsbrechende Leiter hinauf, die zur Dachwohnung führte.

„Der Mann soll krank, erwerbs- und obdachlos sein," flüsterte der Polizeidiener Eugen zu. „Lassen Sie mich erst allein hineintreten. Ich weiß bis jetzt nur, daß er hier ein Unterkommen gefunden, und habe ihn noch nicht gesprochen."

Eugen blieb zurück und der Polizeidiener trat durch die einzige hier oben vorhandene Thür in ein kleines Zimmer.

Hier schien die blutigste Armuth zu herrschen. Zwischen den nackten vier Wänden, von welchen die Tünche längst herabgefallen, bildeten ein elendes Strohbett, ein dreibeiniger Tisch und ein Stuhl das ganze Mobiliar. In dem Bette lag ein Weib, nur nothdürftig mit einer grauen Decke bekleidet; aus den abgemagerten Zügen des gelben Gesichtes, den dunklen tiefliegenden Augen leuchtete jenes Tropenfieber, das die von jenseits des Oceans zurückkehrenden Unglücklichen bis an den Rand des Grabes zu verfolgen pflegt und selbst unter unsrem kälteren Himmelsstrich seine Verwüstungen fortsetzt.

Neben dem Bette, auf dem einzigen Stuhl hockte eine ausgedörrte Männergestalt mit fahlem, ebenso krankem Gesicht; das Haar hing ihm wirr über die grau-braun gefärbte Stirn; er hatte das Kinn in die abgezehrte Hand gestützt, aus welcher die Sehnen wie Drähte hervorstanden, und blickte vor sich hin.

Als die Thür sich öffnete, erhob er mit jener Gleichgültigkeit das Auge, mit welcher der Verzweifelnde, seiner Hülflosig-

keit bewußt, Allem entgegen sieht, ohne Hoffnung, ohne selbst den Wunsch nach einer solchen.

Der Polizeidiener schien an dergleichen Scenerien schon gewohnt, wenigstens machte dieser Anblick ebenso wenig Eindruck auf ihn, wie sein Erscheinen auf die indolenten Bewohner dieser Mansarde.

„Ihr seid der Arbeiter Schmiedlein, der aus Amerika hier angelangt ist?“ fragte der Polizeidiener.

Ein stummes, mattes Nicken mit dem Kopf war die Antwort des Mannes, während das Weib ein tiefes Aechzen ausstieß und sich auf dem Stroh herum warf.

„Ihr seid aus ** am Rhein gebürtig?“ fuhr der Polizist fort.

„Ja, das bin ich! Sollen wir etwa von hier fortgeschafft werden, so laßt uns nur gleich zum Kirchhof bringen! Den räudigsten Hund auf der Straße beneide ich um sein Leben!“

„Nun, nun! Seid nicht so grob!“ fuhr der Polizeidiener fort. „Ich bin nicht da, um Euch was zu Leide zu thun!“

„Ihr seid doch wohl von der Polizei!“ fragte der Unglückliche.

„Woher wißt Ihr das?“

„Weil der Wirth dieses Hundestalles mir sagte, die Polizei habe schon nach mir gefragt . . . Wer anders sollte auch nach uns fragen! Man will uns hier wegschaffen, damit wir nicht der Stadt zur Last fallen.“

„Um so mehr solltet Ihr vernünftig zu mir reden! Ich komme nicht, um Euch was zu Leide zu thun, im Gegentheil,

wenn Ihr Raison annehmt, könnt' ich Euch unter die Arme greifen .. Aber das hängt nur von Euch ab!"

„Gut, so laßt hören!" sagte der Unglückliche manierlicher, während das Weib mit sichtbarer Spannung aufhorchte.

„Alles was man von Euch verlangt, ist eine Auskunft, deren ein fremder Herr bedarf. Er steht draußen; ich werde ihn herein führen, wenn Ihr versprecht, höflicher gegen ihn zu sein."

„Meinetwegen, führt ihn herein!"

Wieder blickte der Kranke vor sich hin. Selbst die Aussicht, seine Lage zu verbessern, schien keine merkbare Wirkung auf ihn zu üben. Das Unglück hatte ihn abgestumpft, ihm mit seinen körperlichen Kräften auch jede moralische Spannkraft geraubt; er befand sich in jenem Stumpfsinn, der für den Hülflosen fast eine Wohlthat zu nennen ist. Nur das Weib, das, obwohl schon ein Skelett und von den schlimmsten physischen Leiden behaftet, doch noch mehr Lebensmuth besaß als er, richtete sich in seinen Lumpen auf und starrte zur Thür, durch welche soeben Eugen eintrat.

„Dies ist der Herr, der Euch um Auskunft über gewisse Personen bittet," sagte der Polizeidiener. „Nehmt Euch ein wenig zusammen und seid höflich. Der Herr will Euch nichts Böses."

„Keineswegs," sagte Eugen, auf welchen dieses Elend den tiefsten Eindruck machte. „Ihr bedürft der Hülfe und ich werde Euch gern zur Hand sein. Nehmt einstweilen dieses Geldstück, um Euch das Nöthigste zu verschaffen und erfahre

ich von Euch, was ich wissen will, so könnt Ihr darauf rechnen, daß für Euch gesorgt wird!"

„Ach, Herr!" antwortete der Unglückliche, der, wie es schien, lange eine so wohlwollende Sprache nicht gehört haben mochte. „Wir sind seit vielen Jahren gewohnt, wie die Bestien behandelt zu werden, und Sie dürfen sich also nicht wundern, wenn wir knurren wie solche! Es gab auch eine Zeit, wo ich ein ganzer Mensch war, aber seit zwölf Jahren bin ich nichts als ein gestoßener und geprügelter Hund, der nur wie ein Mensch aussieht. Zwölf Jahre lang haben mich fremde Peiniger gemißhandelt, mir das Blut aus den Adern, das Mark aus den Knochen gestohlen, und jetzt, da ich zurückkehre, hab' ich nicht Saft, nicht Kraft mehr in mir, nicht Dach nicht Fach über mir! Wir haben nicht die Mittel, in die Heimaeh zurückzukehren und die verdammten Krankheiten schütteln uns die Glieder, daß wir nicht aufrecht stehen können ... Sie sehen, Herr, das ist auch ein Menschenlos!"

„So seid Ihr also der Arbeiter Schmiedlein, der vor mehr als zwölf Jahren nach Amerika auswanderte?"

„Ja, ich wollt', ich hätte lieber mir beide Hände abhauen lassen, als sie von jenen Seelenverkäufern mißbrauchen zu lassen, die mich durch lügenhafte Vorspiegelungen zu der Narrheit verleiteten, in dieses Höllenland zu gehen! ... Was hatten sie mir und meinen Unglücksgefährten Alles verheißen! Unsere Ueberfahrt hatten sie bezahlt, uns sogar baares, blankes Geld in die Hände gedrückt, durch das wir uns blenden ließen. Man sagte uns, wir würden dort große Ländereien für Spottpreise

bekommen, wir würden die großen Herren da drüben spielen und Millionäre werden ... Ja wohl! Der Teufel soll sie bei lebendigem Leibe holen, diese Lügner!" rief der Unglückliche, die abgezehrte braune Hand ballend, die von Arbeit und Krankheit mißgestaltet kaum noch einem menschlichen Gliede ähnlich war. „Als wir hinüber kamen, packten sie uns und schleppten uns in das Innere, in die Hölle; sie führten uns auf eine Scholle, auf der kein Baum, kein Strauch uns Schatten gewährte; wir aber arbeiteten, daß uns der Schweiß vom Leibe rann; wir hackten und gruben und bauten in der Hoffnung, aus dieser heißen Scholle uns wenigstens eine Heimath zu schaffen, die uns Schatten und damit Brod geben werde. Aber von der Ernte zogen sie sich Neunzehntel ab und gaben uns einen Hundslohn; und als wir murrten und uns beklagten, rechnete man uns vor, daß wir für unsere Ueberfahrt und für den Boden noch so und so viele Jahre zu arbeiten hätten, bis uns aus unsrem Antheil an der Ernte, um den sie uns noch betrogen, ein Recht werde. Man sagte es uns zwar nicht, aber wir empfanden es, daß wir nicht nur uns, sondern auch unsere Kinder als Sklaven an die Herren verkauft, die uns durch ihre Agenten hinübergelockt, daß wir schlimmer daran seien als die Schwarzen, für die wenigstens gesorgt wurde ... Unsere Henker waren sie, nicht unsre Wohlthäter, diese Vampyre, die unseren Schweiß, unser Blut tranken! Unsre Kameraden sanken hin in Krankheit und Entbehrung, unsre Kinder verschmachteten im Elend und der Tod war ihnen eine Wohlthat, weil er sie aus der Sklaverei erlöste, in

welche wir Narren uns selbst verkauft hatten! . . . Jetzt endlich bin ich wieder zurückgekehrt mit meinem armen Weibe; einem glücklichen Zufall verdankten wir Beide überhaupt die Möglichkeit der Rückkehr, denn die Andren mußten zurückbleiben. Aber wie sind wir zurück gekehrt! Mit dem gelben Fieber in den Knochen anstatt des Markes, das wir mit hinüber brachten! Als kräftige, gesunde Arbeiter gingen wir hinein in diese Hölle, als Skelette sind wir wieder gekommen!"

Und abermals ballte der Unglückliche die Fäuste und hob sie drohend empor; kraftlos aber sank er wieder zusammen und ächzte vor sich hin.

Eugen, von tiefem Mitgefühl ergriffen, hatte inzwischen seinem Begleiter einen Wink gegeben, einige Erfrischungen zu holen, dieser kehrte mit solchen zurück. Der Unglückliche aber wies Alles von sich und auch das Weib zeigte einen Widerwillen gegen jede Speise.

„Ich dank' Ihnen, Herr!" antwortete der Mann schaudernd. „Sie kennen die Sorte von Krankheiten nicht, die der Satan da drüben erfunden, eigens für uns Arme erfunden zu haben scheint, um uns für unsere Thorheit zu strafen! Wollen Sie uns einen Arzt verschaffen, so wär' das die größte Wohlthat, die Sie uns erweisen können. Die Ueberfahrt hat uns den Rest gegeben, denn auch im Zwischendeck hat man uns wie Verbrecher behandelt!"

Der Polizeidiener entfernte sich, um den Arzt zu rufen.

„Nehmt mein Wort darauf, es soll Alles für Euch geschehen, was in meinen Kräften steht. Jetzt aber, da wir

allein sind, beantwortet mir eine Frage aufrichtig, die mir von unendlicher Wichtigkeit ist. Ich bedarf eines lebenden Zeugen und sehe eine Schickung des Himmels darin, daß Ihr gerade jetzt zurückkehren mußtet. Wenn Ihr nun wollt, so habt Ihr Gönner, die Euch ein sorgenfreies Dasein bereiten können!"

Der Mann schüttelte ungläubig den Kopf. Eugen näherte sich ihm und bat ihn, seinen Platz zu behalten, als der Unglückliche einen vergeblichen Versuch machte, ihm den lahmen Stuhl zu räumen.

„Hört mich jetzt an," fuhr Eugen fort, „und ich wiederhole Euch: wenn Ihr die Wahrheit sagt, soll Euch für die ganze Lebenszeit geholfen sein! — Als Ihr Eure Heimath verließet und unterwegs in dem Städtchen *** hart am Ufer des Rheins eintrafet, übergab man Euch ein Kind, ein kleines Mädchen von fünf Jahren ..."

Der Mann nickte schweigend. Eugen fuhr in einer sichtbaren, freudigen Aufregung fort:

„Nicht wahr, Ihr waret es, der das Kind übernahm?"

„Ja, Herr!" antwortete der Kranke.

„Man gab Euch mehre hundert Thaler unter der Bedingung, daß Ihr das Kind, das krank war, mit nach Amerika nehmet und es für das Eurige ausgebet!"

„Freilich geschah das, aber ..."

„Das Kind wurde so gefährlich krank, daß Ihr es in dem Wirthshause zurückließet, in welchem Ihr eingekehrt waret ..."

„Auch das ist richtig, Herr! ... Ich hatte so calculirt: Unsre Ueberfahrt war bezahlt; wenn ich das Kind für mein

eignes ausgab, so kostete es unterwegs nichts, ich konnte also die zweihundert Thaler einstecken, und die konnte ich drüben gut gebrauchen ... Aber unrecht Gut, Herr, gedeiht einmal nicht. Schon auf dem Schiffe wurden sie mir im Zwischendeck gestohlen und ich kam also ohne das Kind und ohne das Geld an!"

„Wem übergabt Ihr das Kind?"

„Nun, es war ein ältlicher Herr, ein Soldat ... warten Sie nur ... ja ganz recht ... es war ein pensionirter Hauptmann; wie war doch sein Name?"

„Schirmer?"

„Ganz recht, Schirmer! ... Der Zufall hatte ihn in jenes Wirthshaus gebracht. Es that ihm so leid um das kleine Wurm; er versprach, sich des Mädchens anzunehmen, es als sein eigenes zu behalten, da er keine Kinder habe."

„Und unter welchen Umständen übergabt Ihr ihm das Kind?" Was sagtet Ihr ihm? Erinnert Ihr Euch dessen noch? ... Gerade hierauf kommt es an!" fuhr Eugen mit gesteigertem Interesse fort.

„Ja, Herr, das ist eine ganz eigene Geschichte!" antwortete der Kranke kopfschüttelnd. „Die Sache ging nicht mit rechten Dingen zu; aber was kümmerte sie mich, da ich ja nach Amerika ging! Für mich kam es nur auf die zweihundert Thaler an; alles Uebrige war mir gleichgültig, zumal es damals gerade sehr bunt in der Welt zuging."

„Ihr kanntet die Herkunft des Kindes, nicht wahr?" fragte Eugen hastig.

„Ich kannte sie zufällig, oder vielmehr mein Weib da kannte

sie, denn von ihr erfuhr ich sie. Der Herr aber, der uns das Kind übergab, glaubte, er und das Kind seien uns unbekannt."

Erzählt mir Alles ganz genau!" rief Eugen.

„Damit wir wieder in die Patsche hineinkommen, nicht wahr, Herr?" fragte der Mann mißtrauisch.

„Mein Ehrenwort zum Pfande, daß Euch nur Gutes geschehen soll, wenn Ihr die Wahrheit sprecht!"

„Nun meinetwegen; schlimmer kann's uns nicht ergehen!" tröstete sich der Unglückliche. „Nicht wahr, Weib!" wandte er sich zu der Frau, die sich unter einem krampfartigen Anfall wieder auf das Stroh zurückgeworfen.

Sie schien diese Frage nicht zu hören und er fuhr fort, ohne sich weiter um sie zu kümmern:

„Ich hatte mich erst ein Jahr vor meiner Auswanderung verheirathet. Mein Weib hatte vorher in dem Schlosse der Gräfin Werther gedient, das in der Nähe unsres Fabrikdorfes lag. Als der fremde Herr, ein großer, hübscher Mann, zu uns trat und mir den Vorschlag machte, ein Kind mit hinüber zu nehmen, erkannte ihn mein Weib als den Bruder der Gräfin; sie schwieg aber und that, als kenne sie ihn nicht. Es war gerade in der Zeit der Revolution; die Gräfin hatte einen sehr hartherzigen Inspector auf ihrem Gute gehabt; wenn sie auch selbst von Herzen nicht schlecht gewesen sein soll, so hatte sie doch, wie alle vornehmen Leute, sich nicht um das Wohl und Wehe ihrer Untergebenen gekümmert, und als nun Alles drunter und drüber ging, hatten die Knechte aus Rache das Schloß in Brand gesteckt, den Inspector todtgeschlagen und die Gräfin, die

grade auf ihrem Schlosse wohnte, sollte ebenfalls um's Leben gekommen sein ... Als ich mit dem Herrn schnell handelseinig war, brachte er selbst an der Hand das Kind, das so krank war, daß es kaum auf seinen Beinchen stehen konnte. Mein Weib war nicht dabei; als sie aber das Kind erblickte, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und rief: Herr Gott im Himmel, das Kind der Gräfin! ... Ich vertuschte das; ich hielt ihr vor, was das uns angehe, da es sich um zweihundert Thaler handle. Sie schwieg also auch. Als uns aber das Kind noch an demselben Tage so elend wurde, daß wir es unmöglich mit uns nehmen konnten, da kam uns jener ältliche Herr ganz gelegen und wir überließen es ihm, aber ohne ihm zu sagen, daß es nicht unser Kind sei ... Wir reisten weiter. Wir kamen in Amerika an und schmachteten fünf Jahre lang, wie ich sagte, in der Hölle ... Da kam eines Tages mein Weib auf den Gedanken: es sei das gewiß eine Strafe des Himmels dafür, daß wir das Kind fremden Händen übergeben; man könne nicht wissen, ob seine Mutter wirklich todt sei, und wenn auch dies, so habe man dieses Kind reicher und vornehmer Eltern, wenn es am Leben geblieben sei, auf eine unverantwortliche Weise seiner Zukunft beraubt, das arme Mädchen, das auf Glanz und Reichthum Anspruch habe, unsicheren Schicksalen Preis gegeben. ... Auf ihr Antreiben mußte ich endlich, da sie mir keine Ruhe ließ und täglich von der Strafe Gottes sprach, die wir erlitten — mußte ich nach Europa schreiben. Da ich die Adresse des Mannes nicht näher kannte, auch nicht wußte, ob er überhaupt noch am Leben, so schrieb ich an den

Magistrat von ***, legte einen Brief ein und bat die Behörde, diesen Brief an den Hauptmann Schirmer zu geben, wenn derselbe aber inzwischen gestorben sein solle, den Brief zu öffnen und danach zu thun, was Recht sei. . . . Eine Antwort auf diesen Brief ist mir niemals zugekommen und konnte auch wohl nicht in meine Hände gelangen, da wir bald darauf wie das Vieh weiter in das Innere des Landes getrieben wurden, wo wir die dichtesten Waldungen urbar zu machen hatten, wieder in der trügerischen Hoffnung, uns dadurch unsre Freiheit und Unabhängigkeit zu erarbeiten . . . Das, Herr, ist Alles, was ich Ihnen sagen kann."

„Könnt Ihr diese Eure Aussage vor dem Gerichte beschwören?" fragte Eugen im höchsten Grade befriedigt.

Der Kranke wandte sich zu dem Bette. Das Weib mußte die Frage Eugens gehört haben, denn sie bewegte matt den Kopf.

„Weib, der Herr fragt, ob Du beschwören kannst, so weit das Dich angeht."

Abermals bewegte das Weib nickend den Kopf.

„Sie sagt ja!" fuhr der Mann fort. „Am Ende kommt es wohl auf d a s am meisten an, was sie weiß, nicht wahr?"

„Es kommt darauf an, zu beweisen, daß dieses Kind, das am Leben geblieben, wirklich die Tochter der erst vor Kurzem gestorbenen Gräfin Werther ist!" bestätigte Eugen.

Das Weib streckte, das Zeichen des Schwurs machend, den Arm aus und zeigte dann auf den Mund, als deute sie an, daß die Zunge ihr den Dienst versage.

„Sie sehen es, Herr!“ sagte der Mann. „Sie ist oft Tage lang so gelähmt, daß sie kein Glied zu rühren vermag, nicht einmal die Zunge, und das bewahrt den Herrgott vor den Anklagen, die sie gegen die Vorsehung erhebt, wenn das Fieber in ihren Eingeweiden tobt. ... Jetzt, Herr, wissen Sie, was Sie hören wollten. Wir sehen ein, daß wir Unrecht gethan, aber der Arme ist leichter zum Unrecht verführt, als der Reiche, von dem dennoch mehr Unrecht kommt, als von unser Einem ... Aber, Herr, Sie sagten ja, daß Sie was für uns zu thun bereit sein!“ setzte er hinzu, als Eugen in tiefes Nachdenken versank und sich den Bildern hingab, welche seine Phantasie ihm vorzauberte.

Eugen erwachte aus seinen Gedanken; er warf noch einmal einen Blick auf die traurige Umgebung, dann auf die beiden von Krankheit und Elend abgezehrten Menschen.

„Ich halte, was ich Euch versprach, und mehr!“ sagte er, sich erhebend. „Mein Wagen steht in der Nähe; er soll Euch unter ein besseres Dach führen; doch fürchte ich, daß der Transport Eurer Frau einige Vorsicht erfordert!“

„O nicht doch, Herr; sie ist zäh! So wie Ihr sie da seht, ist sie schon drüben in Rio auf's Schiff gegangen; das Fieber hat sie zur Mumie gemacht; wenn Sie aber so freundlich sein wollten, ihr einen Arzt zu schaffen, und wenn der sie so weit bringt, daß sie wieder Nahrung zu sich nehmen kann, so hat's wohl noch gute Wege mit ihr!“

Eugen entfernte sich, um für die Unglücklichen ein besseres Obdach zu besorgen, ließ beide, als der Polizeidiener mit dem

Arzte gekommen war, in eine benachbarte Schifferherberge bringen und eilte dann, um seinem Gönner und Protector, dem Obersten, die frohe Nachricht von dem Erfolge seiner Nachforschungen zu melden.

Welch eine glänzende Perspective hatte sich plötzlich vor dem Auge des jungen Mannes geöffnet! In ihm jubelte es, ein freudiger Stolz beseelte ihn. Kaum aber hatte er im Hotel die Feder ergriffen, um dem Obersten Nachricht zu geben, als die erstere seiner Hand entsank. Ein Gedanke durchzuckte seinen Kopf, der ihm das Blut aus den Wangen jagte und ihn fast vernichtete ... Kätchen! So lange sie die Tochter eines armen und schlichten Hauptmanns war, wie er der Sohn eines solchen, so lange besaß er Hoffnung, ja nicht allein Hoffnung, denn er wußte, daß Kätchen ihm herzlich zugethan; aber jetzt ...?

Eugen war wie niedergeschmettert; dieses Jetzt zertrümmerte das ganze schöne Gebäude, das er sich als Luftschloß errichtet.

Dennoch mußte er seine Pflicht thun. Er faßte sich und ergriff die Feder ...

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und zu seiner Ueberraschung trat — der Oberst herein.

Eugen ward durch seinen Anblick so verwirrt, daß sich sein Antlitz glühend roth färbte, daß er nicht einmal Worte zu finden wußte, um den Obersten zu begrüßen.

„Was ist Ihnen, Eugen?“ fragte dieser. „Sie jagen mir einen Schrecken ein! Ihre Nachricht war so günstig, daß sie mich

verleitete, gleich selbst zu kommen, um Ihnen in Ihren Bemühungen beizustehen . . . Was ist geschehen, Eugen?"

„Nichts, Herr Oberst . . . Und doch, viel, sehr viel!" stotterte er. „Verzeihen Sie meine Verwirrung . . . Die Ueberraschung, Sie zu sehen . . ."

„Und der Mann, den Sie gefunden zu haben glaubten?" fragte der Oberst hastig.

„Ist gefunden! Kätchens Anrechte sind gesichert!" antwortete Eugen, wieder erbleichend.

Der Oberst fixirte ihn mit seinem scharfen Blick. Ein Lächeln strich über sein Antlitz.

„Hm, hm! . . . Verstehe!" murmelte er in den Bart . . . „Doch erzählen Sie schnell, Eugen! Sie begreifen meine Neugier!"

Der Oberst warf sich vergnügt auf das Sopha und Eugen begann seine Erzählung.

„Vortrefflich das!" rief der Oberst, sich die Hände reibend. „Sie sind ein capitaler Junge! . . . Sie sollen auch der Verwalter aller der gräflichen Güter werden, mein Wort darauf!'

Diese Worte versetzten Eugen einen Dolchstich. Nicht Eigennutz, nicht Habsucht war es, was ihn in Aufregung versetzte; der Gedanke, Kätchen verlieren zu müssen, Kätchen, die er unaussprechlich liebte, sich für immer entrückt, so weit über ihn selbst gestellt zu sehen, daß sie für ihn unerreichbar, das schmerzte tief, das machte ihm das ehrliche Herz bluten. Ein Seufzer entwand sich unwillkürlich seinem Munde.

Der Oberst schaute ihn groß an.

„Wir verkaufen da die Haut, ehe wir den Bären haben!"

sagte er lachend. „Jedoch, wenn das Alles so ist, wie Sie sagen, so haben wir dennoch gewonnen . . . Aber, wie mir scheint, lieber Freund, sind Sie nicht einmal zufrieden mit der vortrefflichen Offerte, die ich Ihnen soeben machte!"

„O gewiß!" antwortete Eugen langsam und tonlos. „Sie sind so gütig gegen mich, Herr Oberst!"

„Wenigstens mehr als Sie aufrichtig gegen mich sind, lieber Eugen! Sagen Sie's nur gerade heraus: Sie hatten höher fliegende Pläne . . . Pläne, die ich entschieden mißbilligen müßte im Namen und Interesse meiner Adoptiv-Tochter, denn das ist sie seit gestern. Ich komme soeben vom Hause, wo ich Alles geordnet habe. Kätchen Schirmer existirt nicht mehr, sie heißt jetzt Kätchen von Beda. Natürlich mußte ich dies eilig betreiben, ehe wir ihre wahre Herkunft gerichtlich bestätigten. Ich bin dabei freilich ein wenig in die Brüche gerathen, da es sich herausstellte, daß Kätchen weder Taufschein noch sonst dergleichen besitzt, indeß habe ich das durch meinen Einfluß einstweilen zu überspringen gewußt. Kätchen ist jetzt meine Tochter."

Eugen hörte das mit an, ohne den Sinn dieser Worte ganz zu verstehen; sein Kopf war so wirr, so confus, daß er nur die letzten Worte aufzufassen vermochte.

„Sie verstehen, was ich soeben sagte, Eugen?" fuhr der Oberst fort.

„O, vollkommen!" antwortete Eugen ebenso passiv.

„Als meine Tochter hat sie wenig; ich lebe von meiner Pension, und für mein kleines Vermögen habe ich das Häuschen ihres früheren Vaters erstanden . . . Sagen Sie mir,

Eugen," fuhr der Oberst fort, indem er sich vor ihn stellte und ihm die Hand unter das Kinn legte, „wenn Ihnen die Stellung als Verwalter der gräflichen Güter nicht behagt und wir diese also an Ihren Freund Fritz Wagner übertragen müssen, hätten Sie wohl Lust, mein Schwiegersohn, d. h. der Mann meiner Adoptiv-Tochter zu werden?"

Eugen bebte an allen Gliedern vor freudiger Ueberraschung; er schlug das Auge auf, er erfaßte zitternd die Hand des Obersten und drückte sie an seine Lippen.

„Herr Oberst!" rief er außer sich und unfähig, weiter zu sprechen.

„Kurz heraus mit der Sprache! Sie wissen, ich bin ein Freund des Positiven!"

„O, Sie wissen ja, wie unendlich glücklich Sie mich machen!" rief Eugen, sich in des Obersten Arme werfend.

„Gut, so kommen Sie in mein Zimmer!" sagte der Oberst, ihn bei der Hand nehmend und mit sich über den Corridor führend. Endlich schob ihn der Oberst in einen Salon, an dessen Schwelle Eugen im ersten Momente wie geblendet stehen blieb.

Was er sah, war ihm so unerwartet, erschien ihm so unmöglich, daß er seinen Augen nicht trauen zu dürfen glaubte. Da stand nämlich Kätchen, das leibhaftige Kätchen, lächelnd, mit einem so schelmischen Gesicht, wie er dies nie bei dem armen Mädchen gesehen; nicht mehr leidend und bleich, nein, frisch und blühend, schön wie eine Juno, doppelt plastisch in ihrer Erscheinung durch das dunkle Seidengewand, das ihrer makellosen Gestalt ein herrliches Relief gab. . . . Und wie er

sie vor sich stehen sah in dieser vornehmen Robe, wie er den Blick staunend und starr auf ihr haften ließ, da war es, trotz ihrem Lächeln, nicht mehr das arme, verwaiste und schutzlose Kätchen, nicht mehr die Unglückliche, die flehend die Arme nach ihm ausgestreckt, als er sie verzweifelnd in jenem Städtchen sah ... Ach, das war ja das Kind des Reichthums, des Glücks! Sie erschien ihm so imponirend, so aristokratisch, daß er unwillkürlich und erröthend vor Verlegenheit eine tiefe Verbeugung machte und wie an den Boden gefesselt nicht von der Stelle kam.

Ein lautes Gelächter weckte Eugen aus seiner Befangenheit, aus der Verwirrung, in welche ihn dieser Anblick geworfen. Es war Fritz, der gute alte Freund, den er seit mehreren Wochen nicht gesehen, und der jetzt auf ihn zueilte, um ihn in seine Arme zu schließen.

„Eugen!" rief dieser. „Ist Dir der Hamburger Nebel aufs Gehirn geschlagen oder was ist mit Dir geschehen, daß Du Deine alten Freunde wie Elephanten betrachtest und uns mit tiefen Bücklingen begrüßest!"

Jetzt erst fand Eugen seine Geistesgegenwart wieder, und als Kätchen ebenfalls auf ihn zugeeilt war, ihm so herzlich die Hand reichte und ihn ins Zimmer herein zog, konnte er nicht umhin, einen stürmischen Kuß auf die schöne Hand zu drücken.

„Sie, Kät ... mein Fräulein," verbesserte er sich. „Wie konnte ich ahnen, daß mir eine solche Ueberraschung bevorstehe!"

„Nicht mein Fräulein, sondern Kätchen, wenn ich bitten

darf!" rief diese lächelnd. „Es scheint wirklich, mein Herr Eugen, als hätten Si Lust, sich mit Ihren alten Freunden auf einen ganz fremden Fuß zu stellen!"

„So erscheint es auch mir, liebes Kätchen", sagte der Oberst zu der Gruppe tretend. „Ich sehe ein, daß es nothwendig, uns hier gleich auf den richtigen Fuß zu stellen. Ich bitte deßhalb sofort um einige Augenblicke Gehör, denn ich werde heute noch viel zu thun haben und meine Zeit ist kostbar . . . So, stellt Euch hierher, alle Drei, damit ich Euch richtig ins Auge fassen kann."

Damit nahm er Kätchens Hand und zog sie zu sich.

„Euch Beiden da, meine jungen Freunde, habe ich die Ehre, hier meine Adoptiv-Tochter, Fräulein Kätchen oder Katharina von Beda vorzustellen; das Fräulein Schirmer existirt nicht mehr . . . . Eugen, ich bitte, geben auch Sie mir die Hand!"

Der Oberst zog Eugen auf seine andere Seite.

„Sie, lieber Herr Wagner, bilden jetzt das Publikum, zu welchem ich noch zu reden habe, so zu sagen: die Oeffentlichkeit. Demnach stelle ich Ihnen auch meinen bisherigen Mündel, Ihren bisherigen und ferneren Freund Eugen Reuter als den Verlobten meiner Adoptiv-Tochter, mithin als meinen zukünftigen Schwiegersohn vor. . . . Seid Ihr Beide damit einverstanden?" setzte er, sich an Eugen und Kätchen wendend, hinzu.

Die letztere schlug verlegen die Augen nieder und schwieg. Eugen in seinem Entzücken fiel dem Obersten abermals um den Hals. Dieser schüttelte sich den jungen Mann ab.

„Nicht mich sollst Du heirathen, sondern diese hier!“ rief er lächelnd.

Eugen trat überglücklich zu Kätchen; er erfaßte ihre Hand, die sie ihm ließ, ohne das Auge zu erheben. Eugen bedeckte die Hand mit glühenden Küssen.

„Kätchen!“ rief er aus. „O sagen Sie mir: können Sie mich lieben!“

Ein Druck ihrer Hand war die stumme Sprache, deren Kätchen allein fähig war. Eugen schloß das Mädchen an sich, Kätchen lehnte ihre Stirn an seine Brust, um die Thränen der Freude zu verbergen, welche ihr Auge feuchteten.

„O Gott im Himmel,“ flüsterte sie, „wie danke ich dir, daß du mich noch so glücklich werden ließest! . . . Eugen!“ fuhr sie dann fort, indem sie es wagte, das Antlitz zu ihm zu erheben und ihm ins Auge zu blicken. „Was Sie an mir thaten, ich will versuchen, es tausendfach durch meine Liebe zu vergelten! . . . . Und Sie, mein zweiter Vater!“ rief sie, sich von Eugen losreißend, nachdem dieser sie noch einmal mit Innigkeit an sein Herz geschlossen. „Auch Ihnen noch einmal meinen heißesten Dank! . . . Gott wird mir verzeihen, daß ich an seiner Barmherzigkeit gezweifelt! Er prüfte mich hart und entschädigt mich durch unendlich mehr Freude und Wonne, als ich Arme sie verdient habe! . . . Dank! Herzlichsten, innigsten Dank!“

Freudenthränen entperlten den Augen Kätchens, als sie den Oberst umarmte, der mit dem Lächeln des herzlichsten Wohlwollens einen Kuß auf ihre Stirn drückte. . . . . .

An demselben Tage noch begab sich der Oberst, von Eugen und einer Gerichtsperson begleitet, nach der Schifferherberge der Vorstadt.

Am nächsten Morgen ward auch Kätchen in derselben Begleitung dorthin geführt, ohne daß man ihr vorher den eigentlichen Zweck dieses seltsamen Weges genannt. Man hatte ihr nur gesagt, es handle sich darum, zwei zurückgekehrten, unglücklichen Auswanderern beizustehen, und gern hatte sich Kätchen hierzu bereit erklärt.

Als Kätchen nach einer Stunde die Herberge wieder verließ, war ihr Antlitz bleich; es lag etwas Feierliches in ihren Zügen. Schweigend und still vor sich niederblickend saß sie mit Eugen und dem Obersten im Wagen. Ebenso unausgesetzt und zerschmetternd wie die Schläge des Schicksals sie früher getroffen, ebenso schnell, wunderbar und erdrückend traf sie jetzt ein Glück nach dem andern; so schnell und überraschend, daß Kätchen zitterte vor dem Uebermaß des Glücks, daß sie vor sich selbst und ihrer Lage erschrak, daß sie an einen Traum glauben mußte — und dennoch umgab sie die beseligendste Wirklichkeit.

Da saß neben ihr der Oberst mit dem weißen Haar und Bart, mit dem wohlwollenden, freundlichen Gesicht, mit dem gutmüthigen Auge, das sie so herzlich anlächelte. Da saß vor ihr Eugen, der Mann, für den ihr Herz in so inniger, dankbarer Liebe schlug; da waren sie alle Beide, die sie schützten und liebten . . . Nein, es konnte kein Traum sein!

„O, wenn das Glück doch aufhörte mit seinem Füllhorn; ich *fürchte* mich vor ihm!" flüsterte sie leise vor sich hin, und

als suche sie Schutz vor der Verfolgung dieses Glücks, erfaßte sie, ohne das Auge zu erheben, Eugens Hand und preßte sie in die ihrige.

Eugens Blick ruhte überglücklich auf den niedergeschlagenen Augenlidern des Mädchens, das so bleich, so still und in sich gekehrt da saß. Er verstand sie und erwiederte mit Innigkeit den Druck ihrer Hand. . . . .

„Nun, Kätchen, was sagst Du jetzt?“ fragte der Oberst, als alle Drei in das Hôtel zurückgekehrt waren. „Willst Du auch jetzt noch meine Tochter bleiben?“

Kätchen warf sich an seine Brust.

„Immer!“ rief sie. „So lange Sie mich Ihrer würdig halten! . . . . Ach, das Alles ist ja nicht wahr! Es kann und darf nicht wahr sein! . . . Verlaßt Ihr mich nur nicht, damit all dies Glück mich nicht wieder so namenlos unglücklich mache!“

„Eben um diese Wahrheit vor der Welt wahr zu machen, haben wir während der letzten Wochen Himmel und Erde in Bewegung gesetzt“, sagte der Oberst. „So viel aber ist ganz gewiß wahr, daß kaum jemals ein Erdenkind vom Schicksal für erlittene Unbill so glänzend entschädigt worden, wie Du, Kätchen! . . . Laß Dir jetzt Deinen wiedergewonnenen Frohsinn nicht trüben; bleib mein gutes, herziges Kätchen, liebe Deinen Eugen, wie er es verdient, denke, Du seist noch das arme, aber glückliche Kätchen, das Du gewesen, richtet Euch Beide in Eurem Himmel so gut ein, als es geht, und da Ihr die irdischen Mittel dabei nicht zu schonen braucht, so wendet Euch stets an

den Verwalter derselben, Herrn Wagner hier, den ich zu diesem Zweck aus seiner Carriere gerissen, und der uns heute schon nach der Residenz voraus reisen wird, um uns dort Quartier zu machen!"

Jetzt war die Reihe an Fritz, seiner neuen Gebieterin seine Verbeugung zu machen.

„Fritz," sagte Eugen, seine Braut in die Arme schließend und dem Freunde die andere Hand reichend, „wer hätte das Alles geahnt, als wir Beide noch ein paar arme Bureau-Schreiber waren!"

Am Abend dieses glücklichen Tages, als Fritz bereits abgereist war und der Oberst, Eugen und Kätchen sich trennten, um die Ruhe zu suchen, übergab der erstere Kätchen abermals ein Papier.

„Lies das, wenn Du allein bist, Kätchen, sagte er mit weicher Stimme; „es ist gewissermaßen das Vermächtniß Deines Wohlthäters, den Du bisher für Deinen Vater hieltest."

Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn und überließ sie sich selbst.

Als Kätchen allein war und noch einmal die Ereignisse dieses letzten Tages, die ihr noch jetzt fast unbegreiflichen Aufschlüsse hinsichts ihrer eigentlichen Zukunft überdachte, fiel ihr Auge auf die Schriftzüge des ihr vom Obersten übergebenen Papiers, das sie mechanisch geöffnet hatte.

Ihr Auge weitete sich, es füllte sich mit Thränen. Inbrünstig preßte sie das Papier an ihre Lippen, denn Sie erkannte die Handschrift jenes Mannes, der ihr so theuer, der

ihr ein Vater gewesen. Es war das Papier, welches Eugen bei seiner Haussuchung dem Hofmeister Hermann abgenommen, dasselbe, welches auf seinem Couvert die Aufschrift trug: „An Kätchen. Geschrieben im Jahre 1858. Nach meinem Tode sofort zu eröffnen."

Mit hoher Andacht las Kätchen dieses Document. Immer wieder begann sie, es von Neuem zu lesen, und jetzt erst, nachdem sie das Unglaubliche auch von dem seligen Pflegevater bestätigt sah, dessen Worte ihr stets ein Evangelium gewesen, jetzt erst verschwand auch der letzte Zweifel, welchen Kätchen noch in Betreff ihrer Abstammung gehegt; jetzt erst begann sie dem Glück zu trauen, das sie bis zu diesem Augenblick wie eine neue Versuchung betrachtet, deren Sinn und Ziel ihr freilich nicht klar gewesen.

Wir ermüden unsre Leser hier nicht mit Wiederholung Dessen, was wir bereits wissen. Der alte Hauptmann gestand in seinem Schreiben, daß sie nicht sein Kind, daß sie eben durch jenen uns bekannten Zufall in sein Haus gerathen. Als er nach langen Jahren, nach Empfang jenes Briefes von dem Auswandrer in Brasilien die wahre Herkunft Kätchens erfahren, hatte er sich sofort nach dem Gute der Gräfin begeben, dessen Schloß diese seit den Revolutions-Scenen nie mehr betreten. Dort hatte man dem Hauptmann gesagt, das Kind der Gräfin sei in der Nacht in dem Schlosse, dessen einen Flügel der rohe Haufe in Brand gesteckt, umgekommen; die Gräfin selbst sei aber keineswegs mit ums Leben gekommen, sondern wohne seit jenen Vorfällen zurückgezogen in der Residenz.

Lange — so schrieb der Hauptmann — habe er mit sich gekämpft; er habe sich wohl hundertmal entschlossen, Kätchen ihrer Mutter zurück zu bringen, aber er habe eingesehen, daß es sein Tod sein würde, wenn er sich von ihr trennen müsse, die er so innig lieb gewonnen. Daß dies aber endlich doch einmal geschehen müsse, daß dies seine heilige Pflicht sei, sehe er ein und so habe er denn fest beschlossen, Kätchen in das Haus ihrer Mutter zu führen, sobald sie das achtzehnte Jahr erreicht. Um inzwischen Kätchens Ansprüche für den Fall zu sichern, daß er selbst unerwartet schnell aus dem Leben abgerufen werde, schreibe er diesen Brief schon jetzt, damit er nach seinem Tode in Kätchens Hände komme.

In einer Nachschrift, die der alte Hauptmann kurz vor der Abreise Kätchens nach der Residenz, also kurz vor der Trennung geschrieben, hieß es:

„Gottes Wege und Rathschlüsse sind wunderbar! Man treibt mich mit Gewalt aus dem kleinen Asyl, das ich meinem Bruder verdanke. Da Du, Kätchen, herangewachsen bist, da der Zeitpunkt nahe, an welchem ich unabänderlich beschlossen, Dich von meinem Herzen zu stoßen, Dich Deiner Mutter, einem stolzen, gefühllosen Weibe, wie ich höre, zu übergeben, so schrieb ich an meinen alten Kameraden, er möge Dir eine Stellung in der Residenz verschaffen. Ich selbst versprach, Dir sofort dorthin zu folgen. Meine Absicht war, dort unter der Hand mir die Ueberzeugung zu verschaffen, ob man Dich als Tochter anerkennen werde, zu hören, ob sich Deine Mutter überhaupt nach Dir sehne. Mein Freund, der Oberst von Beda, erfüllt

meine Bitte und — eine wunderbare Fügung des Himmels! — er verschafft Dir ein Unterkommen in dem Hause der Gräfin Werther, Deiner eigenen Mutter!

Heute, Kätchen, reisest Du ab. Ahnungslos wirst Du jene Schwelle betreten, ahnungslos wird man Dich an jener Schwelle empfangen — an der Schwelle Deines väterlichen Hauses! . . . Du und Deine Mutter, Ihr werdet Euch fremd sein, wenn nicht ein merkwürdiger Zufall ein Erkennen herbeiführt; dies aber scheint mir unmöglich!

Da mich der Himmel so lange Dir erhalten hat, mein Kätchen, und da ich Dir schon in einigen Wochen zu folgen gedenke, so wird dieser Brief wohl unnöthig und mein eigener Mund bestimmt sein, Dir die Aufschlüsse zu geben, welche ich für den Nothfall hier oben schriftlich aufgesetzt. Indeß, ich füge auch dies noch dem Obigen hinzu, verschließe diesen Brief wieder und lege ihn an seine alte Stelle in meinem Pulte, denn kein Menschenkind weiß ja, ob ihm der Abend noch geschenkt ist. Jedenfalls, Kätchen, ist es mir eine Beruhigung, Dich in das Haus Deiner eigenen Mutter treten zu sehen. Gott schenke mir noch so lange das Leben, bis ich wieder bei Dir sein kann!"

Dies war der Inhalt des Papiers, das man wohl versiegelt in dem Nachlaß des alten Hauptmanns fand. Fügen wir zur Erklärung der in unsrer Geschichte erwähnten Ereignisse hinzu, daß der Alte, als er nach Kätchens Abreise erkrankte, als er fühlte, daß es dennoch mit ihm zu Ende gehen könne, ehe er sein geliebtes Pflegekind wiedersehe, an seinen Freund, den

Obersten schrieb, wer Kätchen sei, und ihm für den Fall seines Todes auftrug, für Kätchens Anerkennung Sorge zu tragen. Er versäumte hierbei nicht, ganz besonders darauf hinzuweisen, daß der Schwager der Gräfin selbst das Kind damals an den Auswandrer verkauft, und daß diesem Schacher ohne Zweifel eine schändliche Absicht zu Grunde liege. Eben diese Furcht vor dem Schwager der Gräfin, dem das erwachsene Mädchen gewiß ebenso im Wege stehen werde, wie damals das unschuldige Kind, sei namentlich eins der Motive gewesen, welche ihn bestimmt hätten, Kätchen so lange verborgen zu halten. Er habe eingesehen, daß die Anerkennung des Mädchens vielleicht harte Kämpfe gekostet haben würde, zu diesen hätte er eines tüchtigen Verbündeten bedurft, den er bei seiner Ankunft in der Residenz in ihm, dem Obersten, zu finden gehofft. Jetzt aber stehe er unerwartet am Rande des Grabes; sobald der Oberst von seinem Tode höre, möge er sich Kätchens annehmen, er gebe das Kind in seinen Schutz.

Wir wir hörten, befand sich der Oberst damals grade in einem Curort, inmitten einer strengen Cur, die keine Unterbrechung litt. Ueberzeugt, daß Kätchen in dem Hause ihrer Mutter, in das er sie durch seine Empfehlung ganz ahnungslos selbst gebracht, einstweilen gut aufgehoben sei, hatte er seine Thätigkeit für Kätchen bis zu seiner Rückkehr aufgeschoben. Wie uns aber ebenfalls bekannt, waren die wenigen Wochen zwischen dem Empfang des Briefes vom Hauptmann Schirmer und der Rückkehr des Obersten von so schweren und vernichtenden Ereignissen bezeichnet, daß der Oberst die Lage der

Dinge ganz anders fand als er sie erwartet, also auch ganz anders operiren mußte, als er sich vorgenommen. Wir wissen, mit welcher Vorsicht der Oberst seinen neuen Plan verfolgte und durch wie glückliche Umstände derselbe mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt ward.

XX.

Schluß.

Der vergangene Sommer war der erste, in welchem Eugen mit seiner jungen Gattin als junger und glücklicher Ehemann in dem kleinen Gartenhäuschen am Rhein seine Wohnung nahm. Gleichzeitig hatte er in dem nur wenige Stunden von hier entfernten Badeort eine glänzende Wohnung gemiethet, und wenn er einige Wochen hindurch mit seinem theuren Kätchen in der romantischen Zurückgezogenheit des schattigen Gärtchens am Ufer des Rheines verplaudert, pflegten Beide, lebenslustig und glücklich, wie sie waren, sich gern auf einige Tage in das bunte Gesellschaftstreiben des Badeortes zu mischen, in welchem Kätchens Schönheit zu Eugens nicht geringem Stolze die allgemeinste Bewunderung erregte.

Zuweilen auch machten Beide ihrem guten Freunde Fritz einen kurzen Besuch, der als kleiner Souverain, d. h. als un=

umschränkter Verwalter die weiland gräflichen, jetzt einfach Reuter'schen Güter beherrschte und von Eugens ehelichem Glück angestachelt, mit dem Plane umging, sich sobald als irgend möglich ebenfalls eine schöne „Schloßfrau“ anzuschaffen.

Zu Eugens Zerstreuungen gehörte es, mit dem Obersten und seiner Gattin täglich ein Stündchen den Launen des Glücks am Spieltische des Curhauses zuzuschauen, die Physiognomien der Spieler zu beobachten, was ohne Zweifel eine der interessantesten Unterhaltungen ist, und auch wohl dann und wann selbst einige Goldstücke seines ungeheuren Vermögens dem treulosesten aller Götter, dem Gott Hazard, zu opfern. Auch der Oberst versuchte sein Glück fast täglich am grünen Tisch; er nannte das ein Vergnügen, das er sich gönnen dürfe, so lange es in den Schranken seiner Verhältnisse sich bewege.

Kätchen pflegte dann an Eugens Arm zu hangen und dem so wüsten Bilde zuzuschauen, das sich nur gar zu oft vor ihnen entwickelte; auf ihr so zart besaitetes Gemüth mußte die Zerstörung, welche die Leidenschaft des Spiels auf einzelnen der hier erscheinenden Gesichter zurückgelassen, nothwendig den peinlichsten Eindruck machen. Kätchen war jetzt in ihrer neuen und so glänzenden Lebensstellung dasselbe bescheidene Veilchen geblieben, als welches sie einst am Ufer des Rheines aufgewachsen; ihre Welt, ihr Alles war Eugen, und fehlte ihr dieser einmal, so war sie an der Seite ihres Adoptiv-Vaters, des Obersten, der sich vorgenommen zu haben schien, mit seiner schönen Tochter die gesammten Schönheiten, welche von diesseits und jenseits

des Rheines im Badeorte zusammengeströmt waren, gehörig „auszustechen.“

Eines Nachmittags, als der Oberst, der übrigens niemals mehr wagte, als „seine Verhältnisse gestatteten“, auch am Spieltische saß, eben einen kleinen Hügel von Goldstücken vor sich aufgebaut hatte und deßhalb nicht vom Spieltisch fort zu bringen war — eines Nachmittags zog Kätchen ihren Gatten aus dem Spiel-Saal, um mit ihm eine Promenade im Cur-Garten zu machen und dann Fritz, den man an diesem Abend erwartete, vom Bahnhofe abzuholen.

„Die Luft hier drinnen ist so schwül, Eugen,“ sagte sie, „und diese häßlichen, von Leidenschaft verzerrten Gesichter machen schließlich auf mich einen so unangenehmen Eindruck, daß ich mich vor ihnen fürchte! . . . Komm, Eugen!“ setzte sie hinzu, und versuchte ihn fortzuziehen.

Eugen hatte allerdings ein paar Schritte zur Thür gethan, war aber dann plötzlich nicht mehr von der Stelle zu bringen; seine Auge haftete unverwandt auf einer Gruppe, die vom Garten herein getreten war.

Befremdet folgte Kätchens Blick seinem Auge und mit einer kleinen Anwandlung von verzeihlicher Eifersucht musterte sie eine sehr schöne junge Dame, die von einem jungen Mann und einer ehrwürdigen Matrone begleitet war und bei Eugens Anblick unwillkürlich stutzte.

„Kennst Du diese Dame, Eugen?“ flüsterte Kätchen besorgt und wollte ihn fortziehen.

Eugen riß sich los von diesem Anblick; er überhörte Kätchens Frage und schritt sinnend und schweigend mit Kätchen in den Garten.

„Eugen, Du bist so nachdenkend! Sag mir, wer war die schöne junge Dame?"

„Ah, Du kennst sie nicht? . . ." antwortete er zerstreut. „Doch freilich, sie muß Dir ja unbekannt sein!"

„Um so mehr könntest Du mir sagen, wer sie ist!"

„Frage jetzt nicht, Kätchen! Später! Heute Abend sollst Du es erfahren!"

Eugen wandte sich noch einmal zurück. Er sah einen seiner Bekannten, einen Badegast, mit dem er häufig verkehrte, mit dem Begleiter jener Damen einen Gruß wechseln und dann ebenfalls in den Garten treten.

Diese Entdeckung schien Eugen sehr willkommen. Er wandte seine Schritte so, daß sein Freund ihm begegnen mußte. Dieser schloß sich Eugen an, um ihn und seine Gattin auf der Promenade zu begleiten.

Kätchen schien durch Eugens Verschwiegenheit ein wenig verstimmt. Eugen that, als bemerke er dies nicht.

„Sie wechselten soeben einen Gruß mit einem jungen Mann im Cursaale?" fragte er seinen Freund.

„Allerdings! Es ist ein Bekannter von mir, ein Ingenieur aus Paris, der auf einer Hochzeitsreise mit seiner reizenden jungen Frau begriffen ist. Ihre Mutter, eine sehr liebenswürdige Matrone, begleitet sie."

„Kennen Sie den Familien-Namen dieser jungen Frau?" fragte Eugen weiter.

„Sie ist die Tochter eines polnischen Offiziers, der in Afrika in französischen Diensten gefallen; ihr Name ist Magda Bresinska.

Ein Zucken in Kätchens Arm verrieth Eugen, daß diese jetzt die Antwort auf ihre vorhin an ihn gerichtete Frage gefunden, denn hatte sie von dieser Dame früher auch nichts gewußt, so war ihr doch aus den Erzählungen Eugens die Bedeutung dieses Namens bekannt geworden.

In der That war es Magda Bresinska, der wir hier am Schlusse unsrer Erzählung als glückliches junges Weib wieder begegnen. Magda hatte gesühnt was sie gefehlt. Der Verzeihung ihrer Mutter folgte auch die von oben. Magdas Herz gesundete unter der zärtlichen Sorgfalt, welche die Mutter dem wiedergefundenen Kinde zu Theil werden ließ. Der Frühling hauchte ihr neuen Lebensmuth ein und die traurigen Erlebnisse, deren Zeuge wir gewesen, traten allmählig in den Hintergrund ihrer Seele. Und wenn zuweilen sich wieder ein Wölkchen der Schwermuth auf ihre Stirn lagerte, verstand es ihr Gatte, ein heiteres, glückliches Temperament, dasselbe hinweg zu schmerzen.

Von dem Verbleiben des Grafen hat man nichts gehört, auch keine Spur von ihm gefunden. Josef Ringermann betrauert in lebenslänglicher Zuchthausstrafe den unseligen Moment, in welchem er sich durch glänzende Vorspiegelungen des alten Grafen

verleiten ließ, für wenige Wochen einer sorglosen Gentlemans-Rolle ein Verbrecher zu werden.

Niemand wallfahrtete zu Alfreds Grabe und im Herbste schon war mit wildem Unkraut überwuchert, was eine barmherzige Hand auf dieses Grab eines Unglücklichen gepflanzt.

Oh [illegible]! Was für schöne ganz neue Dinge hast Du hier geschrieben! Bleib bei Deinem [illegible]!

Druck von E. Steinthal in Berlin.